Geschichte

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Vierter Band.
1756—1763.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Geschichte

des

Preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Zweite Abtheilung.

Vom Regierungsantritt Friedrich des Großen

bis zum

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III.

Geschichte

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Vierter Band.
1756—1763.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.



Erstes Kapitel.

Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Das preußische Heer war in vollständigster Marschbereitschaft. Des Königs Plan stand fest. Er wollte durch Sachsen nach Böhmen ziehen, unterwegs das sächsische Heer entwaffnen und den König von Polen zur Bundesgenossenschaft oder im Weigerungsfalle zu unbedingter Unterwerfung zwingen. Gleichzeitig sollte Schwerin mit den schlesischen Truppen aufbrechen, vor Prag, wo möglich, wollte man zusammentreffen. Die Sachsen mit ihrer mehr als zweideutigen Haltung durfte man nicht im Rücken haben; auch als Alliirte wäre kein rechter Verlaß auf sie gewesen. So ist es zu erklären, daß Friedrich II. durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in das Gebiet seines Nachbarn einbrach, es demselben gradezu unmöglich machte, mit Ehren der preußischen Aufforderung sich zu fügen. Es scheint, daß man von der Treue und Tapferkeit der sächsischen Armee nicht die richtige Vorstellung hatte, der König war über diesen Punkt durch Winterfeld's Berichte getäuscht.

Dieser General hatte sich auf seiner Reise nach Carlsbad in Dresden aufgehalten und, durch das höfliche Benehmen der sächsischen Officiere getäuscht, seinem Herrn gemeldet, es bestehe unter denselben eine große Partei, die nichts sehnlicher wünsche, als an der Seite der Preußen gegen Oesterreich zu kämpfen. Es würde nur einer „douce violence“ bedürfen, um sie, sogar wider Willen ihres Königs, in preußische Dienste zu ziehen [1]).

Am 25. August 1756 erhielten die Gesandten in Berlin und Dresden die Mittheilung, daß der König nicht vermeiden könne, mit seinem Heere den Weg durch Sachsen zu nehmen. Strengste Mannszucht sollte gewahrt, dem Lande möglichst wenig Lasten verursacht werden. Gleichzeitig mit dieser Erklärung rückten 70,000 Mann Preußen mit mehr als 200 Geschützen in drei Colonnen über die Grenze. Der König führte das mittelste Corps. So geheimnißvoll waren die Vorbereitungen zu dem Marsche getroffen, daß sogar die Generale erst unter Weges das Ziel desselben erfuhren. Schon am 6. September war diese ganze Heeresmacht in der Umgebung von Dresden versammelt. Hier herrschte vollkommene Rathlosigkeit. In ganz Sachsen befanden sich kaum 18,000 Mann, noch dazu in den verschiedensten Standorten zerstreut. Die Aus-

---

[1]) Aufzeichnungen des General v. Vitzthum. Geheimnisse des S. Cabinets. I. 51.

rüstung war höchst unvollkommen, die Festungen Wittenberg und Torgau im erbärmlichsten Zustande. Der Hof brauchte das Geld zu nöthig für seine Lustbarkeiten, um für die Vertheidigung des Landes Etwas erübrigen zu können. Zwar hatte des Königs natürlicher Bruder, Feldmarschall Rutowsky, bereits im Sommer auf das, was Noth that, dringend hingewiesen, allein man achtete seine Mahnungen nicht. Erst als die Preußen die Grenze überschritten hatten, begann man Truppen zu sammeln und dieselben nach einem ebenfalls von Rutowsky entworfenen Plane in ein für unangreifbar gehaltenes Lager an der Elbe zwischen Pirna und dem Königsstein in Sicherheit zu bringen. Von hier aus hoffte man die Verbindung mit dem österreichischen Heere in Böhmen zu bewirken. Allein das Lager war in der That nicht unangreifbar, sondern hätte erstürmt werden können, wenn man Menschen genug opfern wollte, und außerdem schien, wie schon Archenholz bemerkt, der Platz so gewählt, daß er vielmehr einen von Böhmen anrückenden Feind, als die schon im Lande stehenden Preußen bedrohte. Den schlimmsten Fehler aber beging man durch die mangelhafte Verproviantirung der hier zusammengedrängten Menschenmassen. Am 2. September war das Lager bezogen worden. Friedrich II. schloß dasselbe bald durch 32,000 Mann so dicht ein, daß schon vom 15. ab jede Zufuhr abgeschnitten war. König August hatte sich mit den beiden ältesten

Prinzen und seinem Brühl auf den Königsstein begeben, wo sie, an schwelgerisch besetzter Tafel sitzend, auf die darbenden Soldaten herabblicken konnten, die mit bewunderungswürdiger Treue bereit waren, ihr Leben dem Schwerte oder dem Hungertode für einen so unwürdigen Monarchen zu opfern. An der Hoffnung, die Oesterreicher unter Feldmarschall Browne von Prag her zum Ersatz heranrücken zu sehen, hielten sie sich von Tag zu Tage aufrecht.

Inzwischen war Friedrich am 10. September nach Dresden gekommen, hatte sein Quartier aus Rücksicht für die Königin von Polen und deren Kinder nicht im Schlosse, sondern in einem Garten der Vorstadt genommen und ließ die königliche Familie durch den Feldmarschall Keith auf's Höflichste begrüßen. Ueberhaupt benahm er sich, soweit es seine politischen und militärischen Absichten gestatteten, mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen Jedermann, hielt offen Tafel vor einer großen Schaar von Zuschauern und besuchte sogar, den sehr kirchlich gesinnten Sachsen zu Liebe, den Gottesdienst und beschenkte den Prediger.

Vor allen Dingen lag ihm daran, das kühne Unternehmen, welches er gegen den Rath und Wunsch fast aller Cabinette Europa's begonnen, vor den Augen derselben zu rechtfertigen, indem er ihnen die Urkunden über das große Angriffsbündniß vorlegte, welches, wie er fest glaubte, Oesterreich, Rußland und Frankreich trotz alles

Ableugnens gegen ihn geschlossen hatten. Er hoffte das Original im Dresdener Archiv zu finden und ertheilte seinem Commandanten, General Wylich, den gemessensten Befehl, sich den Zugang zu diesen Papieren zu eröffnen. Man hatte beim Anrücken der Preußen die wichtigsten Schriftstücke in drei an die Gemächer der Königin anstoßende Zimmer gebracht. Den Schlüssel trug sie selbst bei sich. Der von Wylich abgeschickte Officier traf die Fürstin auf dem Rückwege aus der Kirche in einer Gallerie, auf welche die Thür dieses Archivs ausmündete. Mit Unwillen verweigerte sie die Herausgabe der Schlüssel. Erst als Wylich selbst erschien und fußfällig vorstellte, wie er Befehl habe, im äußersten Falle Gewalt zu brauchen, gab sie nach. Die Thür wurde geöffnet und vierzig Bände Akten nach Berlin gesandt, wo der Minister Herzberg dieselben für sein Kriegsmanifest benutzen sollte [1]).

Jene vierzig Bände enthielten übrigens kaum Etwas, was man nicht schon durch Menzel erfahren hatte, denn die förmlichen Angriffsbündnisse existirten damals noch nicht, sondern wurden erst durch den Einmarsch in Sachsen in's Leben gerufen [2]).

---

[1]) Dasselbe erschien unter dem Titel: Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe etc. avec les pièces originales et justificatives etc. Berlin 1756.

[2]) Allerdings hatte sich Oesterreich schon bei Abschluß des Versailler Bündnisses vom 1. März 1756 die größte Mühe gege-

Sehr lebhafte Unterhandlungen und fast täglicher Briefwechsel fand zwischen dem Könige von Preußen und dem Könige von Sachsen, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, Statt. August III. wollte sich zu nichts Anderem als zu einer Neutralitätserklärung verstehen. Zu dem Versprechen, seine Armee in die Friedensquartiere zu zerstreuen, war er nicht zu bewegen, er ermunterte vielmehr die Truppen zur äußersten Beharrlichkeit, fest überzeugt, daß es ihnen gelingen werde, sich durchzuschlagen oder die Oesterreicher zum Entsatz heranzuziehen.

In ohnmächtigem Zorn mußte er von seinem Königsstein mit ansehen, wie Friedrich II. sich in Sachsen häuslich einrichtete, die Minister entließ, Verwaltungsbehörden einsetzte, alle königlichen Kassen leerte, die Abgaben einzog und das Kriegsmaterial aus den Zeughäusern in die preußischen Festungen abführen ließ. Denn so unvorbereitet war man überrascht worden, daß alle diese wichtigen Gegenstände Preis gegeben wurden. Daran waren die Berichte des sächsischen Gesandten in Berlin Schuld gewesen, welcher den thörichten Grafen Brühl in der Meinung bestärkte, die

---

ben, dasselbe in eine Angriffsallianz zu verwandeln. Der französische Hof wollte sich jedoch damals noch nicht dazu verstehen, weil man den Frieden auf dem Continent zu erhalten wünschte. Stuhr I. p. 50.

preußischen Rüstungen seien bestimmt, Hannover gegen die Franzosen zu decken [1]).

August III. hätte sich gern nach Warschau begeben, wo seine Gegenwart, des bevorstehenden Reichstages wegen, dringend nothwendig war, allein er konnte die Pässe zur Abreise nicht erlangen und mußte das drohende Gespenst des Hungers täglich näher an die getreue Schaar zu seinen Füßen heranrücken sehen.

Nicht minder Ursache zur Ungeduld hatte der König von Preußen, denn die verstreichende Zeit wurde von den Oesterreichern mit aller Anstrengung benutzt, um den noch sehr mangelhaften Zustand ihrer böhmischen Armee zu verbessern. Da es an Zugvieh zur Fortschaffung der Pontons und Kanonen fehlte, so schickte die Königin die Pferde aus ihrem eigenen Marstall. Der österreichische und böhmische Adel wetteiferte, diesem Beispiele zu folgen. Der Transport erfolgte unglaublich schnell, und Feldmarschall Browne konnte schon am 30. September die Eger überschreiten, um sich der sächsischen Grenze zu nähern. Dies zu hindern, beschloß Friedrich, mit dem Theil seiner Armee, den er

---

[1]) Geheimnisse I. 387. In Frankreich war man besser unterrichtet. Am 9. August schreibt Broglie (bei Stuhr I. 53): man glaubt, daß am 11. alle Truppen sich in Bewegung setzen werden, daß ein großes Armeecorps durch Sachsen gehen wird, um in Böhmen einzudringen. Valori wollte jedoch bis zum letzten Augenblick nicht an solche Tollkühnheit glauben. Ibid. 56.

nicht nothwendig zur Einschließung des sächsischen Lagers zurücklassen mußte, den Oesterreichern entgegenzugehen und ihnen eine Schlacht zu liefern. Nur 24 Bataillone und 60 Schwadronen konnte er in die böhmischen Ebenen hinabführen. Die Artillerie bestand aus 102 Geschützen. Browne [1]) befehligte 25 Bataillone und 72 Schwadronen, Kanonen hatte er nur vier weniger als der König bei sich. Am 1. October standen die Heere bei dem Städtchen Lowositz einander gegenüber. Früh um 7 Uhr begann die Kanonade. Ein dicker Nebel, der sich erst gegen Mittag verzog, machte beide Feldherrn Anfangs in ihren Bewegungen unsicher und bewirkte vielfache Täuschungen. Der König glaubte nur die Nachhut der Oesterreicher vor sich zu haben, deren Hauptmacht über die Elbe gegangen sei. Browne hatte, da sein linker Flügel durch das Terrain hinreichend gedeckt war, das beste Fußvolk und eine Menge Geschütz in das Städtchen Lowositz geworfen, dasselbe auch sonst möglichst mit Vertheidigungsmitteln umgeben.

Als die Sonne um Mittag hervorbrach, erkannte der König, daß die ganze österreichische Armee ihm gegenüberstand. Die preußische Reiterei warf sich nun auf die feindliche Cavallerie und drängte dieselbe zurück,

---

[1]) Er selbst schrieb sich Broune, wie seine Autographen ausweisen. Geheimnisse I. 947.

aber in der Hitze des Gefechts geriethen sie unter die Kanonen von Lowositz, so daß sie mit großen Verlusten wieder zurückweichen mußten. Der König hatte die Anhöhen von Lobonk und Radositz, von welchen die Stellung der Oesterreicher beschossen werden konnte, gleich beim Anfang der Schlacht besetzt. Die Preußen von da zu vertreiben, sandte der Feind seine tapferen Grenadiere. Es kam zu mörderischem Kampfe, der, nachdem man sich verschossen hatte, mit Kolbenschlägen und Bayonettstichen weitergeführt wurde. Die Preußen trieben die Feinde den Berg hinunter vor sich her bis nach Lowositz, drangen in der Verwirrung mit in die Stadt und setzten dieselbe in Brand. Nicht minder heftig hatte das Gefecht in den naheliegenden von Croaten und Panduren besetzten Weinbergen gewüthet, wo die einzelnen Soldaten Berg auf und ab kletternd wie Verzweifelnde kämpfen mußten [1]). Die Schlacht wurde dadurch entschieden, daß die Oesterreicher sich in der brennenden Stadt nicht zu behaupten vermochten. Browne wich zurück, ohne sich jedoch für besiegt zu erklären. Unter dem Schutz der Truppen seines linken Flügels, die gar nicht in's Gefecht gekommen waren, zog er in aller Ordnung ab, die Brücke hinter sich zer-

---

[1]) Vergleiche den höchst merkwürdigen Bericht eines Augenzeugen, jenes armen Mannes aus Toggenburg in Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

störend, so daß der König durch die Elbe und die Eger an der Verfolgung verhindert war, auch wenn er eine solche beabsichtigt hätte. Von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittag hatte der Kampf gedauert. Friedrich war entzückt über den von seinen Truppen bewiesenen Muth, deren Ehrliebe er auf's Höchste durch die Art und Weise entflammte, wie er ihrer in seinem an Schwerin gesandten Bericht[1]) über die Schlacht gedachte: „Nie," schrieb er, „haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Aber auch den Oesterreichern mußte er volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie waren während der Friedensjahre nicht müssig gewesen. Maria Theresia hatte es verstanden, die rechten Männer zu finden, welche die Zucht und Tapferkeit ihrer Armee auf eine achtunggebietende Stufe hoben, und wohl mag der König während der Schlacht ausgerufen haben: „Das sind die alten Oesterreicher nicht mehr!"

Der Verlust an Todten und Gefangenen war auf Seite der Preußen noch um einige Hundert größer, als der der Oesterreicher, die 3000 Mann verloren. Der Plan, die Sachsen aus ihrem selbstgeschaffenen Gefängniß zu erlösen, war durch die Schlacht von Lowositz für jetzt vereitelt, allein der wackre Browne faßte sogleich

---

[1]) Oeuvres XXV. 570.

den Entschluß, dies Ziel auf einem andern Wege zu erreichen. Er setzte, obgleich krank und von Körperschmerzen geplagt, seinen Marsch unter den größten Strapazen und Entbehrungen fort, überschritt, während er den Haupttheil seiner Armee zur Beobachtung des preußischen Lagers bei Lowositz zurückließ, mit 8000 Mann und 20 Kanonen die Elbe und gelangte, nachdem er ein preußisches Corps unter General Meyerink nach Schandau zurückgedrängt hatte, bis er nur noch vier Wegstunden von dem dem Königsstein gegenüberliegenden Lilienstein entfernt war. Durch geheime Boten hatten die Sachsen sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Es war verabredet, daß sie am 11. October in der Nacht ihr Lager bei Pirna verlassen, die preußischen Verhaue durchbrechen und auf einer unter dem Königsstein zu errichtenden Schiffbrücke über die Elbe gehen sollten, wo Browne sie erwartete. Von beiden Seiten wollte man das bei Schandau stehende preußische Corps angreifen und bei dieser Gelegenheit die Vereinigung bewirken. Aber ein verhängnißvoller Unstern schien über allen diesen Maßregeln zu walten. Die Brücke, deren Bestandtheile unter den preußischen Kanonen und während stürmischen Regenwetters stromauf geschafft werden mußte, kam, da die Arbeiter zum Theil entliefen, erst in der Nacht zum 12. October zu Stande. Kaum verließen die von Hunger und Nachtwachen erschöpften unglücklichen Sachsen ihr Lager, als auch schon die

Preußen hineinbrachen und sich noch des Nachtrabs mit allem Train, Gepäck und Munition bemächtigten. Die Brücke wurde, als noch lange nicht alle Mannschaften herüber waren, durch Unverstand der Arbeiter an beiden Enden zugleich vom Ufer gelöst, schwamm den Strom hinab und fiel den Preußen in die Hände, welche sich nun selbst damit einen Uebergang unterhalb des Liliensteins herstellten.

12—14,000 Mann Sachsen waren in dem traurigsten Zustande nach 17stündigen Anstrengungen, von Hunger und Nässe erschöpft, auf die sogenannte Ebenheit unter dem Lilienstein gelangt. Zu ihrer Erquickung mußten sie Krautstrünke und Kürbisranken, gekochten Puder mit Schießpulver gesalzen zu sich nehmen. Ein Groschenbrod wurde mit 1½ Thaler bezahlt [1]).

Als die Generale unter diesen Umständen dem König auf dem Königsstein anzeigten, daß sie würden capituliren müssen, antwortete dieser über die Lage der Dinge vollständig getäuschte Mann [2]): „Was würde Europa sagen, wenn eine Armee von 18,000 Mann sich einer andern schwächeren ergeben wollte? Ich beklage, daß ich mich habe überreden lassen, mich hier einzuschließen, ich würde Euer Schicksal mit Euch getheilt

---

1) Geheimnisse II. 209. Also aus dieser Quelle sicher nicht übertrieben.

2) Ibid. 211.

haben!" Wie das zu verstehen war, wird dadurch erläutert, daß den Officieren des ausgehungerten Heeres in ihrem Lager bei Cassation verboten war, einen Hirsch zu schießen, weil das Wildpret für die Tafel Sr. Majestät bestimmt sei!

Noch immer stand Browne in Erwartung der Sachsen auf seinem Posten. Allein auch ihm gingen die Lebensmittel aus, seine Truppen hatten bereits mehrere Tage ohne Zelte im Regen gelegen, — so mußte er endlich am 13. October Abends durch einen Boten erklären lassen, er wolle bis zum nächsten Morgen um 9 Uhr noch warten, werde aber dann abziehen. Wirklich harrte er sogar bis um 1 Uhr Mittags aus, als aber auch dann nichts von den Sachsen zu hören war, ging er zurück, um sich mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Die Sachsen hatten jetzt fast 72 Stunden lang gehungert, ihre Pferde fraßen einander die Schwänze ab, das Pulver war durchnäßt, und vor allen Dingen jeder Widerstand nach Abzug der Oesterreicher vollständig nutzlos. Der Kriegsrath der Generale sandte nunmehr den General Gersdorf auf den Königsstein, um die Unabwendbarkeit der Capitulation vorzustellen. Es erregt den höchsten Ekel, die Redensarten zu vernehmen, die auch jetzt wieder den unglücklichen, hingeopferten Soldaten als Erwiderung dienten. Se. Majestät, hieß es, sei entschlossen, keine nachtheiligen Bedingungen einzugehen, sie sollten den Feind

angreifen, er wollte die Schande nicht überleben u. s. w. Als man sich zuletzt des Arguments bediente, daß schließlich auch der Königsstein ausgehungert werden könnte, und er selbst dann nichts zu essen hätte, da wurde das Herz des Königs erweicht. Rutowsky erhielt Vollmacht, die Capitulation abzuschließen. Diese fiel denn allerdings furchtbar hart aus, denn Friedrich II. war auf's Aeußerste erbittert, weil durch den vergeblichen Widerstand der Sachsen ihm sein ganzer Feldzugsplan vereitelt war. Während er 35 Tage lang den Haupttheil seiner Armee zur Einschließung des Pirna'schen Lagers zurücklassen mußte, hätte er die damals noch nicht kampfgerüsteten Oesterreicher in Böhmen schlagen, das ganze Land in Besitz nehmen können. Jetzt mußte er dasselbe trotz der gewonnenen Schlacht räumen und bis zum nächsten Jahre in Sachsen bleiben. Im Zorn hierüber schlug er fast alle mildernden Bestimmungen ab, welche der ihm vorgelegte Capitulationsentwurf enthielt. Nur die Neutralität des Königssteins bewilligte er und gestattete, daß die Fahnen und Standarten zurückgegeben würden. Die ganze Armee mit allem Geschütz mußte sich kriegsgefangen erklären. Neben die Forderung, daß kein Officier oder Soldat gezwungen werden solle, preußische Dienste zu nehmen, schrieb der König: „Darin hat sich Niemand zu meliren, man wird keinen General zwingen zu dienen, das ist genug." An Widerstand war nicht zu denken. Die schimpfliche

Capitulation wurde unterschrieben. König August erhielt seine Pässe und reiste nach Warschau. Brühl begleitete ihn.

Die kriegsgefangenen Sachsen wurden nun vor allen Dingen mit den nothdürftigsten Lebensmitteln versehen. Darauf verlangte der Köng, die ganze Armee sollte ihm den Eid der Treue leisten. Der sächsische General Arnim, mit dem die Feststellung der Bedingungen verabredet worden, erwiederte entsetzt: das sei unerhört, weder in der alten noch in der neuen Geschichte sei dergleichen verlangt worden. Worauf der König antwortete: „Sie irren, mein Herr, aber wenn auch, — ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich original zu sein liebe [1])."

Empörend war die Art und Weise, wie man die braven ehrliebenden Sachsen, welche bis zum schmählichen Tode ihrem Kriegsherrn Treue bewahrt hatten, nun zwingen wollte, den Preußen den Eid zu leisten. Nachdem allerlei Vorspiegelungen erfolglos geblieben, griff man zu Drohungen, sogar zu Stockschlägen gegen die sich weigernden. Dennoch sprachen nur die wenigsten die ihnen vorgesagten Eidesworte nach. Der König nahm darauf keine Rücksicht, sondern betrachtete alle diese Truppen, bis auf die Widersetzlichsten, die man als Gefangene nach der Festung Brandenburg schickte,

---

[1]) Geheimnisse II. 98.

als in seinen Dienst übergetreten. Es brachte das keinen Segen. Die Sachsen desertirten massenweise, oft in ganzen Compagnien, unter Anführung ihrer ehemaligen Unterofficiere, die man, um sie zu gewinnen, zu Officieren gemacht hatte. General Dyhern sammelte die Flüchtlinge und führte sie nach dem Elsaß, wo sie als corps des transfuges von der sächsischen Dauphine (August's III. Tochter) mit Kanonen ausgestattet wurden. Zehn- bis zwölftausend solcher Ueberläufer haben unter dem Prinzen Xaver von Sachsen an den späteren Kämpfen gegen Preußen theilgenommen. Nach dem endlichen Frieden bildeten sie den Kern der wiederhergestellten sächsischen Armee [1]).

Durch den Widerstand der Sachsen war auch das vom Könige zur Unterstützung seines ursprünglichen Feldzugsplanes angeordnete Vorrücken Schwerin's aus Schlesien ganz unnütz geworden. Sein 25,000 Mann starkes Corps vermochte, da der König nicht zur Unterstützung desselben herbeieilen konnte, gegen die bei Königingrätz unter Piccolomini aufgestellte Armee nichts zu unternehmen. Er begnügte sich damit, das Land „auszufouragiren," und kehrte beim Beginne des Winters über Nachod nach Schlesien zurück.

---

[1]) Geheimnisse II. 259. Verschiedene hierher gehörige Einzelheiten sind zusammengestellt bei Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg VI. 164. Stenzel V. 18.

Der Feldzug von 1756 war zu Ende. Daß er keine größeren Resultate hatte, verdankte Maria Theresia den Sachsen und ihrer aufopfernden Treue. Dieselben würden sich übrigens nicht fünf Wochen lang in ihrem Lager behauptet haben, wenn Friedrich versucht hätte, dasselbe zu erstürmen, was nach dem Urtheil der Sachverständigen ausführbar war.

Mit Ausnahme eines kurzen Aufenthaltes in Berlin im Januar 1757 blieb der König den ganzen Winter in Dresden, wo er sich mit allen seinen Gewohnheiten und Liebhabereien häuslich einrichtete. Dabei ließ er sich angelegen sein, die Verwaltung Sachsens, welche nunmehr für seine Rechnung geführt wurde, auf den einträglichen sparsamen preußischen Fuß zu bringen. Er strich oder verweigerte die Besoldungen, besonders der Hofbeamten, ließ seine Armee auf Kosten des besetzten Landes verpflegen und behandelte dasselbe in jeder Beziehung so ziemlich wie sein Eigenthum und achtete auf keinen Widerspruch. Als man namentlich die Aushebung von Rekruten mit Berufung auf die mangelnde Erlaubniß König August's zu hintertreiben suchte, erwiederte Friedrich: „Ich bin Euer Landesherr, so lange ich Sachsen in Besitz habe." Dabei hatte er mit allerlei kleinen Conspirationen genug zu thun und mußte auf jede Sendung, die aus Warschau an die Gräfin Brühl oder an die Königin gelangte, ein wachsames Auge haben. In Würsten, Weinfässern und Kleidungsstücken

wurden verbotene Briefschaften entdeckt. — Unter so verschiedenartigen Geschäften verging der Winter.

Der Einmarsch Friedrich's in Sachsen glich dem Tropfen, welcher das bis zum Rande gefüllte Gefäß feindlicher Leidenschaften in ganz Europa zum Ueberfließen brachte. Durch diesen Gewaltschritt mußten sich die Vertheidigungsbündnisse Rußlands und Frankreichs mit Oesterreich von selbst in Angriffsbündnisse verwandeln. Mit Rußland erfolgte der förmliche Abschluß eines solchen schon am 22. Januar 1757 [1]). Die Kaiserin Elisabeth erklärte sich verpflichtet, dem Könige von Polen für die gegen seine Erbstaaten verübten Gewaltthätigkeiten eine Genugthuung zu verschaffen, „die weniger nach Maßgabe des zugefügten Schadens zu bestimmen sei, als nach der Abscheulichkeit des begangenen Friedensbruches. Der preußischen Macht müßten angemessene Grenzen gesteckt werden [2]).“

Eben so erbittert sprach der französische Hof sich aus. Man warf dem Könige vor, daß er einen Religionskrieg gegen die katholischen Mächte im Sinne habe, wogegen man preußischer Seits, durch ausgestreute

---

[1]) Der Text ist jetzt zum ersten Male abgedruckt bei Schäfer p. 591. Die Erneuerung und Umwandlung des französisch-österreichischen Bündnisses vom 1. Mai 1756 erfolgte gerade ein Jahr nachher, den 1. Mai 1757.

[2]) Stuhr I. 71.

Schriften, namentlich unter den Reichsständen die Befürchtung wach rief, Frankreich und Oesterreich gingen nach den alten Traditionen ihrer Regierungen auf gewaltsame Unterdrückung der Protestanten aus. Ludwig XV. war außerdem grade in diesen Tagen durch eine neue Beleidigung Friedrich's II. gereizt, der allein von allen Monarchen es unterlassen hatte, wegen des am 3. Januar 1757 verübten Attentats von Damiens seine Beileids- und Glückwunschbezeugungen darbringen zu lassen. Daß aber vollends das heilige deutsche Reich über die einem Reichsstande zugefügte Gewaltthat in lautes Wehegeschrei ausbrach, ist begreiflich.

Diese ohnmächtige Körperschaft hatte das Gewirr veralteter Formen, in denen sie sich bewegte, immer undurchdringlicher gemacht, je weniger Lebenskraft sich hinter denselben verbarg. So ohnmächtig war die verwickelte, in allen Theilen verrottete Maschine, daß man genau genommen ihr gar kein Recht mehr zusprechen durfte. Denn zu einem wirksamen Rechte gehört, daß es nöthigenfalls mit Gewalt gegen den Verletzer geltend gemacht werden kann. Dazu aber war das Reich vollkommen unfähig, indem die Kurfürsten von Hannover und Brandenburg, deren Handlungen hier in Frage kamen, als mächtige Herrscher von England und Preußen sich weder einschüchtern noch zum Gehorsam zwingen ließen. Die gegenseitigen, durchaus nicht fein gehaltenen Anschuldigungen, die sich in einer Fluth von

Druckschriften ergossen, blieben ziemlich wirkungslos [1]). Am meisten Theilnahme fand im Volke noch die derbe Weise, in welcher der preußische Gesandte Plotho in Regensburg die Gerechtsame seines Herrn wahrnahm. Niemand dachte daran, daß Friedrich II. sich den Decreten des Reichshofraths oder des Reichstages unterwerfen würde, — am allerwenigsten grade damals, wo von einem Ansehn der kaiserlichen Gewalt schon deshalb keine Rede sein konnte, weil Franz I. doch nur als Gemahl seiner Frau in Betracht kam. Diese aber war selbst Partei in dem Streite, den das Reich entscheiden sollte, und würde sich niemals einem gegen sie ausfallenden Spruche gefügt haben. Das hatte grade sie erst vor kurzem dem Kaiser Carl VII. gegenüber bewiesen, mit dem sie Krieg geführt, und dessen baierische

[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kaunitz es war, der durch dritte Hand dem Könige gefälschte Nachrichten zukommen ließ, durch welche derselbe in der Meinung bestärkt wurde, es seien bereits im Mai 1756 Angriffsbündnisse gegen ihn geschlossen. Er sollte dadurch zum Angriff gereizt, und Rußland und Frankreich zu der thätigen Unterstützung Oesterreichs bewogen werden, welche sie für diesen Fall durch ihre Vertheidigungsbündnisse versprochen hatten. Auf Kaunitz ist es auch wohl zurückzuführen, daß, während Friedrich in Dresden war, daselbst eine Schrift verbreitet wurde, welche des Königs Recht auf das Königreich Böhmen beweisen sollte. Man wollte der Welt zeigen, wie weit seine Prätensionen gingen. Friedrich wurde dadurch so erbittert, daß er die Schrift öffentlich vom Henker verbrennen ließ. Stuhr I. 315.

Erblande sie in Besitz genommen. Abgesehen von alledem hatte der Kaiser gegen Friedrich II. auch gradezu die Formen des Rechts verletzt, indem er, ohne ihn vorher gehört zu haben, am 19. September 1756 alle preußischen Truppen des Eides entband und ihnen befahl, die Fahnen ihres aufrührerischen Kurfürsten von Brandenburg zu verlassen.

Das war gradezu lächerlich und offenbarte nur die ohnmächtige Wuth des Wiener Hofes. — Der Reichstag fuhr indessen fort, sich als Richter des Königs von Preußen zu benehmen. Unter Androhung der Achtserklärung lud er denselben vor, sich binnen zwei Monaten wegen seines Landfriedensbruches zu rechtfertigen. Dieselbe Drohung wurde gegen Hannover, Gotha, Kassel, Braunschweig und Schaumburg-Lippe erlassen, welche zu Friedrich's Partei gehörten. Bekannt ist, daß Plotho den Reichsnotarius Aprill, der ihm die Vorladung insinuiren sollte, mit den Worten: „Was, Flegel! insinuiren?" die Papiere gewalsam in den Rock stopfte und seinen Leuten befahl, das unschuldige Werkzeug der deutschen Reichsgerichte die Treppe hinunter zu werfen, was Aprill noch durch eilige Flucht vereitelte. Zur wirklichen Achtserklärung kam es übrigens nicht. Die protestantischen Stände verhinderten das durch ihren Widerspruch, dem der Kaiser sich in diesem Punkte um so leichter fügte, weil er nach den Bestimmungen der von ihm beschworenen Wahlcapitu-

lation die eingezogenen Besitzungen eines geächteten Fürsten niemals an sein Haus bringen durfte, sondern bei dem Reiche belassen mußte [1]). Dagegen wurde der Reichsexecutionskrieg beschlossen, um den Kurfürsten von Sachsen in sein Land wieder einzusetzen und ihm Genugthuung zu verschaffen. Von den protestantischen Ständen stimmten bei dieser Gelegenheit gegen Preußen die mit demselben nahe verwandten Fürsten von Anspach und Hessen-Darmstadt, außerdem Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Schwarzburg und die anhaltischen Fürsten mit Ausnahme des Dessauer. Sie mußten das später schwer büßen, denn Friedrich behandelte die Länder derselben während des ganzen Krieges nicht besser als Sachsen. Sie mußten Rekruten stellen, alle Kriegsbedürfnisse und Geld im weitesten Maße hergeben und die Kosten mit tragen helfen, die für den preußischen Staat allein unerschwinglich gewesen wären. Zu groß war die Uebermacht, gegen welche der Eine Mann nun ankämpfen sollte! Fast eine halbe Million Soldaten wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt. In dem Vertrage vom 1. Mai 1757 versprach Ludwig XV. allein 105,000 Mann zu stellen, wogegen ihm die Abtretung eines großen Theils der Niederlande für den Fall zugesagt war, daß die Kaiserin-Königin

---

[1]) Deutsche Kriegskanzlei von 1758. III. 705 und von 1759. I. 682. — Schäfer. 449.

nach geschlossenem Frieden Schlesien und Glatz zurückerhielte. Das österreichische Heer selbst, mit den in Sold genommenen Sachsen, Baiern und Württembergern, war 174,000 Mann stark. Dazu kamen 100,000 Russen, 32,000 Reichstruppen und 22,000 Schweden, deren König, außer reichen Subsidien, bei der verabredeten Theilung Preußens die Provinz Pommern erhalten sollte. Friedrich II. hatte diesen Völkerschaaren kaum 200,000 Mann gegenüberzustellen, mit welchen er die weitgedehnten Grenzen seines Landes nach allen vier Weltgegenden hin vertheidigen sollte.

Er galt für einen verlorenen Mann [1])! Der König erkannte sehr wohl die volle Bedeutung der Gefahren, die seiner warteten. Mit wahrhaft großartiger Ruhe ging er denselben entgegen. Als er den 4. Januar 1757 nach Berlin kam, wo er bis zum 13. blieb, um die Regierungsgeschäfte während seiner Abwesenheit zu ordnen und seine Mutter wieder zu sehen — (er ahnte nicht, daß er sie zum letzten Male sah!), da ließ er in den Händen des Minister Finkenstein eine geheime Instruction zurück, in welcher er sich folgendermaßen ausspricht: Wenn ich getödtet werde, sollen die Staatsgeschäfte ohne die geringste Aenderung fortgeführt werden, Niemand darf bemerken, daß sie sich in anderen Händen befinden. Man muß in allen Provinzen die

[1]) „Der König will in seinen Untergang rennen, der mir unfehlbar scheint," schreibt Valori am 5. October 1756. Stuhr I. 72.

Huldigung an den Prinzen von Preußen sofort veranlassen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, so verbiete ich, auf meine Person die geringste Rücksicht zu nehmen, am allerwenigsten soll man auf das achten, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen ich so wie die Minister und Generale mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete. Man muß vielmehr den Krieg fortsetzen und alle Vortheile benutzen, ganz so als hätte ich niemals in der Welt existirt. Zum Zeichen, daß dies mein wohlerwogener fester Wille ist, unterschreibe ich dies eigenhändig und drücke mein Siegel darauf. Den 12. Januar 1757. Friedrich [1]).

Die Ereignisse des Jahres 1756, so erfolgreich sie auch in vieler Rücksicht gewesen, hatten doch im Großen und Ganzen die Gefahren eher gesteigert als verringert. „Was bis jetzt geschehen ist," schreibt der König an Algarotti [2]), „bildet nur ein kleines Vorspiel zu dem, was das nächste Jahr bringen wird. Ich habe nichts gethan, wenn ich nicht, wie Cäsar, einen pharsalischen Sieg erfechten kann."

---

[1]) Dieses merkwürdige Schriftstück, welches sich im geheimen Archiv befindet, wurde zuerst 1854 an des Königs Geburtstag in authographischer Lithographie veröffentlicht. Oeuvres XXV. 319.

[2]) 27. December 1756. Oeuvres XVIII. 103.

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1757.

Durch den Einmarsch in Sachsen hatte Friedrich den Franzosen einen erwünschten Vorwand geliefert, sich wieder ein Mal, wie es seit hundert Jahren so oft geschehen war, als Gewährleister des westphälischen Friedens in die deutschen Händel zu mischen und dieselben zu ihrem Vortheile und zum Ruin unsers Vaterlandes auszubeuten. Derselbe Vorwand stand den Schweden zur Seite. Allen diesen rings um ihn herandrängenden Feinden zugleich die Spitze zu bieten, war unmöglich. Der König mußte den Schutz seiner westlichen Besitzungen den einzigen Verbündeten überlassen, welche ihm, wenn gleich noch lose genug, beistehen mochten. England war wegen Hannover, Braunschweig und Hessen wegen ihrer Länder zunächst bedroht, sobald die Franzosen den Rhein übrschritten. Die meisten der kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und Main bezogen Subsidien von Paris und hatten ihre Truppen dem Feinde verkauft oder zu der Reichsarmee stoßen lassen. Da war also für jetzt keine Hilfe. Allein mit seiner eigenen Kraft mußte er sich den beiden mächtigsten Gegnern, den Russen und Oesterreichern, gegenüberstellen. Zertheilen durfte er sein Heer nicht, weil jede einzelne Hälfte zu schwach gewesen

wäre. Er mußte sich deshalb damit begnügen, zum Schutz der östlichen Provinzen den alten General Lehwaldt mit 30,000 Mann nach Preußen zu schicken, was freilich, wie sich nachher auswies, eine unzureichende Maßregel war.

Die Oesterreicher erkannten die ganze Wichtigkeit, welche der Besitz von Sachsen für Friedrich II. hatte, deshalb mußten sie vor allen Dingen die Preußen aus diesem Lande zu vertreiben suchen. Sie trafen dem entsprechend ihre Vorbereitungen. In Prag war eine große Armee versammelt, mit der man theils über das Erzgebirge, theils durch die Lausitz in Sachsen einfallen wollte. Nach beiden Richtungen hin wurden wohlversorgte Magazine angelegt. Schon am 29. Januar 1757 berief auch der Kaiser die in Regensburg bewilligte „Reichshilfe" zu den Fahnen. Der Dämon aber, welcher, gleichsam an Friedrich's Genius gefesselt, ihn bei seinen Thaten zu begleiten schien, oft in launiger, öfter noch in wahrhaft tragischer Weise, trieb dies Mal mit der kaiserlichen Proclamation sein neckendes Spiel und rief in den gedruckten Blättern, welche als Mahnboten durch ganz Deutschland flogen, zu höhnendem Jubel für alle Welt „die elende Reichsexecutionsarmee" zusammen. In der That zeigte sich dieselbe auch in der Folge vielmehr als eine elende, denn als eine „eilende," wie sie von Amtswegen heißen sollte.

König Friedrich II. war indessen nicht gesonnen, auf

dem großen Schachbrette des Kriegstheaters den Zug zu thun, für welchen seine Feinde den Gegenzug in Bereitschaft hatten. Er wollte angreifen, und zwar wie immer früher angreifen, als man erwartete. Doch ließ er, um die Gegner in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken, in der Umgegend von Dresden feste Lager abstecken, die für eine dauernde Gegenwehr berechnet schienen. Gleichzeitig wurde die ganze Armee bis auf den letzten Mann marschfertig gemacht, um sich auf den ersten Wink nach der befohlenen Richtung zu bewegen. Im April waren alle Vorbereitungen beendet. In fünf Heerhaufen sollte die Armee gleichzeitig auf Prag losmarschiren und dort am bestimmten Tage zusammentreffen. Von Schlesien aus kam Schwerin über Trautenau nach Böhmen. Ueber Zittau rückte der Herzog von Bevern vor, Prinz Moritz von Dessau über Kommotau (zwischen Teplitz und Carlsbad), des Königs Bruder, Prinz Heinrich, über Neustädtel, Friedrich selbst endlich über Peterswalde. Auf allen diesen Wegen fanden die Truppen die reichgefüllten Magazine, welche die Oesterreicher für ihren eigenen Marsch nach Sachsen angelegt hatten. Drei Monate lang konnte die ganze preußische Armee von den hier erbeuteten Vorräthen erhalten werden.

Bevern hatte unterwegs mit seinen 16,000 Mann bei Reichenberg einen Kampf gegen 28,000 daselbst unter Graf Königseck aufgestellte Oesterreicher zu be=

stehen. Er besiegte sie mit geringem Verluste seinerseits, während die Feinde 1800 Mann einbüßten. Auch Schwerin hatte auf seinem Marsche ein kleines Corps von 1500 Oesterreichern fast vollständig aufgerieben [1]).

Die kaiserliche Hauptarmee in Prag commandirte Prinz Carl von Lothringen, dem man den erfahrenen Browne, leider nicht mit entscheidender Stimme, als Rathgeber an die Seite gesetzt hatte. Beide waren über des Königs Bewegungen noch immer im Unklaren und hofften denselben in Sachsen überfallen zu können, während die preußische Armee bereits mitten in Böhmen stand. Am 2. Mai trafen die verschiedenen Abtheilungen derselben in der Nähe von Prag pünktlich zusammen, nur Schwerin stand noch, zu des Königs größtem Mißvergnügen, drei Meilen nordostwärts im Lager zu Brandeis, weil der Officier, der ihn herbeirufen sollte, unterwegs aufgefangen worden war. Friedrich gerieth über diesen Unfall um so mehr in Zorn, als er erfuhr, daß ein bedeutendes Corps unter Feldmarschall Daun zur Verstärkung der Oesterreicher

---

[1]) Für die Darstellung der kriegerischen Operationen sind neben den größeren Werken über den siebenjährigen Krieg von Stuhr, Schäfer, von dem großen Generalstabe, Archenholz und Tempelhoff, ganz besonders Kutzen's Monographien über die einzelnen Schlachten und desselben gründlichen Historikers Schrift: „Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“ mit bestem Dank gegen den freundlichen Verfasser benutzt.

heranziehe, wodurch es geboten schien, wo möglich vor Eintreffen desselben eine Schlacht zu liefern. Schwerin, der in der Nacht zum 6. Mai sich in Bewegung gesetzt hatte und am frühen Morgen eintraf, war mit diesem Entschlusse nicht einverstanden. Von 1744 her kannte er die Festigkeit der Stellung, welche Prinz Carl eingenommen hatte. Der linke Flügel desselben war an und auf dem Ziskaberge, der rechte, durch eine Schlucht getrennt, auf den Anhöhen östlich vom Taborberge, südlich von der Straße nach Kollin postirt. Die Reserven standen in der Nähe der Prager Veste Wischerad. Die österreichische Armee zählte 61,000 Mann mit 178 Geschützen. Die Preußen waren 64,000 Mann stark und hatten 192 Geschütze. 24,000 Mann hatte der König unter dem Feldmarschall Keith und dem Prinzen Moritz von Anhalt am jenseitigen Ufer der Moldau zurückgelassen, um die Westseite von Prag zu überwachen. Sie sollten hier eine Schiffbrücke schlagen, auf welcher sie nöthigen Falls zur Unterstützung herbeieilen und später dem Feinde den Rückzug abschneiden könnten. Der Fluß aber war vom Regen so angeschwollen, daß die Pontons nicht ausreichten und die Arbeit nicht fertig wurde. Der König erkannte, daß des Feindes linker Flügel auf den steilen Höhen nicht anzugreifen sei. Er beschloß deshalb, den rechten Flügel zu umgehen und zu schlagen. Leider hatte man nicht Zeit gehabt, das zwischen beiden Armeen liegende Terrain gehörig auszu-

kundschaften, namentlich wurde man durch große abgelassene Teichflächen, deren Boden mit Gras bewachsen war, getäuscht, indem man dieselben für Wiesen ansah. Schwerin war dafür, daß man seinen Truppen mindestens einen Tag zur Erholung nach ihrem angestrengten Marsche vergönne. Als aber der König auf sofortige Entscheidung drang, rief er aus: „Nun, soll und muß es denn heut noch sein, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich stehe!"

Mit unendlichen Schwierigkeiten hatten die Preußen zu kämpfen. Theils mußten sie in einzelnen Haufen sich auf schmalen Dämmen zwischen Sümpfen vorwärts drängen, theils versanken sie bis an die Kniee im Schlamm. Von den Geschützen konnten viele gar nicht fortgeschafft werden. Es währte bis Mittags 1 Uhr, bevor die Schlachtordnung aufgestellt war. Die Anrückenden empfing der Feind mit so mörderischem Feuer, daß sie rottenweise zu Boden stürzten. Ganze Regimenter lagen todt dahingestreckt. Aber mit ungebrochenem Muthe stürmten immer neue Schaaren heran, bis zuletzt die Erfolglosigkeit der wiederholten Angriffe einen Theil des Fußvolks zum Weichen brachte. Glücklicher war die Reiterei, vom Prinzen Carolath geführt. Zwar wurden auch diese tapferen Truppen zwei Mal zurückgeschlagen, doch als hierauf Ziethen mit seinen Husaren herbeieilte, gelang es, die österreichische Cavallerie in die Flucht zu jagen, bis sie das Schlachtfeld

räumen mußte. Leider geriethen die Husaren bei der Verfolgung in das österreichische Lager, wo sie über die Weinvorräthe herfielen und sich dermaßen gütlich thaten, daß, wie Ziethen nachher klagte, nicht hundert Mann nüchtern blieben. Unterdessen hatte der 73jährige Feldmarschall Schwerin versucht, die weichende Infanterie wieder zum Stehen zu bringen. Einem fliehenden Fahnenträger riß er mit den Worten: „Heran, meine Kinder!" die Fahne aus der Hand und trug dieselbe voran. Fast im nämlichen Augenblicke sank er von einer Kartätschenkugel getroffen zu Boden und hauchte seine Heldenseele aus [1]). Graf Manteuffel nahm die Fahne aus der Hand des Sterbenden und führte die Truppen vorwärts.

An des Feldmarschalls Stelle erhielt Fouqué das Commando. Eine Kugel zerschmetterte ihm die Hand, die den Degen trug. Ein verwundet am Boden liegender Officier reichte ihm sterbend seinen Degen. Der tapfere Fouqué ließ sich denselben an die blutende Hand binden und commandirte fort. Größten persönlichen Muth bewies auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich. Zu Fuß stellte er sich an die Spitze seines Regiments und eroberte eine feindliche Batterie. Noch immer

---

[1]) Der Schaft der Fahne wurde lange im Petersburger Arsenale aufbewahrt und kam 1838 als Geschenk nach Berlin. Varnhagen's Schwerin, p. 247.

aber standen die Dinge verzweifelt. Da bat, wie Archenholz erzählt, Herzog Ferdinand von Braunschweig, nächst Friedrich II. vielleicht der größte Feldherr seiner Zeit, den König um Erlaubniß, vom Schlachtplan abzuweichen und die feindliche Flanke anzugreifen. Friedrich willigte ein, und der Herzog fiel mit einigen Regimentern dem Feinde in Seite und Rücken, so daß dieser von Berg zu Berg getrieben wurde. Die Preußen erstürmten sieben mit den besten österreichischen Grenadieren besetzte Schanzen und brachten die Gegner so in Unordnung, daß ihre Flügel von einander getrennt wurden. In die Lücke rückte der König augenblicklich ein und machte die Trennung vollkommen. Von den zwei Schaaren, in welche die Oesterreicher so getheilt waren, ergriff die eine die Flucht in's Weite, die andere warf sich in die Mauern von Prag, wodurch die Stadt so überfüllt wurde, daß sich die schlimmsten Folgen voraussehen ließen. Aber die Preußen hatten alle Zugänge besetzt und vereitelten jeden Versuch der Eingeschlossenen, wieder in's Freie zu gelangen.

Die auf der Flucht befindliche Hälfte der Feinde wäre dem völligen Untergange nicht entronnen, wenn Moritz von Dessau über die Moldau hätte zu ihrer Verfolgung herbeieilen können. Da aber, wie wir sahen, die Brücke über den Strom nicht vollendet war, so rettete dieser Umstand einen großen Theil des geschlagenen Heeres, der sich nun auf das Daun'sche Corps zurückzog.

An Todten und Verwundeten hatten in dieser merkwürdigen Schlacht beide Theile ziemlich gleich viel verloren, nämlich 12—13,000 Mann [1]). So mörderisch war im ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht gekämpft worden! Eigenthümlich war die auf beiden Seiten herrschende Verwirrung und Vereinzelung der Gefechte, welche so weit ging, daß beinahe jeder Regiments- und Bataillonscommandeur eine Schlacht für sich schlug. „Am Tage von Prag," klagt Friedrich in seiner Geschichtserzählung, „stürzten die Säulen der preußischen Armee. Während des blutigen und grausamen Krieges konnte nachher der Verlust von gedienten Officieren und Soldaten nicht ersetzt werden. Schwerin's Tod allein kam einem Verluste von 10,000 Mann gleich [2]). So viel kostbares Blut machte den Lorbeer des Sieges welken."

---

[1]) Geschichte des siebenjährigen Kriegs von den Officieren des großen Generalstabs I. 195. Der König selbst giebt seinen Verlust auf 18,000, den der Oesterreicher auf 24,000 an, wohl im Eindruck der ersten ungenauen Berichte. Schäfer 316.

[2]) Als Kaiser Joseph II. 1776 in der Gegend von Prag Revue hielt, ließ er um den Platz, wo Schwerin gefallen war, durch sechs Grenadierbataillone einen Kreis schließen und eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben und entblößte mit allen Officieren drei Mal ehrfurchtsvoll das Haupt zum Andenken des Helden. — Was über Schwerin's Leben bekannt ist, hat Varnhagen (Leben des Feldmarschall Graf

Die Oesterreicher hatten an dem Tage das Unglück, durch die plötzliche Erkrankung des Prinzen Carl und durch Browne's tödtliche Verwundung ganz ohne oberste Leitung zu sein. Marschall Browne wurde nach Prag gebracht, wo er noch vor seinem Ende stets von Neuem und stets vergebens die eingeschüchterten Soldaten ermahnte, sich durch einen kühnen Ausfall aus ihrem Gefängnisse zu befreien. Friedrich ließ schon am Abend des Schlachttages durch einen Adjutanten die Stadt zur Uebergabe auffordern. Man führte denselben an Browne's Schmerzenslager, wo er von dem sterbenden Feldherrn die Antwort erhielt: „Der Commandant hoffe durch seine Vertheidigung der Stadt des Königs Achtung zu verdienen!"

Die Folgen der Prager Schlacht schienen unberechenbar. Man glaubte, der König könne, ein Belagerungscorps vor der Stadt zurücklassend, das Entweichen der eingeschlossenen Armee verhindern und, mit seinen übrigen Truppen auf Wien losgehend, dort nach Gefallen den Frieden dictiren. Der größte Theil von Böhmen stand ihm zur Verfügung. Die österreichische Armee war zur Hälfte versprengt, auf einem unordentlichen Rückzuge, die andere zahlreichere Hälfte, nahezu

---

v. Schwerin, Berlin 1841) fleißig zusammengestellt. Auf der letzten Seite des Buchs sind die Quellen, leider nur im Allgemeinen, angegeben.

50,000 Mann streitbare Männer mit den obersten Anführern in den Mauern von Prag eingeschlossen.

Friedrich selbst war von den glänzendsten Hoffnungen erfüllt. Vom Schlachtfelde aus schrieb er an die Königin Mutter [1]): „Meine Brüder und ich sind wohlbehalten. Für Oesterreich dürfte es jetzt mit der ganzen Campagne vorbei sein. Ich habe 150,000 Mann zur Verfügung; überdies sind wir Herren dieses Königreichs, welches Truppen und Geld liefern muß. Die Oesterreicher sind zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Einen Theil meiner Truppen werde ich den Herren Franzosen entgegenschicken, um ihnen das Compliment zu machen. Mit den Uebrigen will ich die Oesterreicher verfolgen."

In Prag bewirkte die Ueberfüllung der Stadt schon in der nächsten Zeit förmliche Hungersnoth. Die widrigsten Erscheinungen traten zu Tage. Müßige Prinzen und Generale gaben sich frivolen Zerstreuungen hin, während das Volk nur für schweres Geld Pferdefleisch zur Nahrung erhalten konnte. Dazu flammten an allen Ecken der Stadt bei Tag und Nacht Feuersbrünste auf; denn die Preußen warfen glühende Kugeln hinein, um die Magazine zu verbrennen und dadurch die Uebergabe zu beschleunigen. Bald waren die Neustadt und die Judenstadt in Trümmerhaufen verwandelt.

---

[1]) Oeuvres XXVI. 75.

Es schien nur kurzer Geduld zu bedürfen, um die geängsteten Menschenmassen zur Verzweiflung und zu willenloser Ergebung zu zwingen. Eine riesenhafte Wiederholung der Pirnaer Vorgänge lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. 50,000 Mann Oesterreicher schienen ganz eben so wie jene 14,000 Sachsen der Willkür des Siegers preisgegeben.

Ueberwältigend war der Eindruck, den diese Vorgänge in Europa machten. Am Wiener Hofe tiefste Niedergeschlagenheit, fast Verzweiflung. Statt auf kräftige Abwehr zu denken, haderten Generale und Minister über die Urheberschaft des Unglücks. Schon wollte man die Archive nach Ungarn flüchten. Auch die Franzosen wurden stutzig, ob sie nicht doch sich mit einem Feinde eingelassen, dem nicht beizukommen war. Wo blieb nun der prahlerische Hohn über den Marquis von Brandenburg und seine Potsdamer Wachtparade?

Die kleinen deutschen Reichsstände, fast alle in Frankreichs Sold, waren von Furcht und Schrecken erfüllt. Ein kühner Parteigänger, Obrist von Mayr, hatte mit des Königs Bewilligung ein fliegendes Corps von 1500 wilden Gesellen zusammengebracht. Mit diesen plünderte er die Magazine in Böhmen und durchzog dann das fränkische, bairische, bambergische und nürnberger Gebiet, seine Schaar für den Vortrab einer Armee von 20,000 Mann Fußvolk und Reiter ausgebend. Ueberall beeilte man sich, seine Forderungen

zu befriedigen. Das baireuth'sche Gebiet allein hatte er auf Friedrich's ausdrücklichen Befehl verschonen müssen. Die Markgräfin war bezaubert von dem Abenteurer, belohnte ihn mit ihrem Orden de la probité et sincerité und ließ sein Lob in den Landeszeitungen verkünden. Mayr kehrte über Coburg durch Sachsen nach Böhmen zurück[1]). Auch die rheinischen Fürsten waren eingeschüchtert. Chur-Mainz und Chur-Baiern schickten, obgleich sie fortfuhren, französische Subsidien zu nehmen, in des Königs Lager vor Prag und baten um Neutralität. In Württemberg kam es sogar zu offenem Aufruhr der zusammengezogenen Truppen. Sie wollten nicht im Solde Frankreichs gegen den protestantischen Preußenkönig fechten. Zu Tausenden entliefen sie, um sich an Mayr's Schaar anzuschließen.

Die glühendste Begeisterung für Friedrich den Großen aber entbrannte in England. Am 30. Mai schreibt Lord Holderneß an den Gesandten Mitchel, welcher den König in's Feld begleitet hatte[2]): „Die Bewunderung

---

[1]) Schäfer 319. Heldengeschichte IV. 360. — Mayr starb 1759. Als Friedrich der Große seinen Tod erfuhr, schrieb er dem Prinzen Heinrich: „Er ist in seiner Art unersetzlich. Man könnte, glaube ich, drei Armeen durchmustern, ohne einen eben so befähigten Mann zu finden." Schöning, der 7jährige Krieg II. 14.

[2]) Raumer's Beiträge II. 427. Schäfer 323. Mitchel papers Vol. 29.

für Friedrich II. ist auf den höchsten Gipfel gestiegen. Männer, Weiber und Kinder singen sein Lob. — Auf allen Straßen geben ausgelassene Freudenbezeigungen sich kund. Der König von Preußen ist der Abgott des Volkes geworden." Aehnlich war die Stimmung auch in den übrigen Ländern. Die Nichtbetheiligten blickten voll Bewunderung und Theilnahme auf den Einen Mann, der wie ein kühner Schwimmer sich durch die von allen Seiten heranbrausenden Wogen mit kräftigem Arme an's rettende Ufer durcharbeitete, — aber von thatsächlichem Nutzen war diese allgemeine Bewunderung nicht für ihn. Seine einzigen Bundesgenossen, die Engländer, zauderten aus Besorgniß für das von den Franzosen bedrohte Hannover noch immer mit ihrem Beistande. So auf die eigenen Hilfsmittel angewiesen, glaubte Friedrich nicht unthätig abwarten zu können, bis Prag durch Hunger zur Uebergabe gezwungen würde.

Daun stand mit seinem täglich anwachsenden Heere zum Entsatz bereit. Ein kühner Schlag nur konnte den König von dieser drohenden Gefahr befreien, und er beschloß das Wagniß, nicht ahnend, daß die Folgen desselben über alle Berechnung verhängnißvoll sich gestalten sollten. Bei dem Stande der Dinge war es damals ein Unglück für Friedrich II., daß er weder mit Daun's Charakter, noch mit der Art seiner kriegerischen Begabung bekannt war; denn dieser Mann, welcher während des ganzen Krieges sein gefährlichster Gegner werden

sollte, trat jetzt zum ersten Mal in den Vordergrund der Begebenheiten. Graf Leopold von Daun, aus einer altberühmten österreichischen Feldherrnfamilie stammend, war 1705 geboren. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, entsagte er bald diesem ihm aufgedrungenen Beruf und nahm Kriegsdienste. Während der Zeit von 1746—1756 war er es hauptsächlich, welcher die österreichische Armee kampffähig machte. Ihm verdankte auch die Militairakademie zu Wien ihre Entstehung[1]). Wissenschaftlich gebildet, kriegserfahren und unermüdet arbeitsam, besaß er zugleich unerschrockenen Muth, seltene Kaltblütigkeit und zähe Ausdauer. Langsam und bedächtig ging er auf sein jedesmaliges Ziel los und schien Uebereilung für die größte Sünde eines Heerführers zu halten. Daraus erklärt es sich, daß er niemals verstand, aus seinen Siegen den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er fürchtete das sicher Errungene für ein unsicheres noch zu Erringendes auf's Spiel zu setzen. Einem Feinde wie Friedrich II. gegenüber war er doppelt vorsichtig und rettete dadurch mehr als ein Mal, und sehr gegen seine Absicht, den König aus Gefahren, denen derselbe nicht entronnen wäre, wenn ein Gegner von kühnerem Entschlusse ihm gegenüber gestanden hätte. Während Daun stets unangreif-

---

[1]) Leben und Thaten des Grafen v. Daun. Frankfurt 1759. Stenzel V. 48.

bare Stellungen einzunehmen wußte und nicht aus denselben wich, war es alle Zeit Friedrich's Bestreben, den Feind in die Ebene herabzulocken und zur Schlacht zu bringen. Daun wußte sehr wohl, welchen Erfolg das z. B. bei Hohenfriedeberg gehabt. Desto fester beharrte er bei seinem Verfahren. Als Friedrich später dem General Fouqué seine Aufsätze über Kriegführung mittheilte, erwiederte dieser[1]): „Daun befolgt ein dem Ihrigen gerade entgegengesetztes System der Kriegführung. Sie werden den alten Fuchs schwerlich aus seinem Bau herauslocken!" Dieser Gegensatz lag überdies in den beiderseitigen Verhältnissen. Friedrich war durch die Beschränktheit seiner Hilfsmittel und durch die Uebermacht seiner Feinde stets auf Herbeiführung schneller Entscheidungen hingewiesen. Die Oesterreicher dagegen hatten über ein reiches Land von alter Cultur zu gebieten, welchem von jeher trotz aller Geldnoth dennoch die materiellen Mittel in Fülle zu Gebote standen. König Friedrich's größter Schatz aber lag in seinem genialen Geiste, der ihm fast immer auch da noch Auswege zeigte, wo alle Welt schon das Ende zu sehen glaubte.

Mit der Belagerung von Prag ging es nicht recht vorwärts, weil die festgebaute innere Stadt von den nach damaliger Art ziemlich unvollkommenen preußi-

---

[1]) Oeuvres XX. 116.

schen Geschützen nicht wirksam genug beschädigt werden konnte. Außerdem hatte der Commandant den bestimmtesten Befehl erhalten, die Festung unter allen Umständen bis zu dem nahe bevorstehenden Entsatze durch das Daun'sche Corps zu behaupten. Friedrich's Ungeduld steigerte sich durch schlimme Nachrichten, die ihm von allen Seiten zukamen, von Tag zu Tage. Die Franzosen hatten den Rhein überschritten. Ihr gewaltiges Heer richtete ausgesprochenermaßen seinen Weg durch das Hannöverische nach Magdeburg. Von Nordosten waren 100,000 Russen gegen das Königreich Preußen in Bewegung — und nun mußte Friedrich, statt den andringenden neuen Feinden entgegenzueilen, schon in der fünften Woche vor den Mauern von Prag in vergeblicher Anstrengung ausharren! Er hatte den Herzog von Bevern mit einem allmählich bis auf 24,000 Mann verstärkten Corps ausgesandt, um das Daun'sche Heer zu bedrohen. Wirklich entfernte sich dasselbe Schritt vor Schritt bis auf zwölf Meilen von Prag, ohne es zum Kampfe kommen zu lassen, weshalb der König, Daun für schwächer haltend, als er war, dem Herzoge befahl, denselben bis nach Mähren zurückzudrängen. Inzwischen aber strömten aus Böhmen, Mähren und Ungarn täglich Verstärkungen zu, so daß die Oesterreicher bald 54,000 Mann zählten. Da nun Prinz Carl durch Eilboten nach Wien gemeldet hatte, Prag werde sich nicht länger als bis zum 20. Juli hal=

ten lassen, so wurde Daun schleunigst beordert, den Entsatz zu versuchen und eine Schlacht zu wagen. Ausdrücklich sprach Maria Theresia ihn im Voraus von aller Verantwortlichkeit frei, wenn er unterliegen sollte. Den Truppen ertheilte sie zur Aufmunterung zum Theil doppelten Sold auf Lebenszeit für die vor Prag bewiesene Tapferkeit. Den erhaltenen Befehlen gemäß rückte Daun am 12. Juni gegen die Preußen vor. Bevern that dem Könige Meldung von der drohenden Gefahr, fand aber keinen Glauben. Eine wunderbare Verblendung schien in diesen Tagen Friedrich's sonst so klaren Geist zu verdüstern. Ausschließlich beherrschte ihn der Wunsch, einen neuen Sieg über die Oesterreicher zu erfechten, in Folge dessen er Prag und ganz Böhmen sich zu unterwerfen und der Kaiserin den Frieden zu dictiren hoffte. Die ununterbrochenen Erfolge, welche bis jetzt seine ganze Feldherrnlaufbahn bezeichnet, ließen den Gedanken an einen möglichen Umschlag des Glücks nicht aufkommen, fast absichtlich verschloß er Auge und Ohr für Alles, was seinen Erwartungen widersprach. War er doch in den acht Schlachten, die er bis jetzt geliefert, Sieger geblieben, niemals hatte der Feind ihm zu widerstehen vermocht. „Da lag es in der menschlichen Natur, daß er von der Tapferkeit seiner Armee und von seinem eigenen Feldherrngenie die höchste Meinung faßte und mit einiger Ueberhebung

auf die Gegner blickte[1])." Jetzt, wo durch einen entscheidenden Schlag das Größte, fast Alles zu gewinnen war, wies er Jeden zurück, der ihm seine vorgefaßten Meinungen rauben wollte, und versetzte sich in einen fast krankhaften Zustand von Hartnäckigkeit. Als Bevern vor Daun's überlegener Macht zurückwich, erklärte er das für Mangel an Entschlossenheit. Er selbst wollte nun den Oberbefehl dieses Observationscorps übernehmen und führte in eigener Person Verstärkungen heran, während die Hauptarmee zur Einschließung von Prag zurückblieb. Mit 34,000 Mann zog er dem fast doppelt so großen österreichischen Heere entgegen und traf am 13ten bei Kaurzim mit Bevern zusammen. Noch immer glaubte er nicht die ganze unter Daun vereinigte Macht, sondern nur einen Vortrab derselben vor sich zu haben und ließ sich trotz wiederholter Meldungen verdiedener Officiere nicht aus seinem Irrthum reißen. Bevern wurde mit Vorwürfen überhäuft, am schlimmsten erging es dem Prinzen Moritz, dessen verunglückter Brückenbau allerdings daran Schuld war, daß die Oesterreicher nach der Prager Schlacht nicht vollständig vernichtet wurden. Sogar Ziethen mußte sich barsch anfahren lassen, als er

---

[1]) So urtheilt der dem Könige auf's Treuste ergebene englische Gesandte Mitchel. Raumer's Beiträge II. 430.

dem Könige die wahre Stellung des Feindes klar machen wollte. Tieftrauernd zog der treue Mann sich zurück und klagte laut bei der Parole: Er sehe des Königs Untergang vor Augen, weil er den sichersten Nachrichten keinen Glauben schenken wolle.

Erst am 17ten Mittags erkannte Friedrich, als er zu seinen Vorposten ritt, daß er sich getäuscht, und daß die ganze ihm weit überlegene österreichische Armee ein festes Lager zwischen Kollin und Planian bezogen hatte. Von dem Vorsatz, dieselbe anzugreifen, kam er dadurch nicht zurück.

Am Morgen des 18. Juni führte er sein Heer auf der sogenannten Kaiserstraße in der Richtung nach Kollin. Auf die Höhen von Planian gelangt, erblickte man auf den gegenüberliegenden Bergen die Feinde in der vortheilhaftesten Stellung zum Kampfe bereit. Ein Zimmer im oberen Stockwerke des an der Straße gelegenen Gasthofes zur Sonne gewährte freie Aussicht über die ganze Gegend. Hier entwarf der König seinen Schlachtplan und theilte ihn den Generalen mit. Der linke Flügel der Oesterreicher erschien unangreifbar, deshalb sollte man versuchen, den rechten zu überflügeln, wo die Stellung am schwächsten war. Dagegen war den Anführern auf dem rechten Flügel der preußischen Armee auf's Strengste eingeschärft, sich beim Vorrücken an der Kaiserstraße zu halten und bis auf besonderen Befehl jeden Kampf zu vermeiden. Gegen

halb zwei Uhr begann die Schlacht [1]). Ziethen mit seinen Husaren, an der Spitze von 100 Eskadrons auf dem linken Flügel, warf sich auf die von Nadasdy befehligten österreichischen Reiter, vertrieb dieselben aus ihrer Stellung, während General Hülsen mit der Infanterie das Dorf Kretschor und die daselbst errichtete Batterie eroberte. Unterdessen hatte Daun die gefährdete Seite seiner Schlachtordnung bedeutend verstärkt, so daß Hülsen ebenfalls der Unterstützung bedurfte, welche ihm Prinz Moritz von Dessau zuführen sollte. Den Zuzug, welchen die Oesterreicher erhalten, konnte der König nicht bemerken, weil Daun die Verstärkungen hinter einem Höhenzuge anrücken ließ. Als daher Prinz Moritz zur Unterstützung Hülsen's heraneilte, rief ihm Friedrich: Halt! Front! zu. Der Prinz, der die augenscheinliche Gefahr Hülsen's erkannt hatte, glaubte mißverstanden zu haben, befahl Marsch! Marsch! — und sagte dem heranreitenden Könige frei heraus: Er könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, hier stehen zu bleiben, er müsse weiter vorrücken. Durch diesen Widerspruch in den heftigsten Zorn versetzt, ritt der König mit gezogenem Degen auf

[1]) Ueber die Schlacht von Kollin vergleiche Kutzen im 8. Bande der deutschen Nationalbibliothek. p. 40. Desselben Aufsatz in den Abhandlungen der Vaterländischen Gesellschaft in Schlesien. 1862. I. p. 86—228. Schäfer. p. 327. Note 1.

den Prinzen zu und rief: „In des Teufels Namen machen Sie Front, wenn ich es befehle!“ Nun gehorchte derselbe. Aber sogleich wandte er sich tiefbetrübt gegen seinen Neffen, den jungen Fürsten Franz, und sagte: „Die Schlacht ist verloren.“

Es trat nun das ein, was Friedrich hatte vermeiden wollen, das Corps des Prinzen rückte grade auf die Front des Feindes los, die man nicht hatte angreifen sollen, und konnte sich mit dem Hülsen'schen Corps nicht verbinden. Die Lücke, welche dadurch entstand, mußten nun die Bataillone des zweiten Treffens ausfüllen.

Kaum war Prinz Moritz vorgerückt, als der König ihm den Befehl nachsandte, sich während des Weitermarsches immer halb links zu halten, und so in schiefer Richtung die Hochgegend hinter dem Dorfe Kretschor zu erreichen, um mit Hülsen zugleich zum Angriff zu schreiten. Leider war das jetzt zu spät. Dennoch konnte noch Alles gut gehen, denn schon wandte der rechte Flügel des Feindes, und der Sieg schien den Preußen gesichert, schon ließ Daun einen mit Bleistift geschriebenen Zettel mit den Worten „die Retraite geht nach Suchdol“ in Umlauf setzen, als ein sächsischer Officier denselben noch zur rechten Zeit anhielt.

Da brach von dem rechten Flügel der Preußen her das Unheil herein. Trotz des strengsten königlichen Befehls gerieth leider jetzt auch dieser Theil der Schlachtordnung in's Gefecht. General Mannstein,

der von herumschwärmenden Croaten belästigt wurde, befahl dieselben zurückzutreiben. Das nahm eine größere Ausdehnung an, und bald entspann sich ein blutiger Kampf um das Dorf Chotzenitz, in welchen die ganze Infanterie verwickelt wurde. Diese konnte nun dem Hülsen'schen Corps nicht zu Hilfe kommen, welches durch das furchtbare Kartätschenfeuer des Feindes in Verwirrung gerathen war. Die vorgeschickten Reiter wichen ebenfalls und vermehrten die allgemeine Unordnung. Fliehend zogen sich die stark gelichteten Regimenter bis auf die Kaiserstraße zurück. Ein ungestümer Angriff, den der sächsische Obristlieutenant Berkendorf auf eigene Hand unternahm, vollendete das Unglück. Andere sächsische Regimenter schlossen sich ihm an, und durch das Andenken an ihre bei Hohenfriedeberg einst erlittene Niederlage mit Wuth und Rachedurst erfüllt, riefen sie bei ihren Säbelhieben triumphirend aus: das ist für Striegau!

So wütheten 56 Eskadrons in der Stärke von 6500 Reitern gegen die preußische Infanterie. Die Bataillone lösten eins nach dem andern sich auf. Der König ritt an die Fliehenden heran und suchte sie zu sammeln. Entschlossen, sein Leben einzusetzen für die Rettung des Staates, dessen ganze Zukunft auf dem Spiele stand, forderte er die gleiche Opferfreudigkeit von seinen Soldaten. Als es nicht gelang, die Fliehenden noch ein Mal zum Angriff zu ermuthigen, da soll er

im höchsten Zorne ihnen zugerufen haben: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ worauf ein Grenadier mit dem in der Armee herrschend gewordenen Humor zur Antwort gab: „Fritz, für acht Groschen ist es heut genug [1]).“ Endlich gelang es, ungefähr 40 Mann um eine Fahne zu sammeln. Mit klingendem Spiel führte der König das Häuflein gegen den Feind, in der Hoffnung, es würden noch mehrere sich anschließen. Umsonst. Auch diese wenigen zerstreuten sich bald. Friedrich, ohne das zu beachten, ritt mit seinen Adjutanten immer vorwärts, gerade auf die feindlichen Geschütze zu. Da fragte ihn Major Grant: Wollen denn Ew. Majestät die Batterie allein nehmen? Noch ein Mal betrachtete der König schweigend die Stellung der Feinde durch das Fernrohr, dann wendete er sein Pferd und gab den Befehl zum Rückzuge. Es war die erste Schlacht, in welcher er besiegt worden. —

Der Verlust der Preußen an Gebliebenen und Gefangenen betrug fast 14,000 Mann. Von 18,000 Mann Infanterie fanden sich des andern Tages kaum 6000 zusammen. Weniger hatte die Reiterei gelitten. Des Königs Leibregiment, lauter schöne und große Leute, die er alle persönlich kannte, war bis auf 250 Grenadiere geschmolzen. Mit Thränen im Auge soll Friedrich auf diesen geringen Rest seiner Getreuen geblickt

---

[1]) Kutzen, Aus der Geschichte des siebenjähr. Krieges. p. 50.

haben. Die Geschütze wurden meistentheils gerettet, bis auf eine Anzahl Kanonen, die wegen mangelnder Bespannung zurückbleiben mußten. — Die Oesterreicher verloren nur 8000 Mann. Ihre Truppen waren, zum Glück für die besiegten Preußen, so ermattet vom Kampfe, daß sie keine wirksame Verfolgung vornahmen. Auch flößte ihnen deren Haltung Respect ein, und als eine Reiterabtheilung aus einem Hohlwege hervorbrach, um sich auf die abziehenden Ziethen'schen Husaren zu stürzen, wurden ihre wiederholten Angriffe mit bestem Erfolge zurückgeschlagen. — Es hatten bei Kollin 30,000 Preußen gegen 60,000 Oesterreicher gefochten. Trotz eines fast eben so großen Mißverhältnisses waren die Preußen in den Schlachten der beiden ersten schlesischen Kriege überall Sieger geblieben. Daher das allzu stolze Bewußtsein von Unüberwindlichkeit, welches den König und die Armee erfüllte. Es muß als die schlimmste Folge dieser ersten großen Niederlage angesehen werden, daß dies Bewußtsein nun gebrochen war. Doch lag es grade in Friedrich's Natur, daß er sich da am größten zeigte, wo es galt, begangene Fehler einzusehen und wieder gut zu machen. Jedes Mißgeschick gab ihm in verdoppeltem Maße die ruhige Besonnenheit und die Klarheit des Ueberblickes zurück, welche er im Rausche des Glückes wohl hier und da zu verlieren schien.

Mit kleinem Gefolge sprengte der König, sobald die

Schlacht entschieden war, in der Richtung nach Nimburg an der Elbe, wohin er die Prinzen von Dessau und Bevern dirigirt hatte. Als man unterwegs einen Augenblick anhalten mußte, um die Pferde zu tränken, brachte ein alter, verwundeter Cavallerist dem trübe vor sich hinblickenden Könige einen Trunk Wasser in seinem Hute und sagte: „Ew. Majestät trinken doch! Laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben, unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns wieder Sieg geben!“ —

In Nimburg trafen Abends die herbeieilenden Officiere den König auf einem Brunnenrohre sitzend, den Blick starr auf den Boden gerichtet und Figuren mit dem Stock in den Sand zeichnend. Als die wenigen übrig gebliebenen getreuen Grenadiere vorüberkamen, rief er ihnen zu: „Kinder, Ihr habt heut einen schlimmen Tag gehabt.“ „Wir sind nicht gut geführt worden,“ antworteten diese, worauf der König: „Habt nur Geduld! ich werde Alles wieder gut machen.“ —

Friedrich theilte seine geschlagene Armee und verlegte die eine Hälfte nach Nimburg, die andere nach Leitmeritz, wo er selbst sein Hauptquartier aufschlug. Er sah ein, daß an die Eroberung von Prag jetzt nicht mehr zu denken war. Die Belagerung wurde aufgehoben. Keith, der hier commandirte, empfing mit seinen Generalen in schweigender Bestürzung den Befehl. Der Prinz von Preußen soll in laute Anklagen gegen seinen

Bruder ausgebrochen sein, was dem Könige berichtet wurde und vielleicht bei den bald folgenden Zerwürfnissen zwischen Beiden nicht ohne Einfluß war. Am Nachmittage des 19. Juni traf Friedrich selbst ein, den Abzug der Belagerer zu leiten. Von einem einzigen Pagen begleitet, saß er in gebeugter Haltung zu Pferde, das umdüsterte Auge auf den Boden gerichtet. — Bei diesem Anblick erst wurde den Truppen das Unglaubliche klar, daß ihr König besiegt war [1])! Folgenden Tages zog die Armee von Prag fort, sich mit den jenseits der Elbe in Nimburg versammelten Truppen zu vereinigen. Mit klingendem Spiel durften sie unbelästigt ihren Marsch antreten, nur auf Keith, der mit seinem Corps noch einige Stunden verweilt hatte, wurde ein Angriff gemacht, ohne großen Schaden zuzufügen.

Friedrich's Entmuthigung war von kurzer Dauer. Bald raffte er sich im Gefühl der ungeheuren Verpflichtung, die auf ihm lastete, empor. Es gehörte ein Heldenmuth ohne gleichen dazu, um in solcher Lage die Fassung des Geistes zu behalten. Die Armee war bis auf 75,000 Mann zusammengeschmolzen, und eben jetzt zogen von Osten die Russen, von Westen die Franzosen mit ihren überlegenen Streitkräften heran, während die Oesterreicher als Sieger, mit der befreiten Prager Armee

---

[1]) Henckel v. Donnersmarck militärischer Nachlaß I. II. 230. Stenzel V. 56. Schäfer 329.

vereinigt, ihm gegenüberstanden. In Böhmen konnte das geschlagene Heer sich nicht auf die Dauer halten, und als wollte das Schicksal dem schwergeprüften Fürsten grade jetzt, wo er am meisten der ruhigen Ueberlegung bedurfte, die Seele im Innersten aufregen, kam wenige Tage nach der unglücklichen Schlacht die Trauerbotschaft, daß die Königin Mutter am 28. Juni gestorben sei. Ohne alle Vorbereitung traf den Sohn dieser Schlag. Sophie Dorothea war nicht eigentlich krank gewesen. Die aufregenden Besorgnisse der letzten Zeit scheinen die Lebenskraft der 71jährigen Dame erschöpft zu haben. Der König war auf's Tiefste erschüttert. Zwei Tage lang ließ er Niemanden vor sich, nur seine beiden Brüder Heinrich und Ferdinand speisten mit ihm. Am 3. Juli berief er Mitchel in sein Zelt, der von dieser Zeit an ihm stets ein innig ergebener Freund geblieben ist. Drei Stunden lang behielt der König ihn bei sich und sprach fortwährend davon, wie die Mutter für ihn gesorgt, was sie für ihn gelitten, wie edel sie ihr eigenes, oft so hartes Loos getragen. Die Tage seiner Jugend rief er zurück, wobei er auch des Vaters ohne alle Bitterkeit gedachte. Es waren das keineswegs flüchtige, durch das traurige Ereigniß erzeugte Empfindungen. Noch viel später, als er mit Garve in Breslau sich unterhaltend auf seine Mutter zu sprechen kam, sagte er mit gerührter Stimme: „Wenn Er wüßte, was ich bei ihrem Tode zu leiden

hatte, so würde Er sehen, daß ich so unglücklich war, wie nur ein Mensch sein kann, ja noch unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe [1])."

In solchen Momenten erhielt denn auch die künstlerische und literarische Begabung des Königs eine sehr zu beachtende Bedeutung. Es war ihm von der Natur vergönnt, seinen Kummer und Sorge eben so wohl wie seine frohen und launigen Empfindungen und Einfälle durch die Musik, durch Verse und Aufsätze aller Art, ganz besonders aber durch Briefe zum Ausdruck zu bringen. Auf diese Art vermochte er selbst der heftigsten Gemüthserregung alsbald Herr zu werden, denn wer eine Ode auf seinen eigenen Schmerz machen kann, der hat denselben schon aus sich herausgestellt und betrachtet ihn wie einen künstlerisch zu bearbeitenden Gegenstand. Zeigt sich doch sogar in denjenigen Briefen, die er unmittelbar nach einem niederschmetternden Ereignisse an seine Freunde richtet, das unwillkürliche Bestreben, seinen Worten eine philosophische oder poetische Wendung zu geben, wie das einem wirklich Verzweifelnden sicher niemals möglich ist.

So meldet er nach der Schlacht von Kollin dem Lord Marishal, damals in Neufchatel, sein Unglück

---

[1]) Mitchel papers I. 253. Garve Fragmente zur Schilderung Friedrich des Zweiten. Carlyle X. 117.

mit den folgenden, weltberühmt gewordenen Worten[1]): „— — Fortuna hat mir den Rücken gewandt. Darauf mußte ich gefaßt sein, sie ist ein Weib, und ich bin nicht galant! — Ich hätte mehr Infanterie nehmen sollen, aber günstige Erfolge, mein lieber Lord, erzeugen oft zu großes Selbstvertrauen. Ein ander Mal werde ich es besser machen. Was sagen Sie zu dieser Völkerverschwörung gegen den Marquis de Brandebourg? Der große Kurfürst würde sich wundern, seinen Enkel gegen Rußland, Oesterreich, fast ganz Deutschland und Frankreich zugleich im Kampfe zu sehen! Ich weiß nicht, ob es mir Schande machen würde, da zu unterliegen; sicherlich wird es meinen Feinden keinen großen Ruhm bringen, mich zu besiegen." — Wir lassen alsbald noch ein Paar gleich charakteristische Stellen aus dem Briefwechsel mit D'Argens folgen[2]). „Wie trägt so oft das Gefühl den Sieg über den Verstand davon! Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, aber was hilft es, wenn ich mich von der Nothwendigkeit des Unglücks und von

---

[1]) Oeuvres XX. 267. Den 28. Juni 1757. Die Aechtheit des Briefes ist neuerdings, namentlich von Kutzen, angezweifelt worden. Abhandlungen der Vaterländischen Gesellschaft. 1866. Historische Abtheilung p. 19. Sybel's Zeitschrift XV. p. 317. — Man kann dennoch behaupten, der König hätte so schreiben müssen, wenn er auch wirklich nicht so geschrieben haben sollte.

[2]) Oeuvres XIX. 43. sqq. (Juni 1757).

der Fruchtlosigkeit der Mittel dagegen überzeuge? Für meinen Schmerz finde ich Linderung in der täglichen Arbeit und der immer neuen Aufregung, welche meine vielen Feinde mir bereiten. Wäre ich bei Kollin gefallen, dann befände ich mich jetzt im Hafen, wo man keine Stürme mehr fürchtet. So muß ich auf dem schäumenden Meere herumschwimmen, bis mir ein kleiner Fleck Erde die vergeblich gesuchte Ruhe gewährt." — Ferner [1]): „Häusliches Unglück, geheimer Kummer, die Gefahr des Staats, neue Unfälle, die ich von Weitem kommen sehe, — das ist jetzt mein tägliches Brod. Aber glauben Sie nicht, daß ich schlaff werde! Ginge die Welt in Trümmer, ich würde mich mit Gelassenheit unter den Ruinen begraben. In dieser unseligen Zeit muß man sich mit einem Herzen von Stahl wappnen und jede Empfindsamkeit verbannen," und dann später: „Lieber Freund, Philosophie ist recht gut bei vergangenen und zukünftigen Leiden, — für die gegenwärtigen zeigt sie sich unwirksam." Voltaire weidet sich an solchen, auch in den Königs Briefen an ihn sich wiederholenden Ausbrüchen einer verzweifelnden Stimmung und giebt seinem königlichen Freunde den schadenfrohen Rath, sich schlimmsten Falls in das Privatleben zurückzuziehen, wo er als Dichter und Philosoph eine bessere Rolle spielen werde, als einst Carl V. und Christine

[1]) Oeuvres XIX. p. 44.

von Schweden. Friedrich antwortete ihm wahrhaft königlich: „Das sind Vorschläge, die für den Einsiedler in der Schweiz wohl passen, — Ich aber muß, vom Schiffbruch bedroht, dem Sturme trotzend, als König denken, leben, sterben!"

Aber nicht nur durch die Gabe, sich seine Empfindungen von der Seele gleichsam fortzusprechen, widerstand der König den schwersten Bedrängnissen, — er wollte sogar eine faßliche Gewißheit sich verschaffen, nie in die Lage kommen zu können, wo er seine Ehre oder den Untergang des Staates überleben müßte. Da ist es wohl glaublich, daß er ein Fläschchen mit schnell wirkendem Gifte in seinen Kleidern verborgen trug [1]), wie ein solches sich noch in seinem Nachlasse vorgefunden haben soll. Auch das sollte indessen mehr ein moralisches als physisches Hilfsmittel sein, wie sich daraus

---

[1]) Küster's Lebensrettungen, p. 154. — Voltaire, gegen den der König ebenfalls von Selbstmordgedanken gesprochen hatte, antwortete nicht unrichtig, Oeuvr. XXIII. 13.: Die Welt werde sagen, er habe sich aus Gewissensbissen wegen des ungerechten Krieges entleibt. — Mit perfider Malice tröstet er den König über den etwaigen Verlust seiner Staaten. Gleichzeitig schreibt er an d'Argental: Glauben Sie wirklich, ich interessire mich für den König von Preußen? Davon bin ich weit entfernt. Es kitzelt mein Rachegefühl, einen König zu trösten, der mich maltraitirt hat. Ich wollte, die Franzosen gäben mir bald Gelegenheit, ihn noch mehr zu trösten.

ergiebt, daß Friedrich in den verzweifeltsten Lagen, in die ein Mann gerathen kann, und mehr als eine solche hat er während dieses entsetzlichen Krieges erlebt, — niemals zu jenem Mittel gegriffen hat.

In der Zeit, von der wir reden, schüttelte er sehr bald die drückende Schwermuth von sich und beschäftigte sich mit der Sorge für das, was zunächst geschehen mußte.

In Zittau befand sich ein preußisches Magazin, welches Vorräthe für 40,000 Mann auf drei Wochen enthielt. Das mußte vor allen Dingen gesichert werden. Den Weg dahin zu decken wurde ein starkes Armeecorps unter dem Prinzen von Preußen, der gebeten hatte, dasselbe zu befehligen, abgesandt; allein theils war der sonst talentvolle und liebenswürdige Prinz einer solchen Unternehmung nicht gewachsen, theils beurtheilte der König die Schwierigkeiten derselben falsch, weil er glaubte, daß die Oesterreicher ihre Hauptmacht gegen ihn selbst, der die Verbindung mit Sachsen frei halten wollte, gerichtet hätten, während in der That der Prinz von Lothringen und Daun sich hauptsächlich gegen jene Zittauer Expedition wendeten. — Diese mißglückte denn auch vollständig. Der Prinz wurde von seiner ursprünglichen Richtung abgedrängt und gerieth in so unwegsame Gegenden, daß er, durch viele Gepäckwagen beschwert, in fünf Tagen nur fünf Meilen vorwärts kam. Fast 2000 ehemals sächsische Soldaten,

die er bei sich hatte, gingen zu den Oesterreichern über. Die Fuhrknechte ritten mit ihren Pferden davon, Gepäck, Munition und Brückengeräthe im Wege lassend, die nun mühsam bei Seite geschafft und dann preisgegeben werden mußten. Erst am 22. Juli kam er in die Nähe von Zittau. Aber schon waren die Oesterreicher von der anderen Seite ebendahin gelangt und bombardirten die unglückliche Stadt, wie man sagt auf Anreizen des Prinzen Xaver von Sachsen, welcher die Einwohner bestrafen wollte, die nicht gut genug kaiserlich gesinnt wären [1]).

So wurde diese blühende sächsische Fabrikstadt fast gänzlich in Asche gelegt, und ein Schaden von vielen Millionen Thalern verursacht. Von der in Zittau befindlichen preußischen Besatzung entkam der größte Theil noch glücklich. Die reichen Magazine aber waren in Flammen aufgegangen.

Der Ausgang dieser unglücklichen Expedition erfüllte den König mit heftigem Zorn gegen seinen Bruder. Winterfeld, der den Prinzen begleitete, scheint noch Oel in's Feuer gegossen zu haben [2]). Schon während des

---

[1]) Gallus VI. 200.

[2]) Er schreibt am 26. Juli in Chiffern an den König: „Ew. Majestät haben die einzige Gnade und machen bald eine Aenderung bei dem hiesigen Corps, oder kommen bald zu uns — — bei all dem Kriegsrathhalten kommt nichts heraus, sondern es muß Einer allein mit Resolution commandiren, so ist noch Alles zu retten." Schöning, 7jähriger Krieg I. 74.

Marsches schrieb Friedrich in den härtesten Ausdrücken und mißbilligte den Rückzug. Er hielt seine eigene Gegenwart für nothwendig, um die begangenen Fehler möglichst unschädlich zu machen. Am 20. Juli brach er aus seinem Lager auf und vereinigte sich Anfangs August in Bautzen mit dem Corps des Prinzen. Er empfing denselben mit den Zeichen der größten Verachtung und ließ ihm durch General Goltz sagen, er sammt allen seinen Generalen hätten verdient, daß man ihnen die Köpfe vor die Füße legte, doch wolle er im General den Bruder schonen[1]). Der Prinz erklärte sich für unschuldig. Er wünschte eine strenge Untersuchung, auf die er aber nicht hoffen dürfte, weil das eine Gnade wäre. Tiefgekränkt forderte und erhielt er seinen Abschied und zog sich nach Oranienburg zurück, wo er bald darauf, unversöhnt mit dem Könige, starb.

Daß Friedrich II. im Lager bei Bautzen nicht in der Stimmung war, denen, die ihm Verluste und Niederlagen zuzogen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist eben so erklärlich wie verzeihlich. Zu viel stürmte auf ihn ein. — Nach der Kolliner Schlacht erfuhr er, daß

---

[1]) Henckel v. Donnersmark I. 262. Stenzel 61. Ein großer Theil der unerquicklichen Correspondenz zwischen den Brüdern Oeuvres XXVI. 141. sqq. Wir erinnern uns, wie Beide schon als Knaben schlecht standen, weil Friedrich Wilhelm I. gern dem zweiten Sohne die Thronfolge zugewendet hätte.

auch die Russen mit ihrem Vordringen in Preußen Ernst machten. Der König, der mit Recht diese Horden für wilde Barbaren erklärte, hatte doch eine zu geringe Meinung von ihrer Tapferkeit. Er befahl dem alten General Lehwaldt, dieselben unbedingt anzugreifen, wo er sie treffe. Unter Mord und Brand, die scheußlichsten Greuelthaten an den Einwohnern verübend, waren die Russen, über 100,000 Mann stark, unter Apraxin vorgerückt, während zugleich ihre Flotte im kurischen Haff erschien. Sie hatten Memel genommen und bedrohten Königsberg. Obgleich Lehwaldt ihnen kaum 25,000 Mann entgegen zu stellen hatte, griff er sie doch, dem Befehl des Königs blind gehorchend, bei Groß-Jägerndorf, zwischen Wehlau und Insterburg, an (30. August), wurde aber mit Verlust von 4500 Mann zum Rückzuge genöthigt, obgleich er den Russen 9000 Mann kampfunfähig gemacht hatte. Apraxin hätte nun ungehindert vorrücken können, doch zeigte er sich säumig aus Rücksicht auf den russischen Thronerben Peter, der ein Freund Preußens war und bei dem kränkelnden Zustande Elisabeth's jeden Tag zur Regierung kommen konnte.

In derselben Zeit waren nun auch die Franzosen unter dem Marschall d'Estrées bis an die Weser vorgedrungen und hausten in Westphalen und Hessen nicht besser, als die Russen in Preußen. Die Schandthaten,

die sie während der früheren Raubzüge verübt, wurden hier fast noch überboten.

In Paris hatte man allerdings die Absicht gehabt, den König von Preußen zu demüthigen, und nach der Schlacht bei Prag schien es doppelt nothwendig, den Eroberungsplänen, die man ihm zutraute, mit allem Ernste entgegen zu treten. Allein die Niederlage von Kollin änderte die Anschauungen Ludwig's XV. Er fürchtete nunmehr, Oesterreich könnte nach Preußens völliger Vernichtung in Deutschland allmächtig werden, — das lag nicht im französischen Interesse. Aus diesem Grunde und aus einem Gewebe von Hofintriguen, welches sich um die Pompadour drehte, erklärt sich die geringe Thätigkeit des französischen Heeres. Zwar hatte man Ostfriesland für Maria Theresia in Besitz genommen [1]), den Landgraf von Hessen aus Kassel vertrieben und sich in den angrenzenden deutschen Ländern ausgebreitet, doch begnügten die Franzosen sich damit, diese Gegenden möglichst auszusaugen und auszuplündern und die Einwohner zu drangsalen, — während sie mit Aussicht auf sicheren Erfolg die ihnen gegenüber stehende Observationsarmee der Hannoveraner, Hessen

---

[1]) Zuerst für den König von Frankreich, und nur auf Protest der Holländer erklärte man das dann für einen Irrthum. Schäfer 361.

und Reichstruppen hätten angreifen können. Denn der Anführer derselben, Herzog von Cumberland, Georg's II. Sohn, war ein unfähiger Mensch, der sich für einen Feldherrn hielt, weil er in Schottland gegen die unterdrückten Jacobiten gewüthet und sich den Beinamen des Fleischers erworben hatte.

Erst als Belle-Isle seinem Freunde d'Estrées zu wissen that, er möge eilen, einen Sieg zu erringen, wenn er mit Ehre aus diesem Feldzug scheiden wolle, denn schon sei ihm in der Person des Herzogs von Richelieu ein Nachfolger bestimmt, entschlossen sich die Franzosen, die Verbündeten bei Hastenbeck anzugreifen (26. Juli). Nach einem unentschiedenen Gefechte wich Cumberland ohne Noth zurück, während die Franzosen sich fast schon für besiegt hielten. Einen vernünftigen Feldzugsplan, den Friedrich II. ihm vorher zugeschickt, wollte der eingebildete englische Prinz nicht befolgen, weshalb auch die preußischen Bataillone, die sich bei dieser Observationsarmee befanden, zurückgezogen und zur Verstärkung der Besatzung von Magdeburg verwendet wurden.

Cumberland scheint nun vollständig den Kopf verloren zu haben. Von Richelieu, der jetzt an d'Estrées Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, bis in die Gegend zwischen Bremen und Hamburg zurückgedrängt, ließ er sich zu einer geradezu schimpflichen Convention bewegen, deren Bedingungen unter Vermittelung des dänischen

Ministers Lynar [1]) in Kloster-Zeeven festgestellt wurden (8. September). Richelieu, einer jener geistreichen Roué's, die bei aller moralischen Erschlaffung im entscheidenden Augenblick doch niemals die persönliche Tapferkeit der Franzosen verleugnen, nach der Aufregung des Kampfes aber alsbald wieder in ihre weichlichen Lebensgewohnheiten zurückfallen, — benahm sich bei Feststellung der Conventionsbedingungen mit so großem Leichtsinn, daß dadurch die verderbliche Politik des hannover'schen Ministeriums einigermaßen unschädlich gemacht wurde. Im Wesentlichen nämlich war es ein Waffenstillstand, den man abschloß. Die Braunschweiger, Hessen, Gothaer und Bückeburger, welche als hannover'sche Hilfstruppen dienten, wurden, ohne daß man die Bataillone trennte, vollständig bewaffnet in ihre Heimath entlassen. Die hannover'schen Truppen mußten sich nach Lauenburg und in die Umgegend von Stade zusammenziehen, während die Franzosen das übrige Land besetzt hielten und in unverschämtester Weise ausplünderten [2]). Die specielle Verfügung über

[1]) Er war ein Herrnhuter und meldete seinem Könige, daß er durch die Eingebung des heiligen Geistes die Franzosen in ihrem Siegeslaufe gerade so aufgehalten, wie einst Josua der Sonne stille zu stehen gebot.

[2]) Richelieu sorgte dabei so gut für sich selbst, daß er nach seiner Rückkehr in Paris einen prachtvollen Palast erbaute, den seine lachlustigen Landsleute Pavillon d'Hannovre nannten.

die Truppentheile sollte den einzelnen betheiligten Höfen vorbehalten bleiben. Auch hatte Richelieu wohl kaum beachtet, daß die Convention von dem Herzog von Cumberland nur im Namen Hannovers abgeschlossen war, so daß der Kurfürst als König von England dieselbe nicht anzuerkennen brauchte, zumal wenn das Parlament, wie das später geschah, seine Zustimmung versagte. In solchem Falle standen die entlassenen deutschen Truppen gewaffnet in Bereitschaft, um zu neuem Angriff verwendet zu werden. Für jetzt freilich schien der Vertrag das Mittel zu bieten, um den Wunsch nach einer hannover'schen Neutralität zu verwirklichen, von welchem Georg II. so sehr erfüllt war, daß er sich dadurch zu wahrhaft unwürdigen Schritten fortreißen ließ. Er hatte sich im Vertrage von Westminster wesentlich zum Schutze seines Stammlandes mit Preußen verbündet. Jetzt behauptete er, denselben nur als Kurfürst von Hannover, nicht als König geschlossen zu haben, und fing an, im Geheimen wegen eines Separatfriedens mit dem Wiener Hofe zu unterhandeln, was ihn in den Augen der Engländer gradezu verächtlich machte. „Es liegt so viel Perfidie in dieser Maßregel," sagt Mitchel [1]), „und es werden so gemeine und niedrige Künste angewandt, um sie vor dem Könige von Preußen zu verbergen, daß ich mit Abscheu und

---

[1]) Mitchel papers I. 364. bei Schäfer 378.

Ekel auf die ganze Sache blicke." Als der König von England Friedrich II. seine Pläne mit allerlei beschönigenden Redensarten mittheilte, erwiederte dieser, man werde ihn niemals überzeugen, daß das Unglück eines Verbündeten ein Grund sei, denselben im Stich zu lassen.

Und wirklich brach das Unglück mit vollster Wuth gerade in diesem Herbste von allen Seiten über den König von Preußen herein. Am 12. September rückten 22,000 Schweden aus Pommern südwärts und brandschatzten die Uckermark. Hier wollten sie warten, bis die Franzosen von Westen herbeikämen, um mit ihnen gemeinschaftlich auf Berlin los zu gehen. Der König hatte augenblicklich keine Armee ihnen entgegenzustellen, sogar Stettin war nur schwach mit Truppen besetzt, weshalb die Schweden als Eroberer auftreten konnten. Sie erklärten die Unterthanen in Preußisch-Pommern ihres Eides entbunden und forderten dieselben auf, mit ihnen, den Gewährleistern des westphälischen Friedens, gemeinschaftliche Sache zu machen. Damit kamen sie aber schlecht an. Die Pommern waren schon damals dem hohenzollern'schen Hause mit hingebendster Treue zugethan; ihre Landstände versammelten sich unaufgefordert und beschlossen, auf eigene Kosten eine Landmiliz von 5000 Mann zu errichten und zu unterhalten. Zu einem gleich großen Opfer erklärten sich die märkischen Stände bereit,

außerdem wurden in Halberstadt und Magdeburg 2000 Mann ausgerüstet. Damit noch nicht zufrieden, errichteten dieselben Provinzen ein zahlreiches Corps Husaren, die während des ganzen Krieges unter Anführung der tapferen Reitergenerale Belling und Werner vorzügliche Dienste leisteten. Alte Edelleute, die schon seit Jahren auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, nahmen die Schwerter wieder von der Wand und traten als Officiere bei diesen Milizen ein.

Für den König von Preußen war es ein Glück, daß die tapferen Schweden in Folge der politischen Zerwürfnisse in ihrer Heimath und bei dem Widerwillen der königlichen Familie gegen das Unternehmen so schlecht ausgerüstet waren, daß es ihnen am Nöthigsten fehlte. Sie hatten Mangel an leichten Truppen, besaßen nicht ein Mal ordentliche Feldbäckereien und waren außer Stande, einen Fluß zu überbrücken, weil man ihnen keine Pontons mitgegeben hatte. So ist es erklärlich, daß es ihnen nicht gelang, sich mit den Oesterreichern oder den Franzosen in Verbindung zu setzen, und daß diese einst in Deutschland so gefürchtete Nation während des ganzen Krieges eine gar klägliche Rolle spielte. Für jetzt jagte der alte General Lehwaldt, der durch Apraxin's Rückzug freie Hand bekommen hatte, sie nach Stralsund, von wo sie, auch dort sich nicht sicher glaubend, nach Rügen hinübergingen.

Auf der anderen Seite fingen jetzt die Franzosen

und die Reichstruppen von Neuem an sich zu regen. Neben der Hauptarmee unter Richelieu operirte eine zweite, geführt von dem Günstlinge der Pompadour, dem leichtsinnigen Prinzen Rohan-Soubise, ziemlich selbstständig in Verbindung mit dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, welcher die Reichstruppen commandirte. Zu ernstlichen kriegerischen Unternehmungen kam es aber für's Erste noch nicht. Richelieu war zu sehr von den politischen Anschauungen seines großen Oheims, des Cardinals, erfüllt, um nicht die Allianz zwischen den Bourbons und Habsburgern für das Ergebniß einer völlig verkehrten Politik zu halten, der er nur mit größtem Widerwillen diente. Friedrich II. wußte dies so gut, daß er es versuchte, mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten, um den Marschall zu bewegen, einen Separatfrieden mit Frankreich vermitteln zu helfen [1]). Das konnte natürlich zu nichts führen, weil Richelieu keine Vollmachten zu dergleichen Unterhandlungen hatte. Eben so wenig war es dem Könige geglückt, durch verschiedene Vermittler, u. A. auch durch seine Schwester Wilhelmine, unmittelbar in Paris zu unterhandeln. Er ließ sogar der Marquise von Pompadour, wenn sie sich für den Frieden bei Ludwig XV. verwenden wollte, das Fürstenthum Neufchatel auf

---

[1]) Ueber die hierher gehörigen diplomatischen Verhandlungen vergl. Stuhr, der 7jährige Krieg, p. 61. sqq. Schäfer 411 sqq.

Lebenszeit anbieten [1]), worauf die Maitresse aber nicht einging. Zum Unglück fiel ein Courier, welcher Depeschen über diese Verhandlungen bei sich hatte, den Oesterreichern in die Hände. Kaunitz erhob darüber großen Lärm in Paris, wo man natürlich Alles ableugnete und sich nun, um den Verdacht zu entkräften, eifriger als zuvor bei Unterstützung der österreichischen Pläne zeigen mußte. Ludwig XV. verwarf die Verabredungen, welche Richelieu mit dem Herzoge von Braunschweig wegen eines bis zum 15. April 1758 zu schließenden Waffenstillstandes getroffen hatte [2]), und befahl seinen Generalen, durch Thüringen bis zur Elbe vorzudringen. Dazu schien der jetzige Zeitpunkt besonders günstig, weil Friedrich auf die Nachricht, daß die Oesterreicher Schweidnitz bedrohten, sich aller Berechnung nach dorthin begeben mußte, um diese nächste Gefahr abzuwenden. Wenn nun die verbündeten französischen und Reichstruppen von Westen, die Oesterreicher von Süd-

---

1) Schäfer 415. Hierher gehört auch die Uebersendung eines Blumenbouquets an eine gewisse Therese in Paris, an welche Friedrich II. im October 1757 einen überaus schmeichelhaften Brief richtete, Oeuvres XVII. 243, es war dies wahrscheinlich die Geliebte einer einflußreichen Persönlichkeit am französischen Hofe.

2) Stuhr I. 161. — Wo bei dem Namen Stuhr Band I. oder II. citirt ist, sind stets die „Forschungen und Erläuterungen" gemeint. Stuhr's „siebenjähriger Krieg" hat nur Einen Band.

osten her nach einem gemeinschaftlichen Plane zur Befreiung Sachsens herbeigeeilt wären, so hätten die Preußen sich daselbst schwerlich halten können. Glücklicher Weise aber lagen die Feinde des Königs unter einander über das zunächst zu Beschließende in Streit. Die beiden französischen Heere unter Richelieu und Soubise entbehrten der einheitlichen Leitung. Soubise, mit dem Prinzen Joseph von Hildburghausen und dessen erbärmlicher Reichsarmee vereinigt, sollte dem Reichsfeldmarschall bald unter-, bald beigeordnet handeln. Während dieser auf kräftigere Entschlüsse drang, hatte Soubise gar keine Lust, sich persönlich mit dem Könige von Preußen zu messen, dem seinerseits wiederum Alles daran lag, die Dinge hier durch einen entscheidenden Schlag so weit zu klären, daß er sich gegen einen der anderen ihn bedrohenden Feinde wenden könnte. Erst im November gelang das [1]). Bis dahin wurde beiderseitig die Zeit mit Hin- und Hermärschen ausgefüllt, welche im Einzelnen zu verfolgen für den Leser fast eben so ermüdend sein würde, als für die Truppen, welche in größter Ungeduld sich diesen nicht entscheidenden Anstrengungen unterziehen mußten. Es galt, nach allen

---

[1]) Friedrich an die Markgräfin Wilhelmine: „Ich irre umher wie ein Wanderer im Walde unter zahllosen Räubern, die sich verschworen haben, ihn zu ermorden und sich in seine Habseligkeiten zu theilen.“ Oeuvres XXVII. 1. 298. sqq.

Seiten hin stets wachsam zu sein, um die hie und da auftauchenden Feindesschaaren zu verscheuchen. Daher das anscheinend Planlose in den Maßregeln des Königs, der von Tag zu Tage, ja von Stunde zu Stunde die Richtung seiner Bewegungen ändern mußte, weil er die unlösbare Aufgabe hatte, mit seiner kleinen Armee gegen die ihn umringenden Feinde nach allen Seiten hin zugleich Front zu machen.

In die Zeit dieser thüringisch-sächsischen Kreuz- und Querzüge fällt auch die persönliche Bekanntschaft des Königs mit der Herzogin von Gotha. Von Erfurt aus kam Friedrich II. am 15. September 1757 zur Tafelstunde mit seinem Gefolge in das herzogliche Schloß, wurde mit Freuden empfangen und bezauberte durch sein Benehmen und seine Unterhaltung den ganzen Hof.

Wie man sich denken kann, lag diesem Besuche ein politisches Interesse zu Grunde. Herzog Friedrich III. hatte sich von Anfang an geweigert, irgend einer feindseligen Maßregel des Reichs gegen den König von Preußen beizustimmen, den er eben so wie die Herzogin auf's Höchste verehrte und bewunderte. Zugleich war Friedrich III. von Gotha als Bruder der Prinzessin von Wales in der Lage, wesentliche Dienste in London zu leisten, und der König hat mehr als ein Mal die Vermittelung dieser Freunde in Anspruch genommen,

wenn er dem englischen Hofe durch die dritte Hand Vorschläge oder Mittheilungen zukommen lassen wollte [1]).

Die Stadt Gotha sollte in der nächsten Zeit der Schauplatz von Begebenheiten werden, welche, unbedeutend an sich, dennoch wesentlich dazu beitrugen, den Muth und die Zuversicht der preußischen Armee neu zu beleben und dieselbe auf künftige Erfolge vorzubereiten.

Schon bei Hohenfriedeberg und Soor, noch mehr aber in der Schlacht bei Kollin hatte sich der Reiterofficier Seidlitz [2]) unter Friedrich's Augen so hervorgethan, daß derselbe in ihm einen würdigen Schüler und Genossen des alten Ziethen erkannt und ihn kürzlich zum Generalmajor ernannt hatte, — an Jahren der jüngste General in der Armee. Ihn bestimmte Friedrich II. jetzt, als er am 16. September nach Erfurt zurückkehrte, zum Commandanten von Gotha, konnte ihm aber nicht mehr als etwa 1500 Mann Husaren und Dragoner zurücklassen. Soubise und Hildburghausen beschlossen sich der schwachbesetzten Stadt zu bemächtigen und rückten am 18. September mit 10,000 Mann gegen Gotha vor. Seidlitz konnte nicht daran denken, sich gegen eine solche Uebermacht zu behaupten, und verließ am 19. früh die Stadt, worauf die Fran-

---

[1]) Oeuvres XVIII. 202. XXVII. 1. 306.

[2]) Auch Seydlitz geschrieben, geb. 1721.

zosen und Reichstruppen sogleich mit Pauken und Trompeten ihren Einzug hielten. Prinzen und Generale quartierten sich im Schlosse ein, wo man sich beeilte, die ungebetenen Gäste durch gute Bewirthung bei Laune zu erhalten. — Als Seidlitz sah, daß man ihn nicht verfolgte, zog er ein in der Nähe liegendes Husarenregiment an sich und brachte es durch Theilung seiner geringen Streitkräfte, deren Vorposten bald hier bald dort auf den umliegenden Höhen sich zeigen mußten, dahin, daß die Franzosen glaubten, das ganze preußische Heer sei im Anzuge. Dadurch wurde Soubise so in Schrecken gesetzt, daß er mit seiner Streitmacht Hals über Kopf von dannen zog und seinen Generalen nicht einmal Zeit ließ, das Diner abzuwarten, welches man aufzutragen im Begriff war. Seidlitz rückte nun wieder in die Stadt, die übrigens damals noch so gut befestigt war, daß sie einem Handstreich genügend hätte widerstehen können, und kam noch zu rechter Zeit, um mit seinen Officieren vergnügt die für die Feinde bestimmten Speisen zu verzehren. Einige französische Nachzügler und ein großer Wagenzug mit Gepäck fiel in die Hände der Husaren, die über die Massen unnützen Plunders, den sie entdeckten, nicht wenig erstaunt waren. Sie maskirten sich mit den brokatnen Schlafröcken, den Perücken und anderem Trödel, lachten über die Menge Parfümerien und Essenzen und über den Troß von Friseuren, Lakeien, Köchen und lockern Dir=

nen, der als Gefangene in ihre Hände fiel. Seidlitz schickte diese ganze Gesellschaft dem Commandeur der großen Nation zurück. Auch das eben angekommene Generalspatent für Laudon fanden die Preußen unter den erbeuteten Sachen. Friedrich ließ dasselbe mit einem artigen Billet den nächsten Tag von Erfurt aus dem Neuernannten durch einen Trompeter überbringen.

Am 11. October erhielt der König zu seiner größten Ueberraschung die Nachricht, daß ein Theil der nach Schlesien marschirenden österreichischen Armee sich von dem Hauptcorps getrennt habe und unter General Haddik gerade auf Berlin losgehe, bis wohin der Weg an keinem Punkte militärisch gedeckt war. In Berlin selbst befanden sich ungefähr 4000 Mann zum Theil Invaliden und Milizen unter General Rochow, auf den kein sonderlicher Verlaß war. Friedrich II. befahl daher dem Prinzen Moritz von Dessau, schleunigst bei Torgau die Elbe zu überschreiten und in Eilmärschen der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen. Auch Seidlitz mußte mit 3000 Reitern sofort dahin aufbrechen. Wäre diese Haddik'sche Unternehmung in Folge eines mit Soubise verabredeten Planes unternommen und durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Berlin unterstützt worden, so hätte es unberechenbare Folgen haben können. So aber lief das Ganze noch gnädig genug ab. Zwar hatte Rochow vollständig den Kopf verloren. Er überließ die Stadt ihrem Schicksal und geleitete die

königliche Familie mit 400 Mann nach Spandau, — auch dies so spät, daß die Escorte leicht den Oesterreichern hätte in die Hände fallen können. Haddik hatte inzwischen in Eilmärschen, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, Berlin erreicht. Vor den Thoren angelangt, forderte er die Stadt zur Uebergabe auf und verlangte 600,000 Thaler Brandschatzungsgelder. Da der Magistrat mit der Antwort zögerte, stürmte er das Kottbuser und Schlesische Thor und drang in die Vorstädte, nachdem die Oesterreicher das daselbst stehende kleine Commando, welches den Feind mit Flintenschüssen empfing, zusammengehauen hatten. Da aber alsbald die Nachricht eintraf, daß Prinz Moritz zum Entsatz heranrücke, begnügte sich Haddik mit 200,000 Thalern und einem persönlichen Geschenk für sich und seine Adjutanten. Als Trophäe verlangte er noch zwei Dutzend mit dem Stadtwappen gestempelter Damenhandschuhe für die Kaiserin, die er in einem zierlichen Kästchen wohlverpackt erhielt. Als man dasselbe nachher in Wien eröffnete, fand sich, daß die Berliner in ihrer Bedrängniß den guten Humor dennoch bewahrt hatten — die Handschuhe waren sämmtlich für die linke Hand. Mit diesen Schätzen machte Haddik sich auf Schleichwegen so eilig davon, daß Friedrich, welcher in der Absicht herbeieilte, ihm den Rückweg abzuschneiden, leider zu spät kam. Die ungebetenen Gäste waren eben so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren.

Der König wurde durch diese Hetzereien, die ihn fast willenlos nach dem Belieben seiner Feinde hin und her sprengten, zur Verzweiflung gebracht. Der Angriff auf Berlin konnte den Verlust der Hauptstadt und aller daselbst zur Fortsetzung des Krieges aufgespeicherten Vorräthe nach sich ziehen. Friedrich's Briefe aus dieser Zeit lassen uns einen Blick in die Tiefen des Kummers thun, der sein Herz in Folge solcher Befürchtungen umdüsterte. Gar oft tauchen Gedanken an Selbstmord in ihm auf, und niemals hat er mehr elegische, schwermüthige Verse und Episteln verfaßt, als in jenen Tagen des unthätigen und doch rastlosen Abwartens der Ereignisse, die voraussichtlich nur verderbenbringend sein konnten.

Die Markgräfin Wilhelmine wurde von dem Unglück ihres Bruders fast noch tiefer ergriffen, als dieser selbst. Ihr Brief vom 18. October 1757 [1]) gleicht einem Schrei der Verzweiflung: „Mein Schmerz ist ärger als Tod und tausend Qualen," schreibt sie, „— komme was da wolle, ich werde Dich, theuerster Bruder, nicht überleben. — — Mein Herz ist zerrissen, ich weiß selbst nicht, was ich schreibe, meine Sinne verwirren sich. — — Habe Mitleid mit mir, Du angebeteter Brnder, ich will ja tausend Mal sterben, wenn ich nur weiß, daß Du lebst und glücklich wirst. — — der Schmerz erstickt

---

[1]) Oeuvres XXVII. 1. 308.

mich, ich kann nur sagen, daß Dein Geschick auch das meinige ist. — —"

Die arme Wilhelmine wußte noch nicht, daß ihr Bruder der Verzweiflung schon Herr war, sobald er dieselbe in Wort oder Schrift aussprechen konnte; denn grade an dem Tage, wo sie jenen Brief schrieb, war Friedrich II. auf dem Marsche zur Rettung Berlins in Leipzig angelangt und hatte daselbst eine dreistündige Unterredung über deutsche Literatur mit Gottsched, aus welcher ersichtlich ist, wie der König sich jeder augenblicklichen Anregung hinzugeben und alle trüben Gedanken zu bannen vermochte [1]), die ihn noch so eben zu überwältigen schienen. Er ließ sich mit dem Professor in einen poetischen Wettstreit ein und besang denselben in einer Ode als „den Schwan von Sachsen." — Zehn Tage später, als er erfahren, daß die Oesterreicher Berlin bereits wieder verlassen, kam er von Torgau (26. October) nach Leipzig zurück und berief den alten gelehrten Herrn nochmals auf eine Stunde zu sich, während deren ihm klar zu werden begann, daß der sächsische Schwan doch wohl nur eine gespreizte Gans wäre [2]).

---

[1]) Gottsched hat seine Unterredung mit Friedrich II. im Leipziger Magazin von 1758 veröffentlicht. — Heldengeschichte IV. 726. Carlyle X. 192.

[2]) Es war Gottsched's Interesse für die französische Literatur, durch welches Friedrich II. auf ihn aufmerksam geworden. Dieser Mann, dessen Namen heutzutage gleichbedeutend ist mit dem eines

Bald aber nahmen viel wichtigere Dinge des Königs Gedanken ausschließlich in Anspruch. Sobald nämlich die Nachricht von dem Haddik'schen Ueberfalle, und zwar tausendfach vergrößert, nach Wien und Paris gelangt war, faßte man daselbst die kühnsten Entschlüsse. Man hielt Berlin für erobert, feierte das große Ereigniß mit Sieges- und Freudenfesten, und die französische Armee erhielt nunmehr Befehl, ernsthaft zum Angriffe vorzugehen. Soubise hatte dazu keinen rechten Muth, namentlich schienen die ihm beigegebenen jämmerlichen Reichstruppen nicht von der Art, um in Gemeinschaft mit ihnen eine Schlacht zu wagen. Desto kampflustiger war der Reichsfeldmarschall Prinz von Hildburghausen, allein Soubise war erst zum Vorrücken zu bewegen, nachdem er sich durch 25,000 Mann von der Richelieu'schen Armee verstärkt hatte. Nun marschirte

---

hölzernen Pedanten, galt damals in weiten Kreisen für den Reformator der deutschen Sprache und Dichtkunst. Aber die Tage seines Ruhmes waren 1757 bereits gezählt. Die Schweizer Literaten traten gegen ihn in's Feld, Lessing reifte zum Manne heran, und in Frankfurt war acht Jahre vorher der junge Herkules geboren, der die Schlangen des Ungeschmacks erwürgen und den Augiasstall der deutschen Schriftstellerei gründlich rein fegen sollte. Die ausführliche Nachricht über des Königs Unterredung mit Gottsched in der Heldengeschichte ist überschrieben: Se. Königl. Majestät gönnen mitten unter dem Geräusch der Waffen den Musen einen gnädigen Blick! —

er über die Saale gegen Leipzig, und Hildburghausen forderte den Feldmarschall Keith, der mit einem kleinen preußischen Corps die Stadt besetzt hielt, zur Uebergabe auf. Da Keith mit Niederbrennung der Vorstädte drohte, gleichzeitig auch die Nachricht von Friedrich's Ankunft eintraf, so wäre Soubise am liebsten gleich wieder über die Saale zurückgegangen, wenn nicht die bestimmten Befehle seines Hofes ihn zum Angriffsverfahren genöthigt hätten. — Sobald der König durch Keith von den Bewegungen der Franzosen benachrichtigt war, hatte er ihm geschrieben: Weil diese Leute sich jetzt herauswagen, so schmeichle ich mir, daß es zu einer Schlacht kommen wird, durch welche ich sie von mir abschütteln werde [1]). Während der vier Tage vom 26. bis 30. October, wo Friedrich in Leipzig blieb, wurde sein guter Muth durch die Nachrichten gehoben, die ihm von allen Seiten, außer von Schlesien, nur Erfreuliches brachten. Er erfuhr, daß die Russen, statt in Preußen weiter vorzudringen, aus den uns bekannten Gründen sich über die Grenze zurückzogen, daß die Schweden von Lehwaldt in Stralsund und Rügen festgehalten wurden, und — was das Wichtigste war, — es fand sich ganz im Geheimen der hannover'sche General Schulenburg in Leipzig ein, um zu melden, daß

[1]) Schäfer 443.

Pitt an das englische Staatsruder gelangt und den schimpflichen Vertrag von Kloster-Zeeven verworfen habe[1]). Inzwischen setzten die Franzosen sich an der Saale und Halle, Weißenfels und Merseburg fest und brachen an allen drei Orten die Brücken ab, wodurch indessen des Königs Marsch kaum aufgehalten wurde, der am 3. November 1757 auf drei neuen über den Fluß geschlagenen Brücken seine Truppen auf das linke Ufer hinüberführte und in der Nähe von Weißenfels zwischen den Dörfern Breda und Roßbach ein festes Lager bezog, kaum zwei Meilen von Lützen, in einer Gegend, die dazu bestimmt scheint, daß daselbst die wichtigsten Geschicke Deutschlands sich entscheiden. Die Franzosen hatten gehofft, sich in diesen Gegenden den Winter über zu behaupten. Friedrich durfte das nicht dulden, theils wegen der Nähe der durch die Feinde gefährdeten Festung Magdeburg, besonders aber, weil er dem schwer bedrohten Schlesien keine wirksame Hilfe bringen konnte, so lange die Verbündeten seine Gegenwart an der Saale und Elbe erforderten. Er beschloß daher, sie entweder durch künstliche Märsche oder durch eine siegreiche Schlacht zurückzutreiben[2]). Die ge-

---

[1]) Ueber die Einzelnheiten vergleiche die bei Carlyle X. 200 in der Note angeführten Stellen.

[2]) Gallus VI. 217.

sammte Armee der Preußen bestand aus 22,000 Mann, während die Franzosen und Reichsvölker, zu denen auch eine kleine Schaar Oesterreicher unter Laudon stoßen sollte, wohl 60,000 Mann stark war.

So siegesgewiß sahen sie das kleine Häuflein der Feinde heranziehen, daß sie zweifelten, ob es ehrenvoll sei, mit demselben une espèce de guerre zu führen. Im Voraus kündigte man in Paris an, daß man diese gesammte Menge umzingeln und vernichten, Friedrich II. aber als Gefangenen nach Frankreich schicken werde. „Da bekommen wir doch endlich einen König zu sehen!“ soll die Herzogin von Orleans ausgerufen haben, als sie diese Prahlereien hörte. Soubise selbst war keineswegs von solcher Zuversicht erfüllt, allein er mußte sich auf das Andringen Hildburghausen's dazu entschließen, eine möglichst schnelle Entscheidung herbeizuführen, wenn die Reichsarmee nicht inzwischen völlig zu Grunde gehen sollte. Dieselbe befand sich nämlich in Folge mangelhafter Ausrüstung und Verpflegung in einem so erbärmlichen Zustande, daß jede Zögerung die schon erschöpften Truppen ganz und gar unbrauchbar zu machen drohte. So wurde denn der 5. November zum Angriff bestimmt, und in Anbetracht ihrer großen numerischen Uebermacht gingen die Verbündeten mit solcher Zuversicht an's Werk, daß sie an einen möglichen Rückzug gar nicht dachten und nicht ein Mal einen Sammel-

platz für den Fall bestimmten, daß sie geschlagen werden sollten [1]).

Ursprünglich war die Aufstellung der Franzosen so fehlerhaft gewesen, daß preußische Husaren bis in ihr Lager dringen und daselbst einige Gefangene machen konnten. Sie änderten jedoch am 3. November ihre Positionen mit richtiger Benützung der dort zahlreich vorkommenden kleinen Anhöhen in der Art, daß der König auf die an Zahl ihm so weit überlegenen Feinde keinen Angriff wagen durfte. Deshalb suchte er sie durch einen Scheinrückzug in die Ebene vorzulocken, was so gut gelang, daß er sie glauben machte, er wolle sich nach Weißenfels begeben, um einer Schlacht auszuweichen. Die Verbündeten hatten nun nur die Besorgniß, das kleine preußische Heer, welches sie als sichere Beute betrachteten, könnte ihnen entschlüpfen, weshalb sie dasselbe in einem weiten Bogen zu umringen suchten und mit klingendem Spiel, unter Trommelschall und Siegeshymnen einherzogen. Am 5. November 11 Uhr Vormittags setzten sie sich in Marsch, um den linken Flügel der Preußen zu umgehen und dann im Rücken anzufallen. Den rechten Flügel sollten die Reichstruppen in Schach halten. Friedrich saß mit einigen Generalen ruhig bei Tafel, als sein Flügeladju-

---

[1]) Laudon's Bericht an Carl v. Lothringen bei Weber p. 457.

tant, Hauptmann von Gaudi, welcher vom Oberboden des Roßbacher Herrenhauses die Bewegung der Feinde beobachtet hatte, auf die drohende Gefahr aufmerksam machte [1]). Ungläubig wies der König diese Meldung mit harten Worten zurück und befahl die Soldaten nicht zu stören, die eben mit dem Abkochen ihrer Mahlzeit beschäftigt waren. Indessen ließ er sich durch Gaudi's nochmalige Versicherungen bewegen, mit seiner Suite selbst auf den Boden zu steigen, wo er durch eine Oeffnung im Dache Anfangs nur einige Cavallerie erblickte, die er für Patrouillen hielt. Bald jedoch kamen auch französische Infanterieregimenter zum Vorschein, so daß die Absicht des Feindes zweifellos klar wurde. Sofort entwarf der König seinen Plan. Zum Glück war Alles vorbereitet, um mit größter Schnelligkeit denselben auszuführen.

Seidlitz, der jüngste aller Generale in der Armee, war in richtiger Würdigung seiner Feldherrngaben zum Befehlshaber der gesammten Cavallerie ernannt worden. Ebenso kühn im Angriff, wie besonnen im Rath, hatte er ganz im Stillen seine Reiter schon satteln lassen,

[1]) Archenholz 112. Kutzen „aus der Zeit ꝛc." p. 74. Hier sind die einzelnen Manoeuvers und die Terrainverhältnisse genau mitgetheilt. Von Gaudi befindet sich eine für die Geschichte des Krieges sehr wichtige Handschrift im Archive des großen Generalstabs zu Berlin.

bevor noch der König überzeugt war, daß der Beginn der Schlacht so nahe sei. Es war bereits zwei Uhr, als der Befehl erging, die Zelte abzubrechen. Das wurde mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß es den überraschten Franzosen wie die Verwandlung einer Theaterdecoration erschien, und eben so schnell eilten die Preußen zum Angriff. Seidlitz rückte, von einer der vielen dortigen Hügelreihen versteckt, so geschickt mit der Reiterei vor, daß er den Feinden im Rücken war, bevor diese Zeit gehabt hatten, ihre Reihen zu ordnen. Zugleich erdonnerten die Geschütze, welche der König auf dem sogenannten Janushügel, der das Schlachtfeld beherrschte, hatte auffahren lassen. Die französischen, in der Ebene aufgestellten Geschütze konnten gegen diese Batterie nichts ausrichten, und der Lärm derselben schreckte nur eine Menge Hasen auf, die unruhig hin- und herlaufend einen Ausweg suchten. Als eines dieser Thiere von einer französischen Kugel getroffen ward, riefen preußische Soldaten: Jetzt wird es gut gehn, die Franzosen schießen einander selber todt.

Seidlitz hatte angegriffen, ohne die Ankunft der Infanterie abzuwarten. Weit vor der Front einhersprengend, schleuderte er seine Thonpfeife zum Zeichen des Angriffs hoch in die Luft, und mit dem Rufe: Marsch, Marsch! stürzte er sich mit seinen Tapferen auf die noch ungeordneten feindlichen Schwadronen.

Was vielleicht nie geschehen war, sagt Archenholz [1]), geschah hier: die leichte Reiterei griff die schwere an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die französische Gensd'armerie anzufallen. Weder der Muth dieser edlen Mannschaften, noch ihre colossalen Rosse konnten hier entscheiden. Wie Spreu stoben sie aus einander. Zwar suchten zwei österreichische Reiterregimenter einen Augenblick Stand zu halten, allein auch sie wurden zurückgeworfen. Soubise ließ das Reservecorps vorrücken, vergebens, auch das war geschlagen, so wie es sich zeigte. Als ein paar französische Regimenter noch Stand zu halten suchten, ließ Seidlitz sein zweites Treffen anrücken und warf nun schnell die gesammte feindliche Cavallerie in Verwirrung bis hinter Reichertswerben zurück. Als sie hier noch einen letzten Versuch machten, sich zu setzen, vollendete ein erneuerter Angriff der Preußen den Sieg. In wilder Flucht suchten französische, kaiserliche und Reichsreiter das Weite. Seidlitz verfolgte sie noch eine Weile, dann gebot er Halt und ordnete seine Schaaren auf's Neue, um den König zu unterstützen, der nunmehr gegen die französische Infanterie mit seinem Fußvolke vorrückte. Durch geschickte Märsche gelang es ihm, von der Artillerie kräftig unterstützt, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen. Auf

---

[1]) p. 112, Schäfer p. 460.

das Commando: Feuer! schossen die Preußen mit derselben Ruhe und Regelmäßigkeit wie beim Exerciren auf die Franzosen, welche, bestürzt über die völlig unerwartete Wendung der Schlacht, nicht im Stande gewesen waren, ihre Reihen zu ordnen. Als die zusammengedrängten Feindesmassen von dem preußischen Gewehrfeuer mit furchtbarer Wirkung getroffen wurden, ergriff panischer Schrecken die ganze Schaar. Alles wandte sich zu wilder Flucht. In dichtem Knäuel hemmten Fußvolk, Reiterei und Geschütze einander gegenseitig. Zu völligem Verderben gereichte es der verwirrten Masse, daß Seidlitz zu rechter Zeit die Verfolgung der fliehenden Cavallerie eingestellt hatte und zurückkehrend nunmehr die ihm Entgegendrängenden vernichten half. — Die Reichstruppen, denen Ferdinand von Braunschweig auf dem rechten Flügel mit zehn Bataillonen gegenüber stand, warteten dessen Angriff gar nicht ab, sondern schossen ihre Gewehre in die Luft und warfen sie von sich. Die Fuhrknechte durchschnitten die Stränge der Geschütze und sprengten in's Weite. Von den geschlagenen Truppen blieben auf der Flucht kaum zwei oder drei französische und deutsche Regimenter einigermaßen beisammen. Die Schweizer waren es, welche noch am meisten Stand hielten, doch bald wurden auch sie mit fortgerissen. Ein Glück war es für die Besiegten, daß der kurze Wintertag zu Ende ging und weitere Verfolgung unmöglich machte. Bei ein-

tretender Finsterniß lagerten sich die Preußen, blieben jedoch bis zum Morgen unter Waffen. „Unser größtes Glück war," so berichtet Hildburghausen dem Kaiser [1]), „daß es Nacht geworden ist. Sonst wäre bei Gott nichts davon gekommen."

Aehnlich lautet der Bericht eines französischen Generals: „Hätte der Feind uns verfolgt, wir wären Alle vernichtet worden. Nie hat eine Armee sich schlechter gehalten. Der erste Kanonenschuß entschied unsere Schande." So unaufhaltsam eilten die zersprengten Truppen in's Weite, daß die Franzosen schon am 7. November das beinahe zwölf Meilen entfernte Langensalza erreichten, und doch hatten sie sich unterwegs noch Zeit gelassen, die Dörfer, welche sie berührten, in unmenschlichster Weise auszuplündern und die unglücklichen Bewohner nach Kosaken- und Baschkirenart zu mißhandeln. Einzelne Schaaren sollen erst am Rhein Halt gemacht haben, von beständiger Angst vor den Preußen gejagt, die sie sich auf den Fersen wähnten.

Die siegreiche Armee zählte nur 175 Mann Todte und 376 Verwundete; unter ihnen des Königs Bruder Prinz Heinrich und der General Seidlitz. Diesem verdankte Friedrich, wie er das mit edelmüthiger Anerkennung aussprach, hauptsächlich den Sieg. Er verlieh

---

1) Schäfer 461.

ihm den schwarzen Adlerorden und den Generallieutenantsrang.

Die Feinde hatten 700 Todte und mehr als 2000 Verwundete. Die Zahl der Gefangenen wird zwischen 5000 und 7000 angegeben. Letztere wurden noch in den nächsten Tagen massenweise von den Bauern eingebracht. So verschüchtert waren die Flüchtlinge, daß oft 50 und mehr sich einzelnen preußischen Soldaten ergaben und von ihnen abführen ließen. Die Bewohner des unglücklichen Sachsenlandes, zu deren Schutz diese Franzosen angeblich herbeigekommen waren, jubelten über die Niederlage der hochmüthigen Gäste, von deren Habsucht und Frechheit sie unglaublich zu leiden gehabt. Förmliche Treibjagden stellten sie auf die versprengten Truppen an und lieferten ihre Beute gern für ein Trinkgeld den preußischen Regimentscommandeuren ab. Fast das ganze Gepäck und eine große Anzahl Geschütze, Fahnen und Standarten fielen den Siegern in die Hände.

Drittes Kapitel.

Bedeutung der Schlacht bei Roßbach. Politische Folgen derselben.

Unmittelbar hatte der Sieg bei Roßbach für Friedrich II. die wichtige Folge, daß er jetzt von Westen her keinen Angriff zu fürchten brauchte und sich mit voller Kraft gegen die Oesterreicher nach Schlesien wenden konnte, wo die Sachen für ihn eine bedenkliche Wendung genommen hatten; demnächst aber hob sich der Muth seiner Armee, welcher durch die vorangegangene Niederlage und durch die wochenlangen, beschwerlichen, scheinbar zwecklosen Kreuz- und Querzüge gesunken war.

Neuer Thatendurst und Siegesfreudigkeit belebte die Reihen der Kämpfer. Nicht minder groß aber waren das Staunen und die Begeisterung, mit welchen die Kunde von dem glorreichen Tage in allen Ländern Europa's, ja weit über die Grenzen des Welttheils hinaus aufgenommen wurde. Vor Allen fühlte das gesammte Deutschland sich durch die Thaten eines deutschen Fürsten gehoben, der den übermüthigen Franzosen gezeigt hatte, daß die Vergeltung kommen sollte für das unsägliche Elend, welches ihre Eitelkeit und Herrschsucht, ihre übermüthigen Eingriffe in unsere vaterländischen Angelegenheiten seit Jahrhunderten

über Deutschland gebracht, — und unauslöschlich prägte sich das Gedächtniß des 5. November 1757 in jedes Herz. Trotz aller seitdem verrichteten Großthaten unseres Volkes erfüllt uns auch heute noch der Name Roßbach mit freudigem Stolze.

Die Art und Weise, wie dieser Sieg über einen drei Mal stärkeren Feind errungen wurde, hat etwas so Genialisches, daß selbst die Ueberwundenen unwillkürlich in den allgemeinen Jubel einstimmen mußten. Die tapfere französische Nation fühlte sehr wohl, daß nicht sie selbst, sondern nur die niederträchtige Maitressenwirthschaft ihres Hofes bei Roßbach in die Flucht geschlagen sei. So war es ihrem Ehrgefühl nicht zuwider, offen für Friedrich II. Partei zu nehmen und auf allen Straßen sein Lob zu verkünden. Als man gar erfuhr, daß die Pompadour ihrem Liebling Soubise einen Trostbrief geschrieben und den König dahin gebracht habe, dem schmählich besiegten Prinzen den Marschallstab zu übersenden, war des höhnenden Jubels kein Ende. — Aehnlich gestaltete sich die Stimmung der Deutschen gegen ihre Reichstruppen. Man freute sich, daß diese „Reichströpfe“, diese „elende Reichshilfe“ nun wirklich zu einer „Reißausarmee“ statt einer „Reichsarmee“ geworden sei, man verlachte den unglücklichen Hildburghausen, der außer seinen gewöhnlichen Bedienten noch 40,000 „Läufer“ im Gefolge gehabt u. s. w. Das natürliche Mitgefühl für den

Schwächeren, der durch Geist und Einsicht die Gewalt der Massen überwindet, rief eine wahre Begeisterung für den heldenmüthigen Preußenkönig bei Freunden und Feinden hervor. Auch die bei dem Ausgange des Kampfes nicht unmittelbar betheiligten Nationen sangen das Lob seiner Thaten. In Spanien und Italien sah man des Königs Bild in den Bauernstuben neben den Bildern des Schutzheiligen. Bis in die Türkei, ja in Asien und Amerika verbreitete sich sein Ruhm. Während des ganzen Verlaufs des langen wechselvollen Krieges steigerte sich diese Theilnahme und Verehrung. 1760 schreibt Voltaire [1]): In Genf ist Niemand, der sich nicht für den König von Preußen in Stücke hauen ließe. Es lebt hier ein Schuster, der jedes Mal seine Frau prügelt, wenn die Preußen eine Niederlage erleiden.

Am lautesten war der Jubel in England. Mit Ungestüm verlangte das Volk eine wirksame Unterstützung des Preußenkönigs, von dem allein die Abwendung des französischen Uebergewichts und die Erhaltung der protestantischen Religion auf dem Festlande Europa's zu hoffen war. Wie glühend man für den tapfern König begeistert war, beweist am besten das Zeugniß Macaulay's, seines ärgsten Feindes und Verleumders.

Friedrich's Geburtstag, sagt er, wurde seitdem durch

---

[1]) Oeuvres XXIII. 82.

glänzende Illumination in den Straßen von London gefeiert. Abbildungen des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hute und seinem langen Zopf waren in jedem Hause. Bis auf den heutigen Tag wird man in den Gastzimmern altmodiger Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Portraits von Friedrich für eins von Georg II. finden.

Die Aufhebung der Zeevener Convention war bereits vor der Schlacht beschlossene Sache [1]). Der König von England war mit derselben nicht minder unzufrieden, als die gesammte Nation. Es fehlte diesem Monarchen nicht an persönlichem Ehrgeize. Nur seine Vorliebe für das Stammland Hannover und der stets wieder auftauchende Wunsch, dasselbe inmitten des Weltkriegs neutral zu erhalten, waren Schuld, daß der Herzog von Cumberland überhaupt im Stande gewesen war, einen so ruhmlosen Vertrag abzuschließen. Als nun aber klar ward, daß die Convention das hannoversche Land der Gewaltthätigkeit und Raubsucht Frankreichs wehrlos überlieferte, und der gänzliche Ruin der Einwohner durch die ihnen auferlegten unerhörten Lasten unabwendbar schien, da benutzte Georg seine Doppelstellung als deutscher Kurfürst und engli-

---

[1]) Vorläufige Anzeige der Ursachen, welche ꝛc. den König von Großbrittanien — — zur Wiederergreifung der Waffen bewogen. Heldengeschichte IV. 645.

scher König, um unter dem einen Titel zu verweigern, was er unter dem andern gewährt hatte. Zudem erhielt er einen Vorwand, die Convention für ungültig zu erklären, dadurch, daß Ludwig XV. die Ratification derselben an neue lästige Bedingungen knüpfte, und Richelieu, den ursprünglichen Bestimmungen entgegen, jetzt die Entwaffnung der entlassenen Truppen, namentlich der Hessen, verlangte. So gab Georg II. nicht ungern dem Drängen seiner Minister nach, als Pitt laut erklärte, man dürfe den „wunderbaren Mann" nicht zu Grunde gehen lassen, dessen gewaltige Persönlichkeit schon allein im Stande wäre, den Franzosen die Spitze zu bieten und der mächtigsten und boshaftesten Verbindung entgegen zu treten, welche jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte. Derselbe Schulenburg, welcher dem Könige schon in Leipzig die vorläufige Nachricht von dieser Wandlung der Politik Georg's II. überbracht, folgte ihm nunmehr in das Lager von Roßbach, und zwei Tage nach der Schlacht wurden die zu ergreifenden Maßregeln daselbst verabredet. Friedrich II. war vollkommen damit einverstanden, daß man den Prinzen Ferdinand von Braunschweig [1]) zum Befehlshaber der wieder in Thätigkeit zu setzenden

---

[1]) Bruder des regierenden Herzogs Carl und der Königin Elisabeth von Preußen, geb. den 12. Januar 1721. Ueber die Ernennung Ferdinand's vergl. Carlyle X. 200. Note.

englisch=hannoverischen und der mit denselben vereinigten hessischen, braunschweigischen, bückeburgischen und sonstigen Truppen sich erbat; denn dieser damals erst 37jährige Fürst besaß alle Eigenschaften, welche eine so schwierige Stellung erheischten. Friedrich hatte ihn im Felde und bei diplomatischen Unterhandlungen erprobt. Dabei kam ihm seine nahe Verwandtschaft mit dem Könige von England und von Preußen trefflich zu Statten. Wissenschaftlich gebildet, von wohlwollendem Charakter, besaß er zugleich große Menschenkenntniß und die Gabe, sich geachtet und beliebt zu machen. Als Feldherr verband er Kühnheit mit weiser Vorsicht, und die Uebelstände, welche aus der bunten Zusammensetzung der alliirten Armeen flossen, die er commandiren sollte, wurden dadurch ziemlich ausgeglichen, daß Ferdinand sowohl von Georg II. als von Friedrich II. unbeschränkte Vollmacht erhielt, ohne Anfrage überall nach seiner eignen Einsicht zu handeln. Trefflich unterstützte ihn dabei sein talentvoller Secretair Westphalen, welcher zwar nicht dem Namen, wohl aber der That nach die Geschäfte eines Generalstabschefs versah [1]).

Ferdinand begab sich alsbald in aller Stille über Hamburg in das hannoversche Hauptquartier nach Stade und kündigte schon am 26. November dem Marschall Richelieu die Aufhebung der Zeevener Convention und

---

[1]) Stenzel V. 118.

den Wiederbeginn der Feindseligkeiten an. Merkwürdiger Weise war er genöthigt, die braunschweigischen Truppen fast mit Gewalt bei seiner Fahne zurück zu halten [1]), weil der regierende Herzog, dessen Land ganz in der Gewalt der Franzosen war, sich mindestens nicht den Anschein geben durfte, als Feind gegen dieselben aufzutreten [2]). Noch in diesem Jahre etwas Bedeutendes zu unternehmen, wurde der Herzog durch die bald eintretende ungünstige Witterung gehindert; auch fehlte es seinen Truppen an Lebensmitteln. Beide feindlichen Heere bezogen Ende December die Winterquartiere; die Franzosen hinter der Aller, von Celle bis Goslar, die Alliirten in der Gegend von Harburg, welches sie nach fast vierwöchentlichem Bombardement eingenommen hatten. Richelieu hatte vollauf zu thun, um sein durch die Roßbacher Schlacht entmuthigtes, an allen Kriegsbedürfnissen Mangel leidendes Heer wieder kampffähig zu machen, während Ferdinand den Winter dazu benutzte, um die verschiedenartigen, einander zum Theil nicht freundlich gesinnten Bestandtheile seiner

---

[1]) Ueber die Vermittlerrolle, welche auf Anlaß des Minister Finkenstein die Königin Elisabeth Christine zwischen ihren Brüdern übernahm, vergl. die bei Schäfer 663 abgedruckten Briefe.

[2]) Die beiden braunschweigischen Generale Imhof und Behr mußten verhaftet werden. Erst dann willigten die Uebrigen ein, nach Stade zurückzukehren. Stuhr I. 162. Note 2. und p. 350 daselbst.

Armee in ein Ganzes zu verschmelzen und zu einem der preußischen Kriegsmacht ebenbürtigen Körper zu gestalten; wobei er von seinem Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig, der sich, anscheinend gegen des Vaters Willen, beim Heere befand, trefflich unterstützt wurde.

Der König von Preußen konnte nunmehr, da er diese Angelegenheit in so guten Händen wußte, sich nach Schlesien wenden, wo seine Gegenwart dringend nöthig war. Vor der Abreise erhielt er noch die Nachricht von dem zu Dresden plötzlich erfolgten Tode seiner erbittertsten Feindin, der Königin von Polen. Man glaubte damals allgemein, sie sei aus Schreck und Zorn über die Nachricht von dem Siege bei Roßbach gestorben. Friedrich bezeigte wenig Theilnahme, als er die Todesbotschaft erhielt. Diese Nachricht, schrieb er an seinen Bruder Heinrich, macht mich weder warm noch kalt. — In der That hatte er an wichtigere Dinge zu denken, denn obgleich das Gewölk, welches bisher seine Aussichten von allen Seiten umdüsterte, sich hier und da zu lichten begonnen, so täuschte er sich doch keineswegs über die Gefahren, die ihn noch immer bedrohten.

„Der Roßbacher Sieg," schreibt er am 12. November an Finkenstein [1]), „ist nur ein Anfang des Glücks, aber ich brauche noch viel. Eine gewonnene Schlacht

---

[1]) Klaproth Staatsrath 427. Schäfer 467.

bringt mir keinen andern Vortheil, als daß ich mich mit Sicherheit andern Feinden widersetzen kann." Ueberdies wurde die Siegesfreude dem Könige dadurch einigermaßen getrübt, daß er gegen die von ihm so geliebten und verehrten Franzosen hatte kämpfen müssen, und daß dieselben durch ihr schlechtes Betragen sich hassenswürdig und verächtlich machten. „Sie haben," schreibt er an d'Argens [1]), „Grausamkeiten begangen, wie Panduren; es sind nichtswürdige Spitzbuben. Die Erbitterung, die sie gegen mich zeigen, ist schmachvoll. Aus einem Freunde, der ihnen sechszehn Jahre lang ergeben war, haben sie mich zum unversöhnlichen Feinde gemacht!" Trotzdem behandelte er die gefangenen französischen Officiere mit ausgesuchter Artigkeit und gestattete ihnen in Berlin frei herumzugehen, bis sie durch ihr Betragen verschuldeten, daß sie nach Magdeburg auf die Festung gebracht werden mußten.

Friedrich selbst begab sich wenige Tage nach der Schlacht in Eilmärschen auf den Weg nach Schlesien, wo es leider um die preußische Sache sehr schlimm stand. — Als er im September aus der Lausitz abgezogen war, hatte er den Herzog von Bevern mit 45,000 Mann in der Nähe von Görlitz zurückgelassen, um den Herzog von Lothringen, dessen Heer noch bei Zittau eine unangreifbare Stellung einnahm, zu beobachten und von

---

[1]) Oeuvres XIX. 45. den 15. November 1757.

einem Einmarsch in Schlesien abzuhalten. Da die Oesterreicher wohl 90,000 Mann stark waren, sah Bevern die ganze Schwierigkeit eines solchen Auftrages ein und erklärte sich demselben nicht gewachsen. Der König aber brachte ihn durch die schmeichelhaftesten Versicherungen, endlich sogar durch bestimmten Befehl zur Nachgiebigkeit und verwies ihn auf den Beistand, welchen Winterfeld und Ziethen, die ihm zur Seite blieben, mit Rath und That überall gewähren könnten.

Ende September hoffte Friedrich von seinem Zuge gegen die Franzosen zurückzukehren; bis dahin sollte Bevern sich wo möglich in der Lausitz behaupten, kein irgendwie zweifelhaftes Gefecht wagen und sich vor allen Dingen nicht von Schlesien, wohin er im Nothfalle sich zurückziehen könne, abdrängen lassen.

Am 25. August war der König nach Sachsen aufgebrochen, und noch waren nicht 14 Tage seitdem verflossen, als sich schon bei der Bevern'schen Armee ein Unglück von schwersten Folgen ereignete. Die Preußen hatten sich in vortheilhafter Stellung an der Landskrone bei Görlitz gelagert. Eine halbe Meile davon befehligte Winterfeld jenseits der Neisse ein abgesondertes Corps von 10,000 Mann. Er hielt den sogenannten Holzberg mit einer Batterie besetzt. Die Oesterreicher blieben trotz ihrer Uebermacht ruhig in beobachtender Stellung. Ueber diese Unthätigkeit war man in Wien sehr ungehalten. Man hatte erwartet,

hier bald von entscheidenden Erfolgen zu hören, auf die man sich berufen könnte, um von den Franzosen und der Reichsarmee ein gleich kräftiges Vorgehen gegen den König selbst zu fordern. Da aber nichts erfolgte, so entschloß sich Kaunitz selbst zu einer Reise in's Lager, um nach dem Rechten zu sehen. Dem allmächtigen kaiserlichen Minister zu Ehren wollte der Prinz von Lothringen zum Beweis für den Muth und die Thatenlust seiner Armee irgend einen, wenn auch in seinen Folgen unwichtigen Kampf veranlassen. Zu dem Ende sollte Nadasdy mit einer den Erfolg sichernden überlegenen Truppenzahl jenen Holzberg angreifen und in Besitz nehmen. Das geschah am Morgen des 7. September, unter Begünstigung eines dichten Nebels, wobei den Oesterreichern der Umstand zu Gute kam, daß Winterfeld verabsäumt hatte, den gegenüberliegenden Galgenberg zu befestigen. Auf diesen führten die Oesterreicher ihr Geschütz und beschossen von da aus die Preußen auf dem Holzberge. Winterfeld befand sich, nichts ahnend, in Görlitz, wo er mit Verpflegungsangelegenheiten für die Armee beschäftigt war. Durch reitende Boten und durch den Kanonendonner aufmerksam gemacht, warf er sich auf sein Pferd und sprengte nach dem Kampfsplatz. Er kam zu spät. Die Oesterreicher hatten sich durch die Ueberlegenheit ihrer Anzahl bereits des Berges bemächtigt und die Preußen mit Verlust von demselben verjagt. Die verlorene

Stellung wieder zu erobern hielt Winterfeld für Ehrensache, und obgleich Ziethen ihm dringend das Unnütze eines solchen Unternehmens vorstellte, wagte er den Angriff. Eine Kanonenkugel traf seine Brust, tödtlich verwundet sank er zu Boden und starb am nächsten Morgen. Die Oesterreicher behaupteten den Berg, den sie aber, da es eigentlich nur ein militärisches Schauspiel gegolten hatte, schon am 9. wieder verließen. Mehr als 2000 Preußen waren bei dieser Affaire unnützer Weise geopfert worden, und König Friedrich hatte einen Feldherrn verloren, der von Allen seinem Herzen am nächsten gestanden. „Gegen meine Feinde hoffe ich noch Rettung zu finden," rief er bei der Nachricht von diesem Verluste aus, „aber einen Winterfeld bekomme ich niemals wieder!"

Es ist zu bedauern, daß von diesem Manne, der in des Königs Umgebungen einen so hervorragenden Platz einnahm, nicht ausführlichere Nachrichten bekannt geworden sind, welche über den rein menschlichen Charakter desselben genügenden Aufschluß gäben. Seine hohe Begabung als Feldherr, Politiker und Weltmann ist zweifellos, — über seinen tiefern sittlichen Werth dagegen sind die Stimmen getheilt, was auch nicht Wunder nehmen kann, da es einem Manne in so bevorzugter Stellung wie Winterfeld niemals an Feinden und Neidern fehlt. Namentlich war es der Prinz von Preußen, welcher sehr ungünstig über den Charakter

eines Generals urtheilte, dessen Einflüsterungen er hauptsächlich die Ungnade zuschrieb, mit der sein königlicher Bruder ihn bis zum Tode behandelt hat. Allein mit wie großem oder geringem Rechte auch Winterfeld's Charakter verdächtigt wird, dennoch ist es ausgemacht, daß er die großartigsten Ideen in Bezug auf eine Umgestaltung Deutschlands durch den preußischen Staat im Herzen trug, und daß gerade diese mit den eigenen Anschauungen Friedrich's II. verwandten Ideen das enge Band zwischen beiden Männern befestigten. Ueberall im Auslande hatte Winterfeld sich im Geheimen Anhänger für seine Pläne zu verschaffen gesucht und dabei, von der Lebhaftigkeit seiner Wünsche verführt, sich zu glänzende Vorstellungen von der Zustimmung gemacht, die er im deutschen Reiche zu finden hoffte. Indem er den König mit größtem Eifer zu einem dritten Kriege gegen Oesterreich aufstachelte, ging er von der irrigen Ueberzeugung aus, daß die kleinen Fürsten und die Reichsstädte sich beeifern würden, bei dieser Gelegenheit den Druck der österreichischen Uebermacht los zu werden. Auch mochte ein lebhaftes Interesse für die evangelische Confession bei diesen Plänen mitgewirkt haben, wie denn Winterfeld unablässig Gustav Adolph's Geschichte studirte und ein Tagebuch über dessen Feldzüge überall mit sich führte. Bis zur Schlacht von Kollin schien der Erfolg seinen weitaussehenden Hoffnungen zu entsprechen. Nach jenem Un-

glückstage aber sank seine Zuversicht, und er soll seitdem den Tod auf dem Schlachtfelde für sich herbeigesehnt haben[1]). Dieser schwermüthige Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Der Herzog von Bevern stand nach Winterfeld's Tode nunmehr mit größerer Selbstständigkeit an der Spitze der ihm anvertrauten Armee. Nicht ungern, scheint es, sah er sich von einem Begleiter befreit, in welchem er einen ihm zur Seite gesetzten Aufpasser des Königs vermuthete, der mit des Herzogs eigenen Ansichten sich durchaus nicht einverstanden zeigte. Bevern's Stellung war in der That eine schwierige[2]). Mit einigen vierzigtausend Preußen hatte er 90,000 Oesterreicher in Schach zu halten. Dennoch darf man sagen, daß er bei größerer Umsicht den Befehlen des Königs besser hätte entsprechen können. Ohne eigentlich vom Feinde gedrängt zu werden, verließ Bevern eine von ihm eingenommene Stellung nach der andern unter dem Vorwande großen Mangels an Lebensmitteln für die Menschen und an Futter für die Pferde. In Schlesien hoffte er das Alles reichlich zu finden. Die Oesterreicher folgten ihm langsam auf seinem Wege von Görlitz nach Bunzlau bis an den Bober. Niederdrückend wirkte

[1]) Stuhr a. a. O. p. 229.

[2]) Das Folgende nach Stuhr, siebenjähriger Krieg p. 82, wo die unglückliche Kriegführung Bevern's kurz und trefflich geschildert ist.

dabei auf den Herzog die Entmuthigung seiner Truppen. Denn während der König dem bei Kollin geschlagenen Heere durch sein Beispiel und die belebende Kraft seiner Persönlichkeit die verlorene Spannkraft wiederzugeben verstand, war der Herzog nicht im Stande, in seinem Kreise mit gleichem Erfolge zu wirken. Außerdem lähmte ihn der Rath seiner Generale, welche seit Winterfeld's Tode stets von allen kräftigen Maßregeln abmahnten, so daß Friedrich ihm sogar verbot, dieselben ferner zum Kriegsrath zusammenzurufen. Das Hauptunglück aber war, daß des Herzogs allzu große Furcht vor der Verantwortlichkeit gegen den König ihm die nöthige Sicherheit und Willensfestigkeit raubte. So ging er seit dem Aufgeben seiner Stellung bei Görlitz dem Verderben entgegen.

Bevern's Absicht war, bei Jauer, in gleicher Entfernung von Schweidnitz und Breslau, festen Fuß zu fassen, um auf diese Weise beide Festungen zu decken und seine Verpflegung von Glogau zu beziehen. Dem widersetzte sich aber der mit den Proviantangelegenheiten betraute General Golz und vereitelte dadurch die Ausführung eines durchaus wohlerdachten Planes. Man blieb in Liegnitz. Die Oesterreicher machten sich diesen Umstand langsam, aber stetig nachrückend zu Nutzen, indem sie selbst nun zwischen Jauer und Breslau sich ausdehnten, um die Preußen von ihren beiden wichtigsten Plätzen abzuschneiden. Am 21. Septbr. war Carl von

Lothringen über die wüthende Neisse gezogen, am 24. kam er nach Wahlstadt, wo er ein festes Lager aufschlug. Nunmehr ersann Bevern einen neuen Plan, der bei consequenter Durchführung den besten Erfolg versprach. Er wollte durch einen scheinbaren Rückzug nach Glogau die Feinde täuschen, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreiten, am rechten Ufer Breslau erreichen, über die dortige Brücke auf das andere Ufer zurückkehren und hinter der Lohe eine Stellung beziehen, in welcher er die Hauptstadt deckte, während freilich Schweidnitz der tapferen Vertheidigung der dortigen Besatzung überlassen werden mußte.

Diese Bewegungen wurden bis zum 1. October demgemäß ausgeführt. Prinz Carl war vollständig getäuscht und höchst unangenehm überrascht, als er, nach Lissa vorrückend, die Preußen bei Breslau fand, wo sie sich an der Lohe durch eifrige Arbeiten mit jedem Tage fester verschanzten und den passenden Augenblick zu einem Angriff auf die Oesterreicher abwarten wollten. Fünf Wochen lang lagen beide Heere hier in scheinbarer Unthätigkeit einander gegenüber [1]). Inzwischen hatte Prinz Carl den General Nadasdy mit einer bedeutenden Verstärkung von Baiern und Würtembergern nach Schweidnitz entsendet, um die Erobe-

[1]) Die Gründe von Bevern's Unentschlossenheit und seine Correspondenz mit Friedrich II. bei Schäfer 502.

rung dieser Festung zu bewirken und der Hauptarmee dadurch den Rücken zu decken. Bevern hatte gehofft, daß diese Festung sich wenigstens sechs Wochen lang halten würde, wodurch König Friedrich II. hinreichend Zeit erhielt, mit seiner Armee zum Entsatz derselben herbeizueilen. Aber leider verlor der Commandant die Fassung. Er konnte sich auf seine zum Theil aus Sachsen bestehende Besatzung nicht verlassen, welche jede Gelegenheit benützte, um, zuweilen haufenweise, zum Feinde überzulaufen. Nach einem Generalsturme erfolgte am 12. die Capitulation. Vier Generale und 5840 Mann mußten sich in österreichische Kriegsgefangenschaft begeben. Nadasdy besetzte Schweidnitz mit 8000 Mann und erbeutete ein reiches Kriegsmaterial und die Festungskasse mit mehr als 200,000 Thalern. Mit dem Ueberrest seiner Armee ging er nach Lissa zurück, um sich mit Prinz Carl zu einem Angriff gegen die Preußen zu vereinigen, bevor der König erschiene und den Kampf unrathsam machte.

Am 22. November erfolgte der Angriff auf das Lager Bevern's an der Lohe, welches wie eine förmliche Festung mit schwerer Artillerie bestürmt werden mußte, wobei den Oesterreichern die in Schweidnitz erbeuteten Geschütze trefflich zu statten kamen.

80,000 Oesterreicher fochten hier gegen 30,000 Preußen. Trotz der tapfersten Gegenwehr, bei welcher sich namentlich Ziethen und der junge Prinz Ferdinand

auszeichneten, konnten sie sich gegen die Uebermacht nicht halten. Gern hätte Bevern bei Einbruch der Nacht seine Truppen noch ein Mal zu erneutem Angriff gesammelt, aber sie waren in Unordnung gerathen und hatten sich bereits theilweise nach Breslau zurückgezogen. Die Schlacht war nicht mehr herzustellen. Der Herzog ging über die Oder, nachdem er 5000 Mann als Besatzung in Breslau zurückgelassen. Am 24. früh ritt er, von einem einzigen Reitknecht begleitet, auf Kundschaft gegen den Feind aus und wurde von einem österreichischen Vorposten gefangen genommen. Man glaubte damals allgemein, daß er sich absichtlich dieser Gefahr ausgesetzt, um der Verantwortung dem herannahenden Könige gegenüber zu entgehen. Vollständig aufgeklärt ist der Vorfall nicht [1]).

Breslau ergab sich nach zwei Tagen ohne Gegenwehr den Oesterreichern. Fast die ganze Besatzung ging zu denselben über. Man war allgemein der Mei-

---

[1]) Friedrich hatte am 21. November geschrieben: Ich sage Ihnen gerade heraus, daß mir der Kopf dafür repondiren soll, daß dieselben sich vom Feinde nicht weiter rückwärts zwingen lassen; — — widrigenfalls mir ohne Consideration noch Entschuldigung dero Leben und Kopf davor repondiren müssen — ꝛc. Diesen Brief hat Bevern gar nicht mehr erhalten, wie aus dem Bericht des General Kiau vom 24. hervorgeht, in welchem dieser die Gefangennehmung des Herzogs meldet. Schöning, der siebenjährige Krieg. I. 88.

nung, daß Schlesien nun doch auf immer für Friedrich II. verloren sei. Die Oesterreicher betrachteten sich als Herren der wiedergewonnenen Provinz, richteten die alte Verfassung und Verwaltung von neuem ein, nahmen die Beamten und Räthe in Pflicht und entließen sogar alle gefangenen Preußen, welche Schlesier waren, in ihre Heimath. Die Anhänger des Kaiserhauses, deren es namentlich unter den Katholiken viele gab, machten aus ihrer Freude kein Geheimniß, besonders laut geberdete sich der Fürstbischof von Breslau, derselbe Graf Schaffgotsch, welchen Friedrich II. fast gewaltsam dem Domkapitel aufgedrungen, und den er auch sonst mit Beweisen seiner Gnade überhäuft hatte [1]).

Der König empfing auf seinem Eilmarsche von Roßbach her diese niederschmetternden Nachrichten eine nach der andern. Am 12. November war er von Leipzig aufgebrochen. Nicht mehr als 14,000 Mann führte er mit sich, was den siegesgewissen Oesterreichern Veranlassung gab, die alten Späße von der Potsdamer Wachtparade wieder zu erneuern. Und wohl mochten sie sich in ihrer Uebermacht sicher dünken, denn die Reste der Bevern'schen Armee, welche der brave Ziethen

---

[1]) Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien II. 146. — Wegen der Uebergabe von Breslau wurden die Generale Kiau, Lestwitz und Katt später verhaftet, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Schäfer 512.

seinem Könige entgegenführte, überstiegen auch nicht 15,000 Mann. Dazu waren die Preußen durch Märsche und Entbehrungen erschöpft, während den Oesterreichern die reichen Vorräthe von Schweidnitz und Breslau zu Gebote standen.

Friedrich II. begriff vollkommen das Verzweifelte seiner Lage, allein er verlor deshalb nicht den Muth. Die wenigen Briefe, welche aus dieser Zeit uns mitgetheilt sind, sprechen von dem festen Entschluß, durch eine Schlacht die Sache zur Entscheidung zu bringen [1]).

Nachdem er (Königsbrück den 19. und Parchwitz den 30. November 1757) seinem Bruder Heinrich mit kurzen Worten den schlimmen Stand der Dinge geschildert, fährt er fort: All' dies Unglück hat mich nicht niedergedrückt. Ich gehe grade aus meinen Weg nach dem Plan, den ich mir vorgezeichnet. — — Ist mir das Glück günstig, — zwischen heut und dem 6. December muß sich das zeigen, — so nehme ich Breslau und Schweidnitz und werde hier im Lande Alles wieder gut machen, aber Mühe genug wird es kosten! — Vergiß nichts von dem, was ich so oft über unsere Zukunft gesagt habe, und bleibe überzeugt, daß Du mich als Sieger oder niemals wiedersiehst!

Am 3. December erfolgte bei Parchwitz die Vereinigung der von dem Könige selbst befehligten kleinen

---

1) Oeuvres XXVI. 161. squ.

siegreichen Armee mit dem Ueberrest der geschlagenen Bevern'schen Truppen, welche Ziethen heranführte[1]). Friedrich giebt die Stärke der Truppen, die er hier zu vereinigen hoffte, in jenem Briefe an seinen Bruder vom 30. November auf 39,000 Mann an, wohl etwas zu hoch. Allein er durfte weder nach der Zahl seiner Streiter, noch nach der Anzahl und der Stellung des Feindes fragen. Eine siegreiche Schlacht war unter diesen Umständen das einzige Mittel, seiner verzweifelten Lage eine andere Wendung zu geben, und zu diesem Mittel griff er mit vollster Entschlossenheit und im Vertrauen auf sein so oft bewährtes Feldherrngenie. Vor allen Dingen suchte er den Muth der zu ihm stoßenden Bevern'schen Truppen neu zu beleben. Der König äußert sich darüber selbst[2]) mit folgenden Worten: „Man faßte die Officiere bei ihrem Ehrgefühl, rief ihnen das Andenken an frühere Heldenthaten zurück und suchte durch jede Art von Erheiterung die traurigen Eindrücke zu verwischen, welche sie kürzlich empfangen; sogar des Weines bediente man sich, um die gesunkenen Lebensgeister zu wecken.

„Der König unterredete sich mit den gemeinen Sol-

---

[1]) Oeuvres IV. 161. — XXVII. III. Vorrede p. XXXIV.

[2]) Friedrich hatte mit seinem Heere in 13 Marschtagen 41 Meilen zurückgelegt, was damals als eine außerordentliche Leistung angestaunt ward. Schäfer 511.

daten, befahl Lebensmittel ohne Bezahlung unter sie auszutheilen und ließ mit Einem Worte nichts unversucht, um bei den Truppen das Selbstvertrauen wieder hervorzurufen, ohne welches an keinen Sieg zu denken ist. Allmählich heiterten die Blicke sich auf. Die eben angekommenen Sieger von Roßbach redeten ihren Kameraden zu, guten Muth zu fassen, und bald war das ganze Heer voll Zuversicht und entschlossen, die Schmach des 22. November zu sühnen, sobald dazu Gelegenheit käme."

Von entscheidendstem Einfluß für diese Umwandlung in der Stimmung des Heeres war aber die Anrede, welche Friedrich II. an seine Generale hielt, und die uns Retzow in seiner Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges aufbewahrt hat [1]). Es war am 3. December, in einer späten Nachmittagsstunde, als die Generale und Stabsofficiere zusammenberufen wurden [2]). Der König sprach zu ihnen im Wesentlichen folgendermaßen: „Sie wissen, meine Herren, daß es dem Herzoge von Lothringen gelungen

---

[1]) Retzow berichtet wahrscheinlich als Ohrenzeuge. Jedenfalls war sein Vater, General Retzow, dem er als Adjutant diente, in der Versammlung. — Eine etwas andere Version der Rede giebt der Leibpage Putlitz, den der König mit der Siegesnachricht an seine Gemahlin schickte. Oeuvres XXVII. 3. Vorrede 35.

[2]) Kutzen a. a. O. 91.

ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslau's zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und der Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, eine Hauptstadt mit allen Kriegsvorräthen ist dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden auch jetzt nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Die Entscheidung rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt

wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. — Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu erleiden." Hier hielt der König inne. Das tiefgerührte Schweigen aller Anwesenden unterbrach der tapfere Major Billerbeck mit dem Ausrufe: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es grade Zeit!" Freundlich lächelnd fuhr der König fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde. Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie von mir gehört haben."

„Seine Beredtsamkeit," fügt Retzow hinzu, „und ein gewisser gemessener Ausdruck, den er auf seine Reden

zu legen wußte, waren so hinreißend, daß, ich will es kühn behaupten, auch der roheste und gefühlloseste Mensch, ja selbst Derjenige, der gerechte Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu sein, enthusiastisch für ihn werden mußte, wenn er Friedrich so aus dem Herzen reden hörte."

Bevor der König die von seinen Worten begeisterten Stabsofficiere entließ, fügte er noch im Tone des Herrschers hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, auch nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und das Seitengewehr, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Diese weltberühmte Rede des Königs wirkte Wunder, und man darf dem Eindruck seiner Worte mit Recht einen großen Theil an den Erfolgen beimessen, welche die Armee zwei Tage nachher erringen sollte. Noch am Abend überzeugte sich Friedrich, im Lager umherreitend und viele einzelne Soldaten anredend, von dem Muthe, der Aller Herzen beseelte. Einem pommerschen Regimente rief er zu: „Nun, Kinder, wie wird es morgen aussehen? Der Feind ist noch ein Mal

so stark als wir!" „Das laß Du nur gut sein," antworteten die Soldaten, „es sind doch keine Pommern darunter, Du weißt ja wohl, was die können." „Ja freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl, morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind Alle todt!" „Ja," wiederholte das ganze Regiment, „todt, oder die Feinde geschlagen!"

Es sollte doch nicht am nächsten, sondern erst an dem darauf folgenden Tage, dem 5. December, zur eigentlichen Schlacht kommen, nachdem am 4. unter des Königs eigner Anführung die Stadt Neumarkt genommen [1]) und die jenseit derselben belegene Anhöhe besetzt war, welche die kaiserliche Armee für sich zum Lager ausersehen hatte. Man erfuhr, daß der Prinz von Lothringen von Breslau aufgebrochen sei und den Preußen entgegenrücke.

Gegen den Rath seiner erfahrensten Generale hatte der Prinz diesen Schritt gethan, obgleich Daun und Serbelloni ihm bewiesen, daß es viel vortheilhafter sei, einer Schlacht auszuweichen und sich auf die Behauptung der bisher errungenen übergroßen Vortheile zu beschränken. Friedrich war entzückt, daß die Oesterreicher

[1]) Die Oesterreicher, welche nicht geglaubt hatten, daß der König so schnell vorrücken würde, waren so unvorsichtig gewesen, ihre Feldbäckerei nach Neumarkt voraus zu schicken.

seinem Wunsche entgegen kamen. „Der Fuchs ist aus dem Loche gekrochen,“ sagte er zu dem jungen Herzog Franz von Braunschweig, „nun will ich seinen Uebermuth bestrafen;“ und übermüthig genug rannten die Oesterreicher in ihr Verderben. — Die Preußen dagegen waren durch die Größe der drohenden Gefahr, der sie todesmuthig entgegen gingen, in eine frommreligiöse Stimmung versetzt, welche selbst auf den König nicht ohne Rückwirkung blieb; denn als die Armee am 5. December früh Morgens um 4 Uhr in der Dunkelheit unter Absingung geistlicher Liederverse sich in Marsch setzte, wandte sich Friedrich an Ziethen mit der sicherlich ernst gemeinten Frage: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“

Sobald der Tag graute, gewahrte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind in fast meilenweiter Schlachtordnung aufgestellt. Dem Könige kam es ungemein zu statten, daß er das Terrain, wo er in den vergangenen Jahren mehr als ein Mal Musterungen abgehalten, sehr genau kannte. Mit größter Umsicht und Ueberlegung entwarf er den Plan zum Angriff, um ein für alle Mal eine Wiederholung von Mißgriffen zu verhüten, wie sie bei Kollin vorgekommen waren. Jeder Regimentsführer wurde für die genaueste Befolgung der bis in's Einzelnste getroffenen Anordnungen verantwortlich gemacht. Durch Anwendung der sogenannten schrägen Schlachtordnung sollte der Feind über

die Richtung des Angriffs getäuscht werden, was auch über alles Erwarten gelang. — Diese schräge Schlachtordnung, welcher Friedrich II. im Laufe des Krieges mehr als einen wichtigen Erfolg verdankte, war schon im Alterthum den Griechen bekannt. Epaminondas soll durch dieselbe den Sieg bei Leuktra erfochten haben. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß die Richtung, welche man schließlich einzuschlagen gedenkt, dem Feinde bis zum letzten Augenblick verborgen bleibt. Zu dem Ende wird das Heer in einzelne dicht gedrängte Haufen getheilt, die in gewissen genau abgemessenen Zwischenräumen hinter einander sich in der Richtung von einem halben rechten Winkel auf die feindliche Front zu bewegen und aus der Entfernung den Anblick einer verwirrten Masse gewähren, in welcher die verschiedensten Truppengattungen scheinbar ungeordnet neben und durch einander marschiren. Auf einen Wink des Feldherrn entwirrt sich aber dieser Haufen und kann, je nachdem die Vornstehenden nach rechts, die Hinterstehenden nach links sich wenden, oder umgekehrt, sowohl dem rechten als dem linken Flügel der feindlichen Schlachtordnung entgegen geführt werden. Größte Schnelligkeit und Präcision der Bewegungen ist natürlich die erste Bedingung für das Gelingen dieses Manövers, weshalb im vorigen Jahrhundert auch nur die Preußen vermöge ihrer überlegenen Dressur im Stande waren, sich desselben mit Vortheil zu bedienen.

In der Schlacht bei Leuthen war die Täuschung des Feindes, welche man durch diese schräge Schlachtordnung erreichte, eine vollkommene. Graf Lucchesi, welcher den rechten Flügel der Oesterreicher commandirte, hielt sich fest überzeugt, daß gegen ihn der Hauptangriff beabsichtigt sei; dringend bat er um Unterstützung und sagte sich, wenn diese nicht bald erfolge, von aller Verantwortlichkeit los. Zu gleicher Zeit aber schickte Nadasdy vom linken Flügel Boten über Boten in's Hauptquartier, um den Prinzen Carl zu überzeugen, daß die Preußen nicht den General Lucchesi, sondern den entgegengesetzten Flügel für jetzt bedrohten. Der Prinz sowohl wie Daun geriethen durch die widersprechenden Meldungen zweier angesehenen Generale in Verlegenheit und entschieden sich endlich für Lucchesi's Ansicht. Daun selbst führte ihm Verstärkungen zu. — Um Ein Uhr Mittags begann die Schlacht. General Wedell sollte mit dem aus Glogau herbeigeschafften schweren Geschütze den ersten Angriff machen. Er rückte gegen Nadasdy's Flügel vor, den man durch Entsendung der besten Truppen geschwächt hatte, so daß hier hauptsächlich Baiern und Württemberger standen; die letzteren, ohnedies nicht geneigt, gegen den protestantischen Preußenkönig zu fechten, wurden bald geschlagen und zogen sich eilends nach dem Centrum gegen Leuthen zurück, indem sie die Baiern mit sich fortrissen. Wedell stürmte

darauf, von dem Prinzen Moritz von Dessau unterstützt, die mit Artillerie besetzte Höhe bei Sagschütz.

Sobald die Oesterreicher ihren Irrthum gewahrt hatten, riefen sie die an Lucchesi zur Unterstützung geschickten Bataillone wieder zurück. Dieselben kamen aber von dem eiligen Hin- und Hermarschiren so erschöpft an, daß auch sie bald geworfen wurden. Der scheinbar bedroht gewesene linke Flügel der Oesterreicher zog sich jetzt in und um das Dorf Leuthen zusammen und suchte sich dem herbeieilenden Könige von Preußen gegenüber aufzustellen. Um dieses Dorf selbst entspann sich der heftigste Kampf, namentlich vertheidigte das fränkische Regiment Roth-Würzburg den dortigen Kirchhof und mehrere geschlossene Gehöfte mit großer Tapferkeit. Ein preußisches Bataillon machte den Angriff. Der Commandeur desselben stutzte vor der Schwierigkeit der Aufgabe. Da rief Hauptmann von Möllendorf, der nachherige Feldmarschall, ihm zu: „Hier ist nichts zu bedenken!" Und als Jener unentschlossen blieb, sprang Möllendorf vor und drang mit den Worten: „Ein anderer Mann her! Leute, folgt mir!" gegen einen versperrten Thorweg vor. Derselbe wurde gesprengt, und nun Gehöft nach Gehöft, endlich auch der Kirchhof genommen. Das Dorf war für die Oesterreicher verloren, die sich nun auf den Höhen hinter demselben festzusetzen suchten. Furchtbar wüthete

das preußische Geschütz in ihren Reihen, aber bis um 4 Uhr hielten sie tapfer Stand. Da sprengte Lucchesi mit der Reiterei des rechten Flügels heran, um die scheinbar entblößte linke Flanke des preußischen Fußvolkes zu bedrohen. Dem Könige entging diese Bewegung nicht. Sogleich beorderte er den General Driesen zum Angriff mit der Kavallerie. Dieser schickte 10 Schwadronen der berühmten baireuthischen Dragoner unter General von Meyer dem Feinde in den Rücken und führte selbst die übrigen 30 Schwadronen mit so unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, daß die ganze österreichische Kavallerie über den Haufen geworfen wurde [1]). Lucchesi selbst blieb todt auf dem Platze.

Von diesem Augenblicke an war der Kampf überall zu Gunsten Friedrich's entschieden. Die einbrechende Dunkelheit vermehrte die Verwirrung der Oesterreicher, deren Regimenter alle unter einander gemischt in voller Flucht nach der Brücke über die Weistritz, vorzüglich nach Lissa zu entkommen suchten. Nur die Nacht rettete das fliehende Heer vor gänzlichem Untergang. Der König durfte aber noch nicht ruhen. Um das Abbrechen der Brücke über die Weistritz zu verhindern, beschloß er, sich sogleich selbst nach Lissa zu begeben. Er ritt vor die Front der Avantgarde und fragte, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm zu folgen. Sofort

[1]) Schäfer 523. Kutzen 107. Stenzel 109.

traten 3 Bataillone an. Auch das Seidlitzische Kuirassier-regiment schloß sich dem Zuge an. Es war so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sah. Der König nahm in dem Dorfe Saara den Gastwirth mit, der sich an den Steigbügel seines Pferdes halten und mit der Laterne leuchten mußte. Dieser ehrliche Schlesier, der nicht ahnte, wer der Officier wäre, dem er zum Führer diente, unterhielt sich mit demselben in unbefangenster Weise zu großer Erheiterung des Königs [1]). Ein österreichischer Posten feuerte auf das Licht der Laterne, die man deshalb auslöschen mußte; zwei Adjutanten wurden zurückgeschickt, um der Sicherheit wegen schleunigst einige Gardebataillone nachzuholen. Man kam noch zur rechten Zeit nach Lissa, um die Oesterreicher zu verjagen, die eben beschäftigt waren, die Brücke anzuzünden. Im Orte selbst wurde noch hier und da aus den Fenstern auf die Preußen geschossen, es entstand allgemeine Verwirrung. Der König aber beruhigte sein Gefolge, indem er mit den Worten: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!“ ruhig über die Schloßbrücke nach dem herrschaftlichen Schlosse ritt. Hier hatten sich eine Menge österreichischer Generale einquartirt und wollten, an keinen Ueberfall denkend, sich eben zur Tafel setzen, als sie von dem Schießen aufge-

---

[1]) Das Gespräch verdient nachgelesen zu werden in Nicolai's Anecdoten I. 231. Stein's Charakteristik III. 40.

schreckt wurden. Mit Lichtern in den Händen stürzten sie die Treppe hinunter und blieben starr vor Erstaunen, als sie den König von Preußen ganz ruhig mit seinem kleinen Gefolge vom Pferde steigen sahen. In der Verwirrung dachte Keiner von ihnen daran, daß sie bei ihrer augenblicklichen Ueberzahl den Monarchen ohne Weiteres gefangen nehmen konnten, sondern als derselbe mit vollkommener Fassung sie anredete: „Bon soir, messieurs, gewiß waren Sie mich hier nicht vermuthen! Kann man hier auch noch mit unterkommen?" leuchteten sie ihm ehrfurchtsvoll hinauf bis in den Speisesaal. Hier unterhielt Friedrich sich auf's Höflichste mit ihnen, bis immer mehr Personen aus seinem Gefolge anlangten und die Gefahr vorüber war. Die Zahl der preußischen Officiere, welche in das Schloß drangen, wuchs so an, daß der König verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen, und jetzt stellte es sich heraus, daß der Befehl, der jene Grenadierbataillone nachberief, mißverstanden worden, und die ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei. Die daselbst befindlichen Oesterreicher wurden nun sämmtlich zu Gefangenen gemacht.

Auf dem Schlachtfelde waren indessen gar viele der tapferen Sieger vor Frost und Ermattung niedergesunken. Leichen bedeckten den Boden, bei jedem Schritte stieß man auf Verwundete und Sterbende, deren

schmerzliches Stöhnen schauerlich die Stille der dunklen Winternacht unterbrach. Da begann plötzlich ein Grenadier laut und feierlich das Lied zu singen: „Nun danket alle Gott.“ Andere stimmten ein, die Spielleute ließen die Begleitung ertönen, und bald sang das ganze Heer in mächtigem Chore mit.

In so frommer Stimmung trafen die Boten des Königs diese siegreichen Truppen, die nunmehr sich nach Lissa auf den Weg machten.

Der Tag von Leuthen war einer der glorreichsten in der ganzen Heldenlaufbahn Friedrich's II. Er selbst sagt in seiner Geschichte des Krieges [1]): Wäre die Nacht nicht hereingebrochen, so wäre die Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts gewesen. Der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten betrug 10,000 Mann; über 12,000 wurden auf dem Schlachtfelde gefangen. 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen fielen den Preußen in die Hände. Die Sieger hatten 6300 Todte und Verwundete, darunter über 200 Officiere. Fast mehr noch als die Tapferkeit der Preußen wird von den Militärs der geniale Schlachtplan des Königs bewundert. Der große Napoleon erklärte die Schlacht bei Leuthen für ein Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit. Sie

---

[1]) Oeuvres IV. 167.

allein würde hinreichen, Friedrich unsterblich zu machen und ihm seinen Rang unter den größten Feldherrn aller Zeiten anzuweisen[1]).

Wohl durfte der König mit stolzer Freude auf diesen Tag zurückblicken, weil er durch sein Genie und seine Entschlossenheit den günstigen Ausgang desselben wesentlich selbst herbeigeführt hatte. Aber er vergaß auch nicht, den Truppen und ihren Führern sich dankbar zu bezeigen. Er befahl, dem Heere seine vollste Zufriedenheit bekannt zu machen, und ließ den Regimentern für jede eroberte Kanone 100 Dukaten auszahlen. Dem Fürsten Moritz von Dessau, mit dem er wegen der prager Brückenaffaire noch immer gegrollt, bewies er die wiedererworbene königliche Gnade, indem er ihn auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannte und ihn durch die Worte beglückte: „Sie haben mir in der Schlacht geholfen, wie mir noch nie Einer geholfen hat!" Der Prinz ließ diese ihm von seinem Könige zu Theil gewordene Anerkennung schriftlich aufzeichnen und im dessauischen Hausarchive aufbewahren. Mit besonderer Auszeichnung wurde auch dies Mal der baireuthschen Dragoner gedacht, welche allein zwei ganze Infanterieregimenter mit allen Officieren zu Gefangenen gemacht und sämmtliche dazu gehörige Fahnen und Kanonen erbeutet hatten.

---

[1]) Montholon Memoires V. 178.

Friedrich wußte sehr wohl, aus wie großer Gefahr dieser Sieg ihn errettet hatte. „Kann Er Pharao spielen?" fragte er seinen Wirth in Lissa, den Baron Mudrach; und als dieser alte Spieler, sich getroffen fühlend, mit der Antwort zögerte, fuhr der König fort: „Nun, so weiß er, was va banque ist. Das habe ich heut gespielt [1])!" Nachdem ihm aber der große Wurf gelungen, säumte er auch keinen Augenblick, aus demselben den möglichsten Vortheil zu ziehen. Schlesien sollte ein für alle Mal von den Oesterreichern gesäubert werden. Ziethen und Fouqué wurden mit dieser Aufgabe betraut, die bei dem gänzlich zerrütteten und entmuthigten Zustande der geschlagenen Armee nicht so schwer war. Dennoch trieb der König unablässig zu größter Eile an. Den 9. December schrieb er: „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen!" Den 12. December: „Lieber Ziethen, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit 2 Bataillonen in's Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn in Schlesien zu bleiben, und beim Rückmarsch durch's Gebirge muß der Feind Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er

[1]) Kutzen a. a. O. 108.

kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren. Dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu." Den 17.: „Das ist ganz gut. In Freiburg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Ungar, der muß auch fort, und etwas Kavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten u. s. w. [1])."

Ziethen und Fouqué befolgten diese Weisungen so gut, daß von der ganzen ursprünglich fast 90,000 Mann starken österreichischen Armee kaum 37,000 Mann nach Böhmen entkamen, und von diesen waren mehr als ⅔ durch Krankheit und Ermattung kampfunfähig. Der König selbst schritt zur Wiedereroberung von Breslau, wo 17,000 Oesterreicher viel mehr eingesperrt waren, als daß sie eine Besatzung bildeten. Am 13. December begann das Bombardement der Stadt. Schon am 16. entstand durch Auffliegen des Pulverthurms an der Taschenbastion eine Bresche in dem Wall, welche jeden ferneren Widerstand unmöglich machte. Die Festung

---

[1]) Diese ganze interessante Correspondenz, leider in schlechtes Französisch übersetzt, in Vie de Ziethen par Mme. de Blumenthal II. 88. squ., wo auch ein aufgefangener Brief des Prinzen von Lothringen über die traurige Verfassung der österreichischen Armee mitgetheilt ist. Die deutschen Worte der Originalbriefe waren leider nirgends mit Sicherheit aufzufinden.

wurde mit dem reichen Vorrath an Munition und Lebensmitteln, den sie enthielt, übergeben. Jene 17,000 Mann streckten das Gewehr [1]).

Auch Liegnitz ergab sich alsbald, doch erhielt die Besatzung daselbst, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu dienen, freien Abzug. Friedrich hielt seinen Einzug in Breslau, wo er den Winter über von den Mühen dieses vielbewegten Jahres ausruhen wollte. In der That waren die geistigen und körperlichen Anstrengungen, denen er sich in den letzten zwölf Monaten unterzogen hatte, fast übermenschlich gewesen und rechtfertigten das ehrfurchtsvolle Erstaunen, mit welchem von nun ab die ganze Welt auf eine so gewaltige Persönlichkeit blickte. Für den Augenblick bedurfte er dringend der Ruhe, die für ihn aber niemals gleichbedeutend mit Unthätigkeit war. Seine Erholung bestand vielmehr hauptsächlich darin, daß er vom Cabinet aus mit der größten Umsicht und einer bis in's Einzelnste gehenden Sachkenntniß für die neue Ausrüstung, Ergänzung und Verpflegung der durch so viele Schlachten arg mitgenommenen Armee Sorge trug. Das Bewußtsein der errungenen Erfolge gab seinem Geiste

---

[1]) Ein ausführliches Tagebuch über diese Belagerung in: Denkwürdigkeiten Friedrich des Großen (ohne Druckort) 1759. Bd. III. 502. squ.

die nöthige Spannkraft zu diesem wichtigen Geschäfte: „Das Glück ist jetzt wieder bei mir eingekehrt," schreibt er am 22. December seinem Bruder Heinrich [1]), „schicke mir nur die beste Scheere, die Du finden kannst, damit ich ihm die Flügel beschneide. Jetzt haben wir Genugthuung für alle Schmach! Die Reputation unserer Truppen ist vollständig wieder hergestellt. Das war ein Feldzug, der für drei gelten kann! Allein mehr vermag mein erschöpfter Körper jetzt nicht zu leisten. Seit acht Tagen quält mich die Kolik, mir fehlt Schlaf und Appetit, doch trage ich Krankheit und Ermattung mit leichtem Herzen, denn unsere Sachen stehen gut." Dies Bewußtsein war aber weit entfernt davon, ihn zur Selbstüberhebung zu führen. Gegen die Ausdrücke höchster Verehrung und Bewunderung, mit welchen er von allen Seiten überschüttet wurde, verhielt er sich bescheiden ablehnend. „Ihre Freundschaft verleitet Sie zu Uebertreibungen," schreibt er an d'Argens [2]). „Mit Alexander verglichen bin ich nur ein alberner Knabe und fühle ich mich nicht werth, Cäsar's Schuhriemen aufzulösen. Sie werden mich ganz so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben; denn die Dinge,

---

1) Oeuvres XXVI. 167. 168. Schöning, 7jähriger Krieg. I. 111. 115.

2) 19/26. December 57. Oeuvres XIX. 47. 48.

die sich von Weitem so glänzend ausnehmen, sind in der Nähe besehen oft sehr klein. Noth, die Mutter der Erfindungen, hat mich gelehrt, verzweifelte Mittel gegen verzweifelte Gefahren zu ersinnen. Kommen Sie zu mir, mich durch Ihre Gesellschaft zu erheitern." Mit der zartesten Sorgfalt ordnete er Alles an, damit der kränkliche Freund die Reise nach Breslau so bequem wie möglich zurücklege.

Noch einige andere Personen wurden nach Breslau eingeladen, um den gewohnten Freundeskreis des Königs zu ersetzen. Besuche der königlichen Prinzessinnen brachten Abwechselung und gaben Anlaß zu Festlichkeiten während des Winteraufenthalts daselbst.

Die von den Oesterreichern in Schlesien so eilig getroffenen Verwaltungsangelegenheiten wurden schnell auf den preußischen Fuß zurückgebracht. Mit denen, welche zu eifrig ihre Freude über des Königs Unglücksfälle bezeigt hatten, wurde im Ganzen milde verfahren, doch fehlten auch einzelne Beispiele von Strenge nicht, namentlich gegen die katholische Geistlichkeit, welche im Verdacht stand, die Beichte dazu zu mißbrauchen, um katholische Soldaten zur Desertion zu verleiten. Ein unglücklicher Priester, dem weiter nichts nachgewiesen war, als daß er Desertion zwar für Sünde, nicht aber für eine solche erklärt, die niemals vergeben werden könnte, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Königs

gehängt [1]). Der Fürstbischof Graf Schaffgotsch hatte sich am Tage nach der Schlacht bei Leuthen wohlweislich in's Oesterreichische geflüchtet, wurde aber auch dort mit verdienter Geringschätzung behandelt. Er hatte die Kühnheit, sein Benehmen bei Friedrich II. entschuldigen zu wollen, erhielt aber zur Antwort: „— — Ich will Sie Ihrem eigenen Schicksal überlassen. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen, denn auch der Verderbteste wird Verrath und Undankbarkeit verabscheuen!" Die bischöflichen Einkünfte wurden mit Beschlag belegt und daraus bis zum Ende des Krieges jährlich 27,000 Thaler an die Militairkasse abgeführt.

Einen Augenblick lang glaubte der König, daß seine glänzenden Erfolge den Wiener Hof für den Frieden geneigt stimmen würden, doch machte Maria Theresia's anfängliche Niedergeschlagenheit bald einem doppelten Kriegseifer Platz. In Frankreich hatte der Minister Bernis nach der Leuthener Schlacht allerdings daran gedacht, in Gemeinschaft mit Schweden den Frieden zu vermitteln, allein die Pompadour verstand es, den schwachen Ludwig XV. in seinen Kriegsgelüsten zu bestärken und bei dem unpolitischen, ganz aussichtslosen Bündnisse mit Oesterreich festzuhalten, indem sie bei

---

[1]) Stenzel 129, der über schlesische Kirchen- und Verwaltungssachen natürlich aus der ersten Quelle unterrichtet ist.

ihm die Furcht erweckte, Maria Theresia könnte, wenn man ihr nicht Wort hielte, sich mit England gegen Frankreich verbünden [1]). Fast noch eifriger als Oesterreich drängte Rußland zur Fortsetzung des Kriegs. Hier entschied allein der leidenschaftliche Haß der Kaiserin Elisabeth, welcher wegen des geringen Erfolges ihrer Waffen und wegen Apraxin's übereilten Rückzugs wo möglich noch heftiger entbrannte. Auch in Schweden drängte die Adelspartei das ohnmächtige Königspaar zur Fortsetzung der Feindseligkeiten, weil die dortige Aristokratie nur so lange der Krieg dauerte auf die Geldunterstützungen und Bestechungssummen aus Paris rechnen durfte. So mußte König Friedrich in Anbetracht der großen, ihn ringsum bedrohenden Gefahren darauf bedacht sein, sich Truppen und Geld für einen neuen Feldzug zu verschaffen. Da schien es sehr erwünscht, daß gerade jetzt die Engländer sich zur Zahlung von Subsidien bereit erklärten. Pitt, getragen von den Wünschen seiner Nation, hatte das durchgesetzt. Dennoch ging Friedrich der Große keinesweges mit dem zu erwartenden Eifer auf das Anerbieten ein. Ihm wäre es viel lieber gewesen, wenn die Engländer Truppen nach Hannover und eine Flotte in die Ostsee geschickt hätten, um Rußland an einem Angriff zur See zu hindern. Allein dies war nicht zu erreichen, wie

[1]) Stuhr 91 und Forschungen II. 1. ff.

gern auch Pitt persönlich die Wünsche des von ihm hochverehrten Königs von Preußen erfüllt hätte [1]).

In England nämlich herrschte noch immer die Furcht, daß Georg II. darauf ausgehe, die Land- und Seemacht der drei Königreiche für die Zwecke seiner hannover'schen Politik auszubeuten. Deshalb mußte das Ministerium jeden Schritt vermeiden, der einen solchen Argwohn bestärken konnte. Ueberdies war England nicht mit Rußland im Kriege begriffen und hatte auch keine Lust, sich mit dem Petersburger Cabinet offen zu verfeinden. So mußte Friedrich sich ziemlich widerwillig mit der ihm angebotenen Geldhilfe zufrieden erklären. Durch diese Unterhandlungen verzögerte sich der Abschluß des Vertrages bis zum 11. April 1758, wo die Unterzeichnung in London erfolgte. Der König sollte im October vier Millionen Thaler erhalten, um mittelst dieser Summe seine Armee zu verstärken und den Krieg energisch weiter zu führen. Die vertragschließenden Mächte versprachen nicht ohne beiderseitige Einwilligung Frieden oder Waffenstillstand zu schließen.

Mehr als alle politischen Verträge kam dem Könige die unbegrenzte Theilnahme und Verehrung zu statten, mit welcher alle Welt für ihn erfüllt war. Freunde und Feinde, vor Allen aber die eigenen Unterthanen begriffen, daß dem von allen Seiten bedrohten Helden-

---

[1]) Carlyle X. 297.

könige nicht verargt werden konnte, wenn er gegen die Uebermacht seiner erbitterten Feinde zu jedem Mittel griff, um sich aufrecht zu halten, und in der That ließ Friedrich sich durch keine Rücksicht bestimmen, das Gebiet der Gegner, welches er in Besitz hatte, bis auf's Aeußerste sich nutzbar zu machen. Sachsen, Anhalt, Mecklenburg und einige andere feindlich gesinnte Reichsländer wurden durch Contributionen an Geld, Kriegsvorräthen und Soldaten bis zur letzten Grenze der Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. „Denn bei allem Ruhm, den wir geerntet," schrieb er am 28. December 1757 an seinen Bruder Heinrich[1]), „sind wir doch nur Bettelhelden. Wir brauchen Geld, und ich will, weil es sein muß, lieber feindliches Land als meine armen Unterthanen treten. Dauert der Krieg noch lange, so muß ich Straßenraub treiben, um meine Truppen zu bezahlen." An den in Sachsen commandirenden Feldmarschall Keith[2]) schrieb der König am 12. December 1757[3]): „Ihr müßt in Sachsen so starke Lieferungen und Contributionen ausschreiben, wie nur irgend möglich, und Euch dabei an keine Register und Kataster kehren. Darüber kann sich Niemand beschweren, weil das Exempel am Tage liegt, auf was Art die

---

[1]) Stenzel V. 134. Schöning I, 117. 184.

[2]) Er wurde bald nachher durch den Prinzen Heinrich ersetzt.

[3]) Preuß, Urkundenbuch II. 8.

Franzosen mit meinen westphälischen und anderen Ländern verfahren haben. Brühl hat einige Güter in der Nähe von Leipzig, es wäre mir ganz recht, wenn der (wilde) Obrist Meyer mit ein Paar Freibataillons dort Unfug anrichtete; doch müßte das auf seinen Namen geschehen. Ich will dann ein Auge zudrücken (ignorer)." Der König hoffte, wie er das anderwärts ausspricht, durch persönlich gegen Brühl gerichtete Angriffe denselben dahin zu bringen, daß er seinen Herrn bewege, ernsthaft an den Frieden zu denken. Neben dem Geldgewinn mag es wohl auch mit aus dieser Rücksicht geschehen sein, daß die sämmtlichen Bestände der Meißner Porcellanfabrik weggeführt und unter der Hand, meist in Hamburg, verkauft wurden. Durch solche Mittel gelang es, aus dem unglücklichen Sachsenlande 40 bis 50 Millionen zu ziehen, wobei die Naturallieferungen noch gar nicht eingerechnet sind. In ähnlichem Verhältnisse wurden die andern oben bezeichneten kleinen Länder ausgesogen. — Und dennoch, wenn man bedenkt, wie die Oesterreicher, Franzosen und Reichsvölker überall hausten, wo sie hinkamen, gleichviel ob in Freundes- oder Feindesland, wie sie nicht nur forderten und nahmen, was zu erlangen war, sondern überdies muthwillig das Eigenthum der Leute zerstörten, das Vieh, welches sie nicht wegschleppen konnten, tödteten, die Betten zerschnitten und die Federn auf die Felder zerstreuten, die Männer mißhandelten, Weiber und Mädchen beschimpften, die

Kirchen besudelten — so darf man ohne Weiteres den Worten eines Zeitgenossen glauben, der da sagt[1]): „das weiß ich, daß die Bedrückungen der Oesterreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abwenden, und man öffentlich sagte, daß man lieber die ordentliche Last der Preußen, als den abscheulichen Druck der Befreier tragen will. Denn mit einzelnen Ausnahmen, die allerdings vorkamen, hielten die Preußen überall strengste Mannszucht und verfuhren bei Eintreibung der Lieferungen mit gewissenhafter Pünktlichkeit und möglichster Berücksichtigung der Vermögensverhältnisse der Einzelnen." Das meiste Geschrei verursachte die mit Gewalt und List betriebene Wegführung der Menschen durch die preußischen Werber. Das unabweisliche Bedürfniß nach Vervollständigung der gelichteten Regimenter brachte den König dahin, stillschweigend zu dulden, daß der Werbeunfug ziemlich wieder die Höhe erreichte, welche er unter der vorigen Regierung gehabt hatte. Wer nicht gutwillig Handgeld nahm, wurde geknebelt und fortgeschleppt. Namentlich auf die Hirten auf dem Felde hatte man es abgesehen. Schliefen sie Nachts in ihren kleinen Holzverschlägen, so wurden diese oft vernagelt und mit den Insassen fortgeschleppt. Diese so zusammengeraubten Menschen konnten allerdings den

---

[1]) Kriegskanzlei von 1759. I. 359.

Verlust an wohlgeschulten Soldaten nicht ersetzen, und man kann ihnen außerdem nicht verargen, wenn sie jede Gelegenheit zur Desertion benutzten. Allein dem gegenüber war der Corpsgeist in der preußischen Armee so mächtig und übte auf die noch so widerwillig in diesen Kreis Eintretenden eine solche Zaubergewalt, daß sie nach kurzer Zeit nicht minder als die Kameraden auf die Ehre stolz waren, unter Friedrich dem Großen zu dienen. Zahllos sind die uns aufbehaltenen Erzählungen von Soldaten, die, zum Tode verwundet, ihre Schmerzen vergaßen, wenn sie hörten, der König sei wohlbehalten, und die mit einem Lebehoch auf den angestaunten Monarchen ihre Seele aushauchten.

Viertes Kapitel.

Das Jahre 1758. Operationen der alliirten Armee. Zug nach Olmütz. Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Der Feldzug von 1757 zeigt in seinem wechselvollen Verlauf so seltsame Gegensätze und so spannende Verwickelungen, daß man einen Dichter bewundern würde, welcher dergleichen ersonnen hätte, um die ganze Größe seines Helden in Glück und Unglück anschaulich zu machen. Weit über alle Gestalten, die wir auf dem

Kriegstheater erblicken, ragt König Friedrich's Persönlichkeit hervor, seine Thaten fesseln beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Im Vergleich mit dem Glanze eines solchen Charakters und solcher Thatkraft erscheinen die äußerlichen Erfolge gering. Denn trotz der ungeheuren Opfer an Menschenleben und Menschenglück war das Ende des Krieges anscheinend um keinen Schritt näher gerückt. Die kurzen Friedenshoffnungen, welche der König nach dem Siege von Leuthen genährt, waren schnell zerronnen, — mit ängstlicher Erwartung blickten Fürsten und Völker auf Friedrich den Großen, der die Entscheidung darüber in der Hand hatte, in welcher Weltgegend der große Kampf zuerst wieder entbrennen sollte; denn rings von Feinden umgeben konnte er unmöglich allen zugleich die Stirn bieten. Die Vielzahl und Uebermacht seiner Feinde machte es vor allen Dingen nöthig, eine Vereinigung derselben zu verhüten, wie der König am 23. Juli 1758 dem Grafen Dohna auseinandersetzte, der gegen die Russen und Schweden zu commandiren hatte: „das Schlimmste ist, daß Ihr und Ich jeder zwei feindliche Armeen zu observiren hat, daher man auch, so wie man mit einer fertig, sich sogleich nach der anderen tourniren und solcher zu Leibe gehen muß. Es bleibt Nichts übrig, als dem Nächsten dem Ersten, obwohl unter gehörig guter Disposition, mit Vigueur auf den Hals zu gehen und ihn recht tüch-

tig und stark zu schlagen[1])." Nach diesem Princip mußte er auch den Feldzugsplan für 1758 anlegen. In Schlesien waren die Oesterreicher noch aus Schweidnitz zu vertreiben, in Böhmen bedrohte ihn die große Armee des Grafen Daun. Preußen war schon seit dem Januar wieder von den Russen überschwemmt, welche unter Fermor anrückten, um die Erfolge zu sichern, welche Apraxin's voreiliger Rückzug vereitelt hatte. Glücklicher Weise drohte wenigstens von den Franzosen für den Augenblick keine Gefahr. Ferdinand von Braunschweig war bereits im Februar aufgebrochen und hatte dieselben aus den Winterquartieren vertrieben, bevor noch der an die Stelle des abberufenen Richelieu neu ernannte Oberbefehlshaber, Graf Clermont, eingetroffen war. Dieser, ein Verwandter des königlichen Hauses, war wiederum eine Creatur der Pompadour. Ohne alle Kenntniß von militärischen Dingen, hatte er früher dem geistlichen Stande angehört. Als Friedrich der Große von dieser sonderbaren Wahl hörte, sagte er: „Man wird mir noch nächstens den Erzbischof von Paris entgegenschicken!" Clermont begegnete der Armee bereits auf ihrem Rückzuge. Die Franzosen hatten Minden und Hameln nach kurzem

---

[1]) Schöning hat diese Worte sehr passend zum Motto für sein Werk über den siebenjährigen Krieg genommen. — Daselbst I. p. 231.

Widerstande geräumt, ließen Ostfriesland im Stich und zogen im April mit fluchtähnlicher Eilfertigkeit bei Düsseldorf über den Rhein. Auf den grundlosen Wegen hatten sie fast alles schwere Gepäck und die Brückengeräthe verloren, mußten große gefüllte Magazine dem Feinde Preis geben und mehrere Tausend Centner Pulver zerstören, um dasselbe nicht dem Herzog von Braunschweig in die Hände fallen zu lassen, der bei der Verfolgung der Fliehenden nur geringe Verluste gehabt hatte. Doch gab die schlechte Witterung auch in der verbündeten Armee zu vielen Erkrankungen Anlaß, so daß vorläufig auf beiden Seiten eine Zeit der Erholung nöthig wurde. Der Rückzug der Hauptarmee hatte zur Folge, daß auch Soubise mit seinem Corps die Quartiere in Hessen räumen und sich hinter dem Main und der Weser vorläufig in Sicherheit bringen mußte [1]).

Friedrich der Große bekam durch diese glücklichen Erfolge seines Schwagers freie Hand, um die Wiedereroberung von Schweidnitz, welche ihm vor allen Dingen am Herzen lag, mit ganzer Kraft in's Werk zu setzen. General Treskow erhielt den Auftrag, die Festung mit 10,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern zu belagern. Am 1. April wurden die Laufgräben eröffnet, am 8. begann das Bombardement. Die preußische

---

[1]) Stuhr 94.

Artillerie war jedoch zu schwach, auch mit den Ingenieurarbeiten wollte es nicht recht vorwärts; so entschloß man sich denn, die Erstürmung der Wälle zu versuchen. Dies geschah in der Nacht zum 16. mit solchem Glück, daß die ganze österreichische Besatzung sich noch an demselben Tage für kriegsgefangen erklärte.

Wider alles Erwarten wandte der König sich nunmehr nicht gegen Daun nach Böhmen, sondern führte sein Heer auf verstellten Märschen, durch welche der Feind vollkommen getäuscht wurde, über die mährische Grenze, um Olmütz zu belagern.

Dieser dem Anscheine nach allerdings abenteuerliche Zug hat verschiedentlich eine harte Beurtheilung erfahren und wird unter die größten Fehler Friedrich's gerechnet; — und doch sind trotz des unglücklichen Verlaufs desselben die Gründe nicht zu verwerfen, welche den König bei seinem Entschlusse leiteten. Er selber sagte [1]), daß es keineswegs die Absicht war, sich im Besitz von Olmütz zu behaupten, sondern daß es galt, die Oesterreicher während des ganzen Feldzuges an einem entfernten Punkte zu beschäftigen, um ihre Verbindung mit den Russen zu verhindern, die sich anschickten, von Preußen aus die Provinz Pommern und die Marken zu überschwemmen. Durch die Wegnahme von Olmütz, welches man als einen Vorposten gegen

---

[1]) Oeuvres IV. 192.

Wien betrachten konnte, hoffte er die Kaiserin so in Schrecken zu setzen, daß sie sich zum Frieden nach des Königs Wunsche bereit finden ließe. — Beim Beginn des Jahres 1758 gestattete die Lage der Dinge nicht, an einen ernstgemeinten Angriffskrieg zu denken [1]), und als Vertheidigungsmaßregel konnte kaum etwas Besseres erdacht werden, als dieser Zug gegen Olmütz; denn gelang es, die Festung zu erobern und auch nur kurze Zeit zu behaupten, so waren die Oesterreicher genöthigt, ihre Hauptmacht zum Entsatz derselben zu verwenden und konnten sich nicht mit den Russen vereinigen [2]). Der Erfolg hat überdies gezeigt, daß trotz des Mißlingens dieser mährischen Expedition die Hauptabsicht des Königs erreicht wurde, er schlug, wie wir sehen werden, die Russen, bevor sie sich mit den Oesterreichern vereinigen konnten. Nur der Vorwurf kann ihm nicht erspart werden, daß er sich von dem damaligen Stande der Festung Olmütz nicht vorher genau unterrichtete. Dieselbe befand sich im besten Vertheidigungszustande, während Friedrich glaubte, die Werke wären 1758 noch ebenso leicht zu nehmen als 1742, wo sie ihm so geringen Widerstand geleistet hatten.

Der König war, seine Absichten auf's Strengste

---

[1]) Stuhr 95.

[2]) Geschichte des siebenjährigen Krieges von den Officieren des Generalstabs. II. 201.

geheim haltend, über Troppau nach Mähren eingerückt, und die von Keith befehligte Belagerungsarmee kam bereits am 5. Mai vor Olmütz an. Daun, welcher des Königs Märsche bis zum letzten Augenblick für Scheinmanöver hielt, arbeitete indessen noch unausgesetzt an der Befestigung des uneinnehmbaren Lagers, welches er bei Skalitz bezogen hatte. So konnte die Belagerung von Olmütz ungestört beginnen. Allein durch fehlerhafte Anordnungen des mit den Ingenieurarbeiten betrauten Oberst Balbi ging es damit nicht nach Wunsch. Die Kugeln erreichten aus den zu entfernt angelegten Laufgräben nicht die Festung, und die Munition wurde unnütz verschossen, so daß Kugeln und Pulver zu mangeln anfingen, als man endlich mit den Arbeiten nahe genug herangerückt war. Der Erfolg des Unternehmens hing also davon ab, daß die Vorräthe an Munition und Proviant, die man aus Schlesien beziehen mußte, rechtzeitig eintrafen, was mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Bald zeigte sich auch, daß man die Festung nicht ringsum einzuschließen vermochte, die Oesterreicher vielmehr im Stande waren, ihre Besatzung um 1200 Mann von außerhalb zu verstärken. Darüber verging so viel Zeit, daß Daun seine Maßregeln zum Entsatz der Festung und vor Allem zur Wegnahme eines ungeheuren Transports treffen konnte, welcher, von 9000 Mann unter Obrist von Mosel geführt, auf 4000 Wagen die fehlenden

Kriegsmaterialien, Nahrungsmittel und Geld in's preußische Lager führen sollte. Fast eine deutsche Meile lang war der schwerfällige Zug, der auf grundlosen Wegen sich zwischen Bergwänden durchwinden sollte, deren waldige Höhen von Croaten und Panduren dicht besetzt, zum Theil mit Kanonen armirt waren. Das veranlaßte täglich und stündlich kleine Gefechte, während deren sich die mit Gewalt zum Vorspanndienste gezwungenen Bauern mit ihren Pferden davon machten, so daß man ganze Reihen von Wagen im Stich lassen mußte. Ein Hauptangriff der Oesterreicher, von General Laudon in einem Hohlwege bei Domstädtel unternommen, vollendete den Ruin des Transports. Obgleich Keith [1]) den General Ziethen zu Hilfe schickte, so konnte doch auch dieser Nichts ausrichten, sondern mußte froh sein, sich bis an die schlesische Grenze durchschlagen zu können, nachdem er 2400 Mann und 6 Kanonen verloren hatte [2]).

---

[1]) Lord Dover, vie de Frederic II. Bd. 3. p. 14. Ein Buch, welches nur wegen der darin mitgetheilten Correspondenz Keith's interessant ist.

[2]) Der König, der mit seiner Armee am andern Ufer der Morawa stand, war im größten Zorn über die Berichte, die er von Keith über das Mißlingen der Belagerung erhielt. Er schob die Hauptschuld auf seinen Ingenieur. „Statt eines Lorbeerkranzes werde ich ihm Eselsohren aufsetzen, sollt' ich sie auch meinem besten Maulthier abschneiden müssen.“ Schöning I. 219.

Von dem ganzen ungeheuren Transport kamen zuletzt kaum 250 Wagen im preußischen Lager an. Zum Glück waren die 37 mit Geld beladenen Gespanne gerettet worden [1]). Eine große Anzahl junger Rekruten aus Pommern und der Mark, für welche diese Olmützer Expedition zugleich eine praktische Kriegsschule hatte sein sollen, bedeckten mit ihren Leichen die unselige Straße, welche der Wagenzug genommen. Es war nun keine Aussicht mehr, die Mittel zur Fortsetzung der Belagerung zu erhalten. Die Aufhebung derselben mußte erfolgen.

Der König ließ die Nachricht verbreiten, daß er grade auf Prag losgehe, um diese Stadt zu bedrohen [2]), während er in der That beabsichtigte, über Leutomischl nach Königgrätz zu gehen und die dortigen Magazine wegzunehmen, deren er dringend zum Unterhalt für seine Truppen bedurfte.

Dieser Rückzug durch ein feindliches Land, auf schlechten Gebirgswegen, inmitten einer durch die unerhörten Kriegslasten und durch religiösen Fanatismus bis zur Wuth erbitterten Bevölkerung bot die größten Schwierigkeiten dar, und nur mit Hilfe eines so kalt-

---

[1]) Die Oesterreicher leugnen das. Ausführlich ist die Wegnahme des Transports geschildert in Laudon's Lebensgeschichte von Pezzl. Wien 1791. p. 76.

[2]) Ebendaselbst 222.

blütigen und entschlossenen Mannes wie Keith gelang es, dieselben zu überwinden.

Friedrich konnte ein ganz unbegrenztes Zutrauen auf diesen General setzen, der unter dem echt englischen Anschein einer unzerstörbaren Ruhe das glühendste Pflichtgefühl und unbedingte Hingebung und Liebe zu dem Könige im Herzen trug, dem er seine Dienste geweiht. Friedrich wußte sehr wohl, was er ihm anvertraute. Vor einer Versammlung von Stabsofficieren sprach er sich offen über das Mißliche seiner Lage aus und verstand es wie immer, wenn er in wichtigen Momenten zu den Seinen redete, eine allgemeine Begeisterung hervorzurufen. Auch gelang Alles über Erwarten gut. Daun wurde mittelst einer Kriegslist über die Richtung des einzuschlagenden Marsches vollständig getäuscht. Der König schickte nämlich an den Commandanten von Neisse einen Feldjäger mit dem schriftlichen Befehl, daselbst Alles für die Ankunft der Armee in Bereitschaft zu halten. Der Bote ließ sich auf geschickte Weise gefangen nehmen und seiner Depeschen berauben, durch deren Inhalt Daun so vollständig irre geführt wurde, daß er sich beeilte, den Grenzübergang bei Troppau zu besetzen, während die Richtung nach Königgrätz offen blieb, und der König die Möglichkeit erhielt, mit dem ungeheuren Train von Geschützen, Pontons und Belagerungsgeräth den gefährlichen Marsch anzutreten. Schon im Abzuge begriffen, hatte der König zum Schein das Bombarde-

ment gegen Olmütz fortsetzen lassen und dadurch den wahren Zeitpunkt versteckt, wo er die Belagerung wirklich aufhob. Das brachte ihm einen ganzen Tag ein, während dessen er dem Feinde einen Vorsprung abgewann, und so geschickt verstand er auch ferner von Stunde zu Stunde die ihn verfolgenden Oesterreicher zu täuschen, daß er trotz der ihn umschwärmenden leichten Truppen und Panduren schon am 15. Juli seinem Bruder Heinrich aus Königgrätz das glückliche Ende seines wunderbaren Rückzugs melden konnte. „Obgleich der Feind mir dicht auf den Fersen war," schreibt er, „so habe ich dennoch meine ganze Armee mit der gesammten Artillerie, allen Kriegs- und Mundvorräthen, den Kranken und dem Gepäck hierhergebracht, ohne das Geringste einzubüßen [1])." Keith und Fouqué hatten zum Gelingen dieses Unternehmens hauptsächlich beigetragen, welches in ganz Europa wie ein Wunder angestaunt wurde, dem Rückzuge der 10,000 Griechen unter Xenophon vergleichbar. Am 9. August erreichte der König Landeshut in Schlesien, von wo er nach der unumgänglich nöthigen Rast schon am 11. mit seinen Truppen wieder aufbrach, um den Russen entgegen zu gehen. Höchste Eile war geboten, denn die Reichsarmee rückte gegen Sachsen und Daun mit seiner Armee gegen die Oberlausitz vor. „Alle diese Feinde

[1]) Schöning I. 226.

soll ich bekämpfen," schrieb der König an d'Argens [1]). „Mir fehlen nur die 100 Arme des Briareus, um Alles zu vollbringen, was ich gern möchte. — Dennoch wird, hoffe ich, noch ehe die Blätter fallen, der große Kampf entschieden sein."

Inzwischen hatte sich Fermor mit seinen Russen langsam der preußischen Grenze genähert. Ihm selbst war dieser ganze Krieg im Grunde ebenso zuwider, wie den meisten seiner Generale, welche wohl begriffen, daß es lediglich der persönliche Haß ihrer Kaiserin war, für dessen Befriedigung sie kämpfen sollten. In Tagemärschen von oft kaum einer halben Meile zog der Troß durch Polen, ohne sich an den Widerspruch der Republik zu kehren, die man gar nicht um Erlaubniß gefragt hatte. So wälzten sich diese Horden bis nach Landsberg, wo sie am 2. August die Wartha überschritten, um Küstrin zu bedrohen. Der König hatte den Grafen Dohna, welcher die Schweden in Stralsund eingeschlossen hielt, von dort abberufen, um sich an der Oder mit dessen Armee zu vereinigen. Markgraf Carl sollte mit 40,000 Mann Schlesien decken und Prinz Heinrich mit 30,000 Mann Sachsen vertheidigen. Friedrich selbst legte trotz der drückenden Hitze in unglaublicher Eile mit seiner Armee in 11 Tagen 35 Meilen zurück und traf am 22. August unfern von Küstrin mit Dohna zu-

---

[1]) Oeuvres XIX. 52. Grüssau, 10. August 1758.

sammen. Er begegnete demselben sehr unfreundlich, schon aus Zorn gegen die ostpreußischen Regimenter, die sich im vorigen Jahre bei Großjägerndorf hatten von den Russen schlagen lassen; denn noch immer hegte der König eine zu geringe Meinung von der Widerstandsfähigkeit dieser wilden Horden, obgleich Keith, der als ehemaliger russischer General es besser wußte, ihm gesagt hatte, daß die Russen leichter todt zu schlagen als zu besiegen seien. Auch jetzt, wo er die gräulichen Verwüstungen sah, welche die Kosaken und Baschkiren im ganzen Lande angerichtet, war er der Meinung, daß Dohna mit mehr Energie wohl im Stande gewesen wäre, das Unglück abzuwenden, und als er dessen wohlgeschniegelte Truppen musterte, sagte er höhnisch: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt! Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Das Schauspiel, welches die Umgegend von Küstrin darbot, war wohl geeignet, das Herz des Königs mit äußerstem Ingrimm zu erfüllen. Fermor hatte seit dem 15. August die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen und in einen Aschenhaufen verwandelt; eine ganz unnütze Grausamkeit, weil er wegen der Nähe des Dohna'schen Corps an eine ordentliche Belagerung oder Erstürmung der Festung nicht denken konnte. Die armen Einwohner wurden in die schrecklichste Lage versetzt. Fast nackt irrten sie in den Wäldern umher, —

ihre sämmtliche Habe, so wie die vielen in die Stadt geflüchteten Kostbarkeiten aus der Umgegend waren ein Raub der Flammen geworden. Auch noch gegen diese hilflosen Schaaren wütheten die Russen mit viehischer Rohheit, was Fermor trotz aller barbarischen Strenge nicht hindern konnte [1]). Die bejammernswürdigen Vertriebenen umringten den König überall auf seinem Wege, doch konnte er für's Erste Nichts thun, als eine bedeutende Geldsumme für die dringendste Noth anzuweisen, bis er den Feind für die verübten Greuel würde gezüchtigt haben. Als ihm einige gefangene Kosaken in ihrer seltsamen, durch ekelhaften Schmutz entstellten Kleidung vorgeführt wurden, wandte er sich mit Ekel von dem Anblick der wilden, mit struppigem Haar und Bart bedeckten Gesichter und sagte zu seiner Begleitung: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!"

Fermor hatte bei Friedrich's Ankunft sogleich von seinem Zerstörungswerke in Küstrin abgelassen und sich eine Meile weiter nördlich bei Zorndorf, 52,000 Mann stark, in Schlachtordnung gestellt. Hier griff ihn der König früh am 25. August an. So sicher hoffte er die Russen nicht nur zu besiegen, sondern gänzlich zu vernichten,

---

[1]) Bericht eines Augenzeugen über diese Vorfälle in den „Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen, jetzt regierenden König von Preußen." 1759. IV. 391. ff.

daß er durch Abbrechung der sämmtlichen Brücken über den Miezelfluß hinter der feindlichen Stellung denselben jeden Rückzug unmöglich machte und sich durch seinen Zorn zu dem Befehle hinreißen ließ, in der Schlacht keinen Pardon zu geben. Die Russen hatten sich in länglichem Viereck so dichtgedrängt aufgestellt, daß die einschlagenden Kugeln ganze Menschenmassen auf ein Mal wegrissen. Dennoch konnte die anstürmende preußische Infanterie gegen die an Stumpfsinn grenzende Unerschütterlichkeit des russischen Fußvolkes Nichts ausrichten. Dazu kamen Mißverständnisse im Commando verschiedener Generale, und es waren auch nicht mehr die alten Kerntruppen Friedrich's, die hier fochten. Diese deckten mit ihren Leichen die Schlachtfelder von Prag, Kollin und Leuthen und konnten durch die neuangeworbenen nur schlecht ersetzt werden. Desto bessere Dienste leistete die Kavallerie. Seidlitz, der Held von Roßbach, führte auch bei Zorndorf zuletzt die günstige Entscheidung herbei. Den rechten Augenblick zum Angriff mit klarem Blick erspähend, hatte er trotz wiederholter Befehle des Königs nicht früher eingegriffen, als bis er es an der Zeit hielt. Ja, als Friedrich ihm zuletzt bei Verlust des Kopfes die Ordre gab, nunmehr vorzurücken, antwortete Seidlitz dem Adjutanten: „Sagen Sie Sr. Majestät, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl; in der Schlacht aber muß er mir erlauben, von demselben noch zu seinem Dienste

Gebrauch zu machen.“ In der That brach er, als ihm der rechte Augenblick gekommen schien, mit seinen 31 Schwadronen vor, warf die russische Reiterei und drang in das Fußvolk ein. Ein Blutbad ohne Gleichen erfolgte. Die Russen wichen nicht vom Platze, sondern ließen sich niedersäbeln, wenn sie ihr Pulver verschossen hatten. Immer neue Schaaren rückten nach und erlitten mit gleicher Standhaftigkeit den Tod. Gegen Mittag war der rechte Flügel der Russen theils zusammengehauen, theils in die hinter ihnen liegenden Sümpfe gedrängt. Viele von denselben starben in viehischem Rausche, denn sie waren an ihre eigene Bagage gerathen, hatten die Branntweinfässer geöffnet und, als ihre Officiere dieselben in Stücke schlugen, noch von der Erde den ihnen unentbehrlichen Trank aufzulecken versucht. — Während das auf dem rechten Flügel des Feindes vorging, standen die Sachen auf dem andern Flügel Anfangs schlimm genug für die Preußen. Die Dohna'schen Regimenter wurden geworfen und verließen in wilder Flucht das Schlachtfeld. Noch ein Mal traf auch hier Seidlitz zur rechten Zeit mit seinen Reitern ein, die nun seit 12 Stunden nicht vom Sattel gekommen waren. Von Neuem erlagen die Russen dem furchtbaren Angriff, so daß der König Zeit gewann, mit den erprobtesten Infanterieregimentern heranzurücken. Zuletzt mußte die hartnäckige Tapferkeit der wilden Russen dem Geiste der Ordnung und der ver-

ständigen Führung weichen, die im preußischen Heere walteten [1]). Die Nacht machte dem unmenschlichen Morden ein Ende. Ein eigentlicher Sieg war nicht erfochten. Beide Theile schrieben sich denselben zu [2]). Sowohl in Berlin als in Petersburg wurde das Te Deum gesungen. Am nächsten Morgen hatten die Russen sich so weit gesammelt, daß es schien, sie wollten die Schlacht von Neuem beginnen. Zum Glück aber hinderte der Mangel an Munition und die gänzliche Erschöpfung der beiderseitigen Truppen die Wiederholung der entsetzlichen Metzelei. 21,000 Russen und mehr als 11,000 Preußen waren gefallen. Die Russen hatten 103, die Preußen 26 Kanonen verloren. Friedrich erkannte laut und offen das Verdienst an, welches Seidlitz sich an dem denkwürdigen Tage erworben. Als der englische Gesandte ihm zu dem Siege Glück wünschte, sagte er, auf Seidlitz zeigend: „Ohne diesen da würde es schlecht ausgesehen haben.“

Die Schlacht bei Zorndorf war die blutigste des ganzen Jahrhunderts. „Sie glich,“ schrieb der König

---

[1]) Stuhr p. 98.

[2]) Keith selbst erklärt in einem Briefe an seinen Bruder die Sache für zweifelhaft und fügt treffend hinzu: „Wenn die Russen gesiegt haben, so wünsche ich ihnen von Herzen noch einen solchen Sieg; sie haben sicherlich 25,000 Mann verloren.“ Lord Dover III. 159.

an Voltaire[1]), „einer von den Schauertragödien, wo Niemand am Leben bleibt als der Lampenputzer.“

Es war ein großes Glück für den König, daß Fermor sich bereits am 1. September freiwillig nach Landsberg zurückzog und, von Dohna's Corps beobachtet, sogar Willens war, über die Weichsel sich heimwärts zu begeben, was nur ein ausdrücklicher Befehl der Kaiserin verhinderte; denn die russische Armee, namentlich die Generale, waren eifersüchtig auf die Oesterreicher, denen sie vorwarfen, daß diese ihnen stets die schwerste Arbeit überließen. Das schlechte Verhältniß unter den beiden mächtigen Feinden war Friedrich's Rettung. Hätten dieselben nach einem gemeinsamen Plane einig gehandelt, so war der Untergang der preußischen Monarchie kaum abzuwenden. So aber gestattete für den Augenblick die Unthätigkeit Fermor's dem Könige, sich nach Sachsen zu wenden, wo sein

---

[1]) Oeuvres XXIII. 20. Er nennt hier die Thebaide von Racine, wo alle Hauptpersonen sterben. — Unter den gefangenen Russen befanden sich fünf Generale. Dieselben wurden mehrere Tage lang in die feuchten Kasematten von Küstrin eingeschlossen; als sie sich darüber beschwerten, erwiederte der König, daß sie so vorlieb nehmen müßten, da sie kein Haus in der Stadt unzerstört gelassen. Bald entließ er sie jedoch und gestattete ihnen, nach Berlin zu gehen, wo sie neben den gefangenen französischen und österreichischen Officieren bei den Hoffesten erscheinen mußten, als lebende Zeichen der Siege des Königs über diese Nationen.

Bruder Heinrich durch die Oesterreicher unter Daun und durch die Reichsvölker hart bedrängt war. Daun wollte zwischen Meißen und Dresden über die Elbe gehen; die Reichsvölker hatten den Fluß bereits überschritten und den Sonnenstein bei Pirna genommen, wo die 1400 Mann starke preußische Besatzung sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußten. In offener Feldschlacht konnte Prinz Heinrich es mit den beiden Gegnern zugleich nicht aufnehmen; es kam darauf an, ob er sich bis zur Ankunft des Königs in seinem festen Lager zu Gamich bei Dresden würde halten können. Daun hätte gern diese Hauptstadt belagert, doch schreckte ihn der tapfere preußische Commandant Schmettau zurück, indem er drohte, die prachtvollen Vorstädte abzubrennen und sich im äußersten Falle sammt den zurückgebliebenen sächsischen Prinzen unter den Trümmern des Schlosses begraben zu lassen.

Am 5. September erhielt Prinz Heinrich die Nachricht, daß Friedrich in Eilmärschen herannahe. Am 8. schrieb ihm der König [1]): „Das Geschäft mit den Russen habe ich dem Grafen Dohna übertragen. Ich selbst eile Dir zu Hilfe. In sieben Tagen habe ich 24 Meilen zurückgelegt, und wir werden uns gut schlagen, wenn die dicke Excellenz von Kollin gut Stand hält."

Am 10. Septbr. traf Friedrich, nachdem er die Corps des Markgrafen Carl und des General Ziethen an sich

---

[1]) Schöning I. 262.

gezogen und sein Heer dadurch auf 52,000 Mann gebracht hatte, in der Nähe von Dresden ein. Der Ruf „Friedrich kommt!“ genügte, um Daun von seinen Angriffsplänen abzubringen. Derselbe bezog ein festverschanztes Lager bei Stolpen, theils um sich den Weg nach Bautzen offen zu halten, theils um dem Könige die Verbindung mit Schlesien abzuschneiden. In eine Schlacht mit demselben sich einzulassen vermied er aber durchaus, wie gern auch Friedrich ihn zu diesem Zweck aus seiner festen Stellung gelockt hätte. Durch einen Scheinmarsch gegen die österreichischen Magazine in Zittau gelang es endlich, den schlauen Feldherrn zum Weiterrücken zu bewegen, — allein das sollte die schlimmsten Folgen haben. Daun vertauschte sein bisheriges Lager mit einem für die Preußen viel gefährlicheren; denn als Friedrich, welcher erfahren hatte, daß die Oesterreicher sich anschickten, Neisse zu erobern, über Bautzen vorrückend am 10. October nach dem Dorfe Hochkirch gelangte, gewahrte er plötzlich ringsum auf den die Gegend beherrschenden Höhen den Feind in der bedrohlichsten Stellung gelagert. Der König konnte nun sehr wohl einen Ausweg suchen und nach Schlesien weiter ziehen, was Daun, gemäß der ihm eigenthümlichen übergroßen Vorsicht, kaum zu hindern versucht hätte, allein eine verhängnißvolle Lust, dem verhaßten Feinde offen Trotz zu bieten, brachte Friedrich zu dem Entschlusse, sich hier Angesichts desselben, ja recht eigentlich unter den österreichischen Kanonen festzusetzen.

Friedrich befahl ein Lager abzustecken. Ein solches Vorhaben erschien so sehr im Widerspruch mit allen Regeln der Kriegskunst, daß der General-Quartiermeister sich geradezu weigerte, dem Befehle zu folgen. Der König ließ ihn in Arrest setzen und bezeichnete in eigener Person die Grenzen des Lagers.

Prinz Moritz von Dessau, Ziethen, Seidlitz und Keith versuchten es sämmtlich vergebens, den König auf andere Gedanken zu bringen. Der Widerspruch machte ihn nur immer eigensinniger. Als Keith bemerkte: „Die Oesterreicher verdienen gehangen zu werden, wenn sie uns hier lagern lassen," antwortete Friedrich: „Hoffen wir, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Des Königs Starrsinn wäre geradezu unerklärlich, wenn wir nicht wüßten, daß er durch einen Spion getäuscht wurde, den Daun entdeckt hatte und unter der Bedingung begnadigte, daß er falsche Berichte in's preußische Lager brächte. Drei Tage lang blieb die Armee unbelästigt zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotiz. Des Königs übermüthige Lust war befriedigt, in der Nacht vom 14. zum 15. October sollte der Marsch fortgesetzt werden. Da meldete der Obrist von Seelen, man bemerke im österreichischen Lager Bewegungen, die auf etwas Gefährliches deuteten. Friedrich ließ die Truppen antreten, als aber bis zum Abend Alles ruhig blieb, rief er sie nach dem Lager zurück und gestattete trotz Ziethen's dringender Vorstellungen nicht ein Mal, daß die Pferde gesattelt blieben. Der brave General

ließ nun wirklich absatteln; nachdem er aber durch diesen Gehorsam sein Gewissen beruhigt, befahl er in aller Stille seinen Husaren die Sättel wieder aufzulegen und sich kampfbereit zu halten [1]).

Die Oesterreicher hatten indessen während der Stille der Nacht unbemerkt das Dorf Hochkirch umschlichen und erwarteten den Glockenschlag fünf, wo sie die sorglosen Feinde überfallen wollten. Sie schossen die Vorposten nieder und weckten dadurch die schlummernden Soldaten, welche fast alle unbekleidet aus ihren Zelten stürzten, ohne in der Finsterniß unterscheiden zu können, von welcher Seite der Angriff käme. Bald wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß die Oesterreicher sich der großen Batterie bemächtigt hatten, welche die Dorfstraße beherrschte, und nun die Preußen mit ihren eigenen Kanonen beschossen. Grade in dieser Straße hatten sich die aufgeschreckten Soldaten massenweise zusammengedrängt und wurden in ganzen Reihen von dem Kartätschenfeuer zu Boden gestreckt. Das Dorf gerieth in Brand, und von diesem Feuer wurde die Schreckensscene nunmehr schauerlich beleuchtet. Kein glänzenderer Beweis von der unübertrefflichen Mannszucht der Preußen kann gedacht werden, als daß es denselben gelang, sich in diesem Getümmel einigermaßen

[1]) Küster: Bruchstücke aus dem Campagneleben eines preußischen Feldpredigers. Berlin 1791, beschreibt den Ueberfall bei Hochkirch als Augenzeuge.

zu ordnen. Daß Ziethen's Husaren kampfbereit aufsitzen konnten, rettete vielleicht das ganze Heer vom Untergange. Selbst der Anbruch des Tages konnte die Preußen nicht über ihre eigentliche Lage aufklären, denn ein dichter Nebel verhinderte die Aussicht nun eben so sehr, wie vorher die Finsterniß der Nacht. Keith versuchte die eroberte Batterie den Oesterreichern wieder zu entreißen, aber während des hin- und herwogenden Kampfes um dieselbe wurde der brave Feldmarschall getödtet. Prinz Moritz von Dessau fiel, schwer verwundet, den Feinden in die Hände. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig [1]) den Kopf weg. Das Dorf konnte den Oesterreichern nicht entrissen werden, obgleich sie bei dem stets erneuerten Kampfe den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten. Den Kirchhof hielt Major von Langen besetzt und vertheidigte sich hinter den dicken Mauern desselben mit der größten Tapferkeit. Als er sich zuletzt auf allen Seiten eingeschlossen sah, unternahm er es, mit dem Säbel in der Hand sich durchzuschlagen. Fast die ganze Schaar erlag fechtend unter der Uebermacht. Langen selbst wurde tödtlich verwundet und starb sechs Tage nachher. Friedrich der Große hat ihm in seinen Schriften ein ehrendes Denkmal gesetzt.

---

[1]) Geb. den 8. Juni 1732, jüngster Bruder der Königin von Preußen. Archenholz neueste Ausgabe 184. Kutzen a. a. O. 127. Stenzel 180.

Als endlich der Nebel gefallen war und die grause Scene vom Sonnenlicht beleuchtet wurde, versuchte der König sein Heer in Schlachtordnung zu stellen, der Kampf begann, — allein nachdem das wilde Getümmel länger als fünf Stunden gewährt hatte, mußte er auf den Rückzug denken. Dieser wurde durch die Besonnenheit und Tapferkeit des Major Möllendorf und des General von Retzow gedeckt; dennoch ging das ganze Lager mit allem Gepäck und über hundert Kanonen verloren. Daun ließ die Preußen fast ungestört abziehen, seinem Grundsatze treu, daß man dem Feinde goldene Brücken bauen müsse. Er wollte seinen errungenen Erfolg nicht auf's Spiel setzen, indem er die Preußen zur Verzweiflung brachte. Er fürchtete, das Genie des Königs, der sich in solchen Lagen stets am größten zeigte, könnte ihm in erneuertem Kampfe noch den Sieg abgewinnen; auch war das österreichische Heer selbst in solche Unordnung gerathen, daß es so schnell nicht gesammelt werden konnte, und Daun hielt sich überzeugt, die Preußen so geschwächt zu haben, daß sie nicht daran denken konnten, Schlesien zu erreichen[1]). So geschah der Rückzug in einer selbst von Daun an-

---

[1]) Er schrieb gleich nach seinem Siege an den General Harsch: Setzen Sie unbesorgt die Belagerung von Neisse fort. Ich halte den König in der Lausitz fest. Er ist ganz von Schlesien abgeschnitten, und wollte er einen Angriff wagen, so soll er gewiß geschlagen werden.

gestaunten Ordnung. Eine halbe Meile vom Schlachtfelde wurde Halt gemacht und auf den Spitzbergen bei Bautzen ein Lager bezogen, so weit ohne Zelte und Gepäck überhaupt von einem Lager die Rede sein kann. Als der König hier die Truppen an sich vorüber marschiren ließ, fehlten fast 10,000 seiner Getreuen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er sie, trotz aller Warnungen, seinem Eigensinn zum Opfer gebracht. Was er aber auch im Herzen empfand, — er bezwang sich, ein heiteres Gesicht zu zeigen. „Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?“ rief er den Artilleristen zu. „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt!“ antwortete Einer von ihnen. „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen! nicht wahr?“ erwiederte der König. „Ja wohl,“ antworteten diese; „sie sollen uns noch Interessen dazu geben!“ —

Schwerlich wäre Friedrich der Große im Stande gewesen, auch nur äußerlich solche Fassung nach diesem „glupischen Streiche“ zu zeigen, den ihm Daun gespielt, wenn er hätte ahnen können, daß ihn an demselben Tage noch ein zweites schweres Unglück betroffen. Seine geliebte Schwester Wilhelmine, über deren Befinden er schon seit längerer Zeit besorgnißerregende Nachrichten erhalten, war am 15. October 1758 in Baireuth gestorben.

Für den Augenblick wurde beim Empfang der Trauerbotschaft, die ihn etwa acht Tage später erreichte, sein Schmerz durch die großen Gefahren zurückgedrängt,

die ihn von allen Seiten umgaben. Desto tiefer empfand er später diesen Verlust. Gegenwärtig aber mußte er seine ganze Thätigkeit und alle Kräfte des Geistes auf die Abwehr der Feinde richten; denn wäre Daun zu entschlossener That fähig gewesen, so hätte der ganze Feldzug für Friedrich wohl ein klägliches Ende genommen. Allein da die Oesterreicher es unterließen, die Früchte ihres Sieges einzuernten, so war der König mit doppeltem Eifer bemüht, seinen Fehler wieder gut zu machen. „Daun hat uns aus dem Schach gelassen," sagte er, „das Spiel ist nicht verloren. Eilen wir Neisse zu befreien." Dies leichter in's Werk zu setzen, befahl er dem Prinzen Heinrich, ihm einen Theil von dessen Truppen aus Sachsen zuzuführen. Der Prinz gehorchte, erklärte aber zugleich, daß er mit der ihm dann verbleibenden kleinen Schaar nicht mehr im Stande wäre, Sachsen zu vertheidigen. Er bat deshalb um Erlaubniß, das Hilfscorps in Person nach Schlesien führen zu dürfen. Der König war damit einverstanden und ernannte an des Prinzen Stelle den General Fink zum Commandirenden in Sachsen, weil er denselben, seines geringeren Dienstalters ungeachtet, für befähigter hielt als die älteren Generale Hülsen und Itzenplitz. Dem Prinzen gelang es, von Dresden aus mit 7000 Mann fast unbelästigt zu dem Hauptheere seines Bruders zu stoßen. So verstärkt richtete Friedrich der Große nunmehr seinen Marsch nach Schlesien, indem er das Daun'sche Lager umging und über Görlitz

weiter zog. In Landeshut angekommen, ließ er seinen Bruder Heinrich daselbst und eilte nach der von den Oesterreichern eingeschlossenen Festung Neisse, in deren Nähe er mittelst eines 13tägigen angestrengten Marsches am 5. November eintraf. General Harsch, welcher die Belagerung leitete, dachte nach dem Ueberfall bei Hochkirch nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, das preußische Heer zum Entsatz heranrücken zu sehen. So groß war seine Ueberraschung bei des Königs Erscheinen, daß er sofort seine Unternehmung einstellte und sich mit Hinterlassung einer Menge von Kriegsvorräthen nach Mähren zurückzog. Auch die Festung Kosel ließ er frei, und so befand sich ganz Schlesien wieder in den Händen der Preußen.

Das war freilich nicht der Erfolg, den die Oesterreicher von ihrem Siege bei Hochkirch erwartet hatten! Dessen ungeachtet erfreute Daun sich der höchsten Anerkennung bei seinen Landsleuten. Der Adel sammelte große Summen, um die Güter des Generals schuldenfrei zu machen, Maria Theresia ließ eine Denkmünze ihm zu Ehren schlagen, und Papst Clemens XIII. (Rezzonico), der so eben neu erwählt war, fühlte sich durch den Sieg eines katholischen Feldherrn über den Ketzerkönig so beglückt, daß er dem Grafen einen geweihten Hut und Degen übersandte, um unter dem wirksamen Schutze dieser Heiligthümer auch in Zukunft die Ungläubigen auszurotten. Dem Könige von Preußen aber gab der heilige Vater durch dies wunderliche Ge-

schenk zu stets neuen witzigen Einfällen Veranlassung. Unter anderm verfaßte Friedrich der Große ein päpstliches Breve, welches von d'Argens so geschickt in's Lateinische übersetzt wurde, daß es in dieser Gestalt vielfach für echt gehalten wurde [1]).

Da die Oesterreicher für den Augenblick in Schlesien Nichts ausrichten konnten, so beschloß Daun sich in der Richtung nach der Elbe zu wenden, um unter Mitwirkung der Reichsvölker einen Versuch zur Befreiung von Sachsen zu machen. Dorthin hatte der König schleunigst die Generale Dohna und Wedell zur Verstärkung beordert, welche zur Beobachtung der Schweden und Russen in Pommern und der Uckermark aufgestellt waren und für den Augenblick daselbst entbehrlicher schienen als in Sachsen. Die Preußen waren bald wieder stark genug, um die gegen Leipzig und Torgau gerichtete Unternehmung der Feinde zu vereiteln, und als Daun den Zeitpunkt, wo Dohna und Wedell

[1]) Oeuvres XV. 122. Noch 1845 hat Zimmermann's allgemeine Kirchenzeitung dasselbe in deutscher Rückübersetzung als ein wirkliches päpstliches Breve veröffentlicht. — Die Oesterreicher erklärten übrigens später die ganze Erzählung von dem geweihten Hut und Degen für eine Erfindung Friedrich's des Großen. Der Wiener Hof soll sogar öffentlich bekannt gemacht haben, daß an der Sache kein wahres Wort sei. Laudon's Biographie von Pezzl p. 102.

mit der Befreiung dieser beiden Städte beschäftigt waren, dazu benützen wollte, die Eroberung Dresdens zu versuchen, — da machte der tapfere Commandant Graf Schmettau mit seiner früheren Drohung Ernst und ließ die prachtvollen Vorstädte niederbrennen (10. November), wodurch ein unermeßlicher Schaden angerichtet, zugleich aber die Oesterreicher zum Abzuge bewogen wurden. Denn Daun wollte es doch nicht darauf ankommen lassen, daß Schmettau auch den zweiten Theil seiner Drohungen ausführte und die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte [1]). Der König war mit Schmettau's bewiesener Energie äußerst zufrieden. Auf den Bericht desselben vom 12. November antwortete er eigenhändig: „Schonet Nichts, weder den Hof noch die Stadt, und haltet Euch, bis ich zu Hilfe komme [2])!“ In der That war Friedrich, der bei Landeshut nur ein Beobachtungscorps zurückließ, mit seiner Armee bereits nach Dresden unter Weges. Am 19. schrieb er aus Polönitz an Schmettau, er werde andern Tages eintreffen, man solle die königlichen Gemächer im Schlosse für ihn bereit halten.

Bisher hatte er niemals das königliche Schloß bewohnt. Jetzt wollte er für die Verwüstung seiner Län=

---

[1]) Ausführliche Schriften und Gegenschriften, die Beschreibung des Dresdener Unglücks enthaltend, in der „deutschen Kriegskanzlei“ von 1758 und 1759.

[2]) Schöning I. 302.

der durch die Franzosen, Russen und Schweden Rache nehmen und erklärte in einer Ordre vom 21. November: „Ich habe resolvirt, dergleichen Proceduren mit den schärfsten Repressalien zu beahnden, werde auch deshalb die chursächsischen Lande von heute an nicht anders als eine von mir conquerirte Provinz ansehen [1]).“

Als der König am 20. nach Dresden gekommen war, fand er das Land bereits von den Oesterreichern geräumt. Daun hatte erklärt, er gebe aus Achtung vor der königlich polnischen Familie und aus Menschenliebe seine Unternehmung gegen Dresden auf, und war nach Böhmen zurückgezogen, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Auch die Reichsarmee hatte des Königs Ankunft lieber nicht erwartet, sondern war nach Franken abgezogen. Ganz Sachsen konnte also ungestört in förmlichen Besitz genommen werden. In der That dehnte der König die angedrohten Repressalien so weit aus, daß er gleich in den nächsten Tagen die Güter der sämmtlichen sächsischen Minister und der in activem Dienst befindlichen Officiere zu Gunsten derjenigen preußischen Minister und Officiere administriren ließ, deren Einkünfte durch ein gleiches Verfahren der Russen mit Beschlag belegt waren [2]).

---

[1]) Schöning I. 303. 304. In Dresden waren 280 zum Theil sehr prachtvolle Häuser niedergebrannt. Fast 2000 Familien wurden obdachlos und an den Bettelstab gebracht. Der Schaden betrug mehr als 1 Million Thaler. [2]) Schöning I. 304.

Dohna wurde nun wieder nach Pommern gesandt, wo es ihm auch bald gelang, die Schweden aus dem preußischen Gebiete zu vertreiben, Anklam und Demmin in Besitz zu nehmen und das Hauptheer der Feinde zur Rückkehr nach Stralsund zu nöthigen.

Am 10. December verließ der König Dresden, um sein Winterquartier in Breslau zu beziehen. Unterwegs hatte er nach Torgau die nachgelassenen Söhne des verstorbenen Prinzen von Preußen zu sich berufen und den ältesten, 14jährigen Friedrich Wilhelm zum Prinzen von Preußen und natürlichen Erben des preußischen Throns erklärt.

In Meuselwitz ließ er den daselbst lebenden 86jährigen Seckendorf verhaften, weil er noch immer nicht aufhörte, im österreichischen Interesse zu kundschaftern und seine Ränke weiter zu schmieden, durch welche er seit so vielen Jahren Zwist und Unheil über das brandenburgische Haus gebracht [1]).

Drei Jahre lang hatte der große Kampf nun gewüthet und den gegen Preußen verbündeten Mächten ungeachtet einzelner erkämpfter Siege doch im Ganzen Nichts als Verluste und einen mehr als zweifelhaften Ruhm eingetragen. Die Franzosen konnten gegen den

[1]) Im folgenden Jahre wurde er gegen den bei Hochkirch schwer verwundeten und gefangenen Prinzen Moritz von Dessau ausgewechselt. Er kehrte 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 1763, 90 Jahre alt. Nicht 1760, wie bei Stenzel V. 185.

Herzog von Braunschweig Nichts ausrichten, waren vielmehr trotz ihrer großen Ueberzahl bei Krefeld (23. Juli) geschlagen worden und mußten nun davon abstehen, dem Befehle ihrer Regierung gemäß ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln. In Frankreich sowohl als in Rußland begriffen die Generale und Staatsmänner, daß die Fortsetzung des Krieges ihre Hilfsmittel erschöpfen mußte, ohne einen wesentlichen Vortheil in Aussicht zu stellen, und daß es keineswegs im wohlverstandenen Interesse ihrer Höfe liege, die einzige Macht zu vernichten, welche in Deutschland den Oesterreichern Widerstand leisten konnte. Allein die Leidenschaft der beiden Kaiserinnen und der französischen Maitresse ließ die Erwägungen ruhiger Vernunft nicht aufkommen. In Paris mußte Bernis, welcher die Weiterführung des Krieges mißbilligte, am 1. November 1758 aus dem Ministerium zurücktreten. An seine Stelle wurde der bisherige Gesandte in Wien, Graf Stainville, berufen, welcher als Herzog von Choiseul an die Spitze der Regierung trat. Nunmehr war an Frieden nicht zu denken [1]). Schon am 30. December 1758 wurde zwischen Oesterreich und

[1]) Friedrich an Prinz Heinrich d. 19. Januar 1759. Seit Bernis' Sturz muß man alle Friedenshoffnungen aufgeben. — — Es müßte eine Pest unter den europäischen Herrschern aufräumen, um uns Ruhe zu schaffen. Bei Schöning II. 16. 17.

Frankreich ein neues Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, aus dessen Bestimmungen sich indessen die Abnahme der Hilfsmittel Frankreichs erkennen läßt [1]). Die in dem früheren Vertrage versprochenen 12 Millionen Subsidien wurden auf 3½ Millionen herabgesetzt, statt 105,000 Franzosen sollten nur 100,000 in's Feld rücken, die 10,000 Baiern und Württemberger nicht mehr in französischem Solde stehen, wogegen Ludwig XV. allerdings versprach, für den Unterhalt von 10,000 Sachsen zu sorgen. Auch fiel das Versprechen fort, daß Frankreich nicht eher Frieden schließen wolle, bis Maria Theresia Schlesien zurückerhalten hätte. Für die Verringerung des französischen Beistandes suchte die Kaiserin-Königin sich in Petersburg Ersatz zu verschaffen, was ihr dadurch gelang, daß sie den Russen den Besitz von Preußen gewährleistete und die einflußreichsten Personen des dortigen Hofes durch Bestechung für sich gewann. Das Reichsheer unter dem Pfalzgrafen von Zweibrücken nahm sie von da an wesentlich in ihren eigenen Sold und erhielt auch von Schweden das Versprechen, 12,000 Mann gegen Preußen in's Feld zu stellen.

---

[1]) Die Quellen bei Stenzel V. 189.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1759. Friedrich in Breslau. Unternehmungen Ferdinand's von Braunschweig. Schlachten bei Kay und Kunnersdorf. Affaire von Maxen.

So rüstete sich für das Jahr 1759 auf's Neue eine erdrückende Uebermacht von Feinden gegen Friedrich den Großen, der mit banger Sorge seinen Winteraufenthalt in Breslau dazu benutzen mußte, möglichst große Gegenrüstungen zu bewerkstelligen. Dazu bediente er sich leider im größten Maßstabe des unglückseligen Mittels der Münzverschlechterung, und zwar bis zum endlichen Abschluß des Friedens in stets weiterem Umfange.* 1758 wurden in den mit Beschlag belegten sächsischen Münzstätten aus der Mark feinen Silbers statt 14 Thaler zuerst 20 Thaler geprägt, und zwar unter preußischem Wappen mit der verfälschten Zahl 1753. Da das Publikum Anfangs die Täuschung nicht gewahrte, so glitt man auf der abschüssigen Bahn immer weiter. Bald wurden 33½, zuletzt sogar 45 Thaler aus der Mark geschlagen. Die Goldmünzen verschlechterten sich wo möglich noch ärger. Für einen alten Friedrichsd'or mußten bald 20 Thaler von der neuen Münze gezahlt werden. Der Hofjuwelier Ephraim und sein College Itzig in Berlin besorgten das Geschäft im Auftrage des Königs, und da sie

sich natürlich selbst bereicherten, so hatten sie fast allein den ganzen Haß und die Verachtung des Volkes zu tragen, während die große allgemeine Begeisterung, welche Friedrich's Thaten erweckten, es fast vergessen ließ, daß man den König als den alleinigen Urheber dieser verderblichen Geldwirthschaft anzuklagen hatte. Das Schlimmste war, daß viele der kleinen deutschen Fürsten, ohne durch eigentliche Noth gezwungen zu sein, das unredliche Verfahren nachahmten, und zwar zum Theil so unverschämt, daß Kaiser und Reich z. B. gegen den Grafen von Wied mit Strafandrohungen einschreiten mußte. Ließen doch sogar englische und holländische Kaufleute das schlechte Geld massenweise nachprägen und ganze Ladungen davon nach Deutschland einschmuggeln. Die Preise aller Verbrauchsgegenstände stiegen zu entsetzlicher Höhe. Es schienen die alten Kipper- und Wipperzeiten sich zu wiederholen. Hunderttausende von wohlhabenden Familien kamen an den Bettelstab, weil ihre Schuldner mit dem schlechten Gelde Zahlung leisteten, das bei schwerer Strafe für voll angenommen werden mußte. Die Beamten empfingen ihren Sold in der werthlosen Münze. Nur die Soldaten litten für's Erste nicht, weil sie die falschen Thaler sich überall vom Publikum wie echte anrechnen ließen. Als nach geschlossenem Frieden die schlechten Gold- und Silberstücke dann plötzlich eingezogen und nur zu ihrem wahren Werthe in der Münze angenom-

men wurden, vergrößerte sich das Elend noch tausendfach und bewirkte eine Umwälzung in den Besitzverhältnissen, die im ganzen Lande schmerzlich durch viele Jahre nachempfunden wurde [1]).

Der König, der in seinem Breslauer Winterquartiere diese und andere harte Maßregeln ersann und noch verschärfte, um das gefährdete Staatsschiff nicht sinken zu lassen, konnte und durfte der Stimme der Gerechtigkeit und des Mitleids kein Gehör geben; denn auch für das Jahr 1759 sollten durch die Rüstungen der Franzosen, Oesterreicher, Schweden und Russen beinahe 350,000 Mann gegen ihn in's Feld geführt werden, denen er im besten Falle kaum 130,000 entgegen zu stellen hoffen konnte. Befanden sich doch seine westlichen Besitzungen noch immer zum Theil in den Händen der Franzosen, während Preußen von Rußland, Pommern von den Schweden besetzt, und die übrigen Provinzen durch fortwährende Aushebungen und Lieferungen auf's Aeußerste entkräftet waren. Da mußten denn namentlich Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und die anhaltischen Fürstenthümer erbarmungslos zur Gestellung von Beiträgen an Geld und Mannschaften gezwungen werden. Die Stadt Leipzig allein sollte jetzt wieder 300,000 Thaler zahlen,

---

[1]) Stenzel V. 142. Wie große Geschäftsleute durch die Münzverschlechterung um das Ihrige kamen, ist zu ersehen aus der „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns." p. 18.

und da dies für unmöglich erklärt wurde, ließ Friedrich eine Anzahl der reichsten Kaufleute so lange bei Wasser und Brod in ein enges, qualvolles Gefängniß werfen, bis die Summe erpreßt war[1]). Die preußischen Werber verbreiteten sich wie ehedem über ganz Deutschland und schleppten mit Gewalt und List Alles fort, was nur eine Muskete tragen konnte. Der preußische Corporalstock und das auch dem Widerwilligsten bald sich mittheilende Gefühl für die Ehre, dem großen Friedrich zu dienen, bewirkten das Wunder, daß die zusammengeraubten Menschen dann bald mit Todesverachtung neben den älteren Kameraden kämpften, wenn sie nicht vorher Gelegenheit zum Ausreißen gefunden hatten. Der König, der auf diese Art von seinen Unterthanen und von Fremden die größten Opfer verlangte, ging seinerseits mit dem Beispiele der unbedingtesten Hingabe an die Zwecke des Staates ihnen allen voran. Unter geistigen und körperlichen Leiden, welche jeden andern als diesen Riesengeist zu Boden gedrückt hätten, widmete er jeden Augenblick dem Dienste des Vaterlandes und vernachläßigte neben den großen Entwürfen, die ihn beschäftigten, auch die geringste Kleinigkeit nicht, welche das Wohl des Staates und der Armee betraf;

---

[1]) Die Belagstellen bei Stenzel V. 195. Vergl. auch Archenholz p. 515, der sicherlich nichts Ungünstiges von Friedrich berichtet, wovon er nicht sich vollständig überzeugt hatte.

denn es war ein Kampf auf Leben und Tod, dem er entgegen ging. Mit vollem Bewußtsein sprach er das gegen seine Freunde und seinen Bruder Heinrich aus. Alles wollte er auf's Spiel setzen und sich, wenn er verlor, unter den Trümmern des Staates begraben lassen. Die schweren Niederlagen, welche das Jahr 1759 bringen sollte, sind zum großen Theil darauf zurückzuführen, daß Friedrich dieselbe Hingebung bis zum Tode, zu dem er persönlich entschlossen war, nicht nur seinen Generalen, sondern auch fast jedem einzelnen Soldaten zumuthete. Und doch waren diese Soldaten zum größten Theil kriegsgefangene Sachsen, Oesterreicher und Russen, die, widerwillig, gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen sollten. Alles dies beachtete der König nicht, durfte es auch nicht beachten, denn ihm blieb keine Wahl. Er konnte das Mißverhältniß nicht ändern, in welchem sein Heer zu der feindlichen Uebermacht sich befand. Gekämpft mußte werden, wenn Sachsen und Schlesien, ja wenn die eignen alten Provinzen des Staates nicht für immer verloren gehen sollten. Vor völligem Untergange rettete ihn wesentlich der Umstand, daß Ferdinand von Braunschweig mit den Alliirten im Stande war, die Franzosen im Zaume zu halten, so daß der König wenigstens diesem Feinde nicht mehr persönlich gegenüber zu treten brauchte. Er verdankte dies hauptsächlich den inneren Widersprüchen, welche die Politik des Pariser Hofes lähmten. Der

eifrigen Kriegspartei stand dort eine andere ebenso mächtige gegenüber (Ludwig XV. gehörte selbst zu ihr), welche durch geheime Befehle die Feldherrn hinderte, dem Feinde so zu schaden, wie sie wohl gekonnt hätten[1]); auch fehlte es an einem fest verabredeten Feldzugsplan zwischen den drei großen Hauptfeinden Preußens. Namentlich war es den Franzosen nicht darum zu thun, Friedrich den Großen gänzlich zu unterdrücken, wenn sie sich auch nicht getrauten, das Bündniß mit Maria Theresia förmlich zu brechen. Denn alsdann hatten sie zu fürchten, daß Oesterreich und England sich zu einem Landkriege gegen Frankreich vereinigten, und doch mußte Ludwig XV. durchaus wünschen, den Kampf um die amerikanischen Besitzungen mit England allein zur See auszufechten.

Eine günstige Aussicht für Preußen schien später der im August des Jahres 1759 erfolgte Tod Ferdinand's VI. von Spanien zu eröffnen. Demselben folgte sein Halbbruder Karl III. auf dem Throne, welcher Neapel und Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand abtrat und deshalb wünschen mußte, die Oesterreicher hinlänglich in Deutschland beschäftigt zu sehen, damit sie verhindert wären, ihre Ansprüche auf diese italienischen Besitzungen geltend zu machen. Deshalb lag es im

---

[1]) Stuhr 121—135, der für diese diplomatischen Verwickelungen noch immer die sicherste und beste Quelle ist.

spanischen Interesse nicht minder, als im französischen, den König von Preußen nicht völlig unterdrücken zu lassen. Das war aber für Friedrich II. nur ein geringer Trost. Wirksamere Unterstützung hoffte er von den Türken, welche er durch geheime Unterhändler zu einem Angriff gegen Oesterreich aufzustacheln nicht müde ward; doch auch dies schlug zuletzt gänzlich fehl. „Sollte," schrieb er am 2. Januar 1759 an Mylord Marishal[1]), „durch die Eifersucht Spaniens und Oesterreichs ein Krieg in Italien entstehen, so hilft mir das wenig. Ich muß mich allein auf meinen Degen und meine gerechte Sache verlassen. Vielleicht bringt der Zufall, der so oft unerwartete Dinge herbeiführt, auch mir irgend ein glückliches Ereigniß. Geschieht das nicht, so muß ich nichtsdestoweniger meine Schuldigkeit thun." Und an d'Argens[2]): „Ich lebe hier in meinem Winterquartier wie ein Karthäuser. Ich speise allein, bringe meine Zeit mit Schreiben und Lesen zu und soupire nicht mehr. Wenn man unglücklich ist, wird es auf die Länge schwer, seine Stimmung stets zu verbergen. Man muß seinen Kummer allein tragen und nicht den Andern damit zur Last fallen. Ununterbrochene Arbeit allein schafft mir Erleichterung und kurzes augenblickliches Vergessen meiner trüben Gedanken. Von Weitem

[1]) Oeuvres XX. 276.

[2]) Oeuvres XIX. 56. 73.

gesehen, mag meine Ausdauer Bewunderung erregen und sich einigermaßen glänzend ausnehmen, in der Nähe aber umhüllt mich trüber, dicker Nebel. Ob Sanssouci noch auf der Welt existirt, weiß ich beinahe nicht mehr, — jedenfalls paßt der Name schlecht für mich. Ich bin alt und mißgestimmt, meine Haare werden grau, die Zähne fallen mir aus, Lebhaftigkeit, Frohsinn und Phantasie sind dahin. Ich gleiche einer Ruine, aus der Niemand die einstige Gestalt des Gebäudes herauserkennen kann. Leuchtet ja ein Mal ein Funken meines alten Wesens auf, so ist er eben so schnell wieder erloschen.“ Besonders niederdrückend wirkte auf des Königs Geist die Nothwendigkeit, sich für's Erste auf den Vertheidigungskrieg zu beschränken, der weder seinem Genie, noch seinen kriegswissenschaftlichen Ansichten entsprach. Allein der Zustand seiner Truppen und die geringe Zahl derselben gestattete ihm noch nicht, angriffsweise vorzugehen, um so weniger, als die Feinde, denen ein unerschöpfliches Material für die Rekrutirung ihrer Regimenter zu Gebote stand, die gemachten Erfahrungen wohl genutzt hatten und von Jahr zu Jahr kriegstüchtiger in's Feld rückten. Für jetzt war Friedrich der Große zu einer abwartenden Stellung um so mehr genöthigt, als die Russen, Franzosen und Oesterreicher sich über den Kriegsplan noch nicht geeinigt hatten, und er deshalb noch nicht wissen konnte, wohin der erste Schlag fallen würde. Zum Glück für den König

war jede der drei feindlichen Mächte weniger auf Erreichung eines gemeinsamen Ziels, als auf Erlangung eigener Vortheile bedacht. Rußland wollte die Provinz Preußen und einige Ostseehäfen erwerben und behalten, die Franzosen hofften beim einstigen Friedensschluß ihre Rechnung in den deutschen Rheinlanden zu finden, und Maria Theresia hatte vor allen Dingen die Wiedereroberung von Schlesien im Sinne. Die Uneinigkeit seiner Feinde und der Vortheil, den eine einheitliche Leitung stets gegenüber dem vielköpfigen Rathe mehrerer Verbündeten hat, retteten den König [1]).

Derselbe bezog für jetzt ein festes Lager bei Landshut, von wo aus er, unermüdlich wie immer, seine Befehle an die Heerestheile ergehen ließ, die unter Fouqué zur Deckung von Oberschlesien, unter Prinz Heinrich in Sachsen und unter Dohna gegen die Russen postirt waren. Nicht fern von dem Hauptquartier des Königs lag an der böhmischen Seite des Gebirges Daun's Armee zwischen der Isar und Elbe von Trautenau bis Reichenberg. Die ganze erste Hälfte des Jahres ver-

---

[1]) Wer die durch gegenseitige Eifersucht und persönliche Eitelkeit nicht minder, als durch die widerstreitenden politischen Interessen hervorgerufenen Intriguen der drei Mächte und der verschiedenen Feldherrn und Minister kennen lernen will, findet interessante Einzelnheiten in Stuhr's trefflichen „Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des 7jährigen Kriegs."

ging in scheinbarer Unthätigkeit. Daun erwartete die Gelegenheit, sich mit den Russen zu verbinden, Friedrich lag gleichsam auf der Lauer, um das zu hindern. „Bisher," schreibt er an d'Argens [1]), „haben meine Feinde niemals gemeinschaftlich gehandelt, so daß ich den Einen nach dem Andern schlagen konnte. In diesem Jahre wollen sie gleichzeitig losbrechen. Wenn sie das ausführen, so können Sie nur meine Grabschrift fertig machen." Neben diesen trüben Aussichten lastete die Trauer um den Verlust der geliebten Schwester Wilhelmine schwer auf des Königs Seele. Für das, was er empfand, suchte er den lautesten Ausdruck. Alle Welt sollte erfahren, wie unvergleichliche Gaben des Gemüthes und des Geistes mit der Markgräfin von Baireuth zu Grabe gegangen. Voltaire allein schien ihr einen würdigen Nachruf widmen zu können. Schon im December 1758 hatte derselbe ein Trauergedicht verfaßt, welches der König aber verwarf, weil er selbst darin lobend erwähnt war. Darauf sandte Voltaire im März 1759 eine schwunghafte Ode, welche Beifall erhielt. „Ihr Gedicht," schrieb Friedrich [2]), „gewährte mir seit fünf Monaten den ersten Augenblick des Trostes;" — ein neuer Beweis für die wunderbare

---

[1]) Oeuvres XIX. 64.

[2]) Oeuvres XXIII. 27.

Gewalt der Verskunst auf des Königs Seele! Er selbst machte in jenen Tagen Gedichte, ernste und satyrische, beschäftigte sich auch mit streng wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. mit einer Instruction für die Generalmajors von der Cavallerie, als Ergänzung einer bereits 1748 erlassenen Anweisung für dieselben [1]). Kein Tag verging ohne ein Zeichen dichterischer, schriftstellerischer und musikalischer Versuche, während fast stündlich eigenhändige oder doch selbstdictirte Depeschen nach allen Richtungen abgesandt wurden. In das Feld zu rücken verzögerte er, bis er den rechten Augenblick gekommen glaubte.

Um so thätiger zeigten sich Prinz Heinrich in Sachsen und Ferdinand von Braunschweig in Westphalen. Trotz der rauhen Jahreszeit drang Jener über die schlechten Gebirgswege in Böhmen ein und zerstörte mit Hilfe seiner Generale die österreichischen Magazine daselbst in solchem Umfange, daß von den erbeuteten und verdorbenen Vorräthen 50,000 Mann und 25,000 Pferde fünf Monate lang hätten mit Nahrung versorgt werden können. Bei dem damaligen schwerfälligen Gange der Verpflegungsangelegenheiten war das von der größten Bedeutung und ganz im Sinne des Königs, der stets zu neuen ähnlichen Unternehmungen anfeuerte.

---

1) Oeuvres XXVIII. 167. XXX. 165. daselbst.

Auch kleinere und größere Feindesschaaren wurden zersprengt oder gefangen [1]).

Gegen die Reichstruppen rückte Heinrich selbst in Franken ein und brandschatzte die Städte, namentlich Bamberg. Auch Erfurt wurde stark in Contribution gesetzt. Ganz Süddeutschland stand dem Prinzen offen, doch mußte er nach Sachsen zurückkehren, um den inzwischen dort eingedrungenen Oesterreichern entgegenzutreten. Nicht minder erfolgreich waren in diesem Jahre die Unternehmungen Ferdinand's von Braunschweig. Zu dem Corps der Alliirten, welches er befehligte, waren nun auch Engländer gestoßen, nachdem das Parlament sich herbeigelassen, die Einschiffung von 18,000 Mann zu bewilligen. Im Juli 1758 waren bereits 10,000 derselben in Emden gelandet und erregten durch ihren prachtvollen Aufzug das freudige Staunen der Verbündeten. 2000 Bergschotten erschienen in ihrer malerischen Landestracht, die Cavallerieregimenter auf gleichfarbigen Racepferden, die Grenadiere mit reicher Gold- und Silberstickerei. Sie alle bewiesen sich hernach auf dem Schlachtfelde eben so tüchtig wie sie bei der Parade sich glänzend ausnahmen. Am 2. Januar 1759 hatten die Franzosen unter Soubise sich durch Kriegslist der freien Stadt Frankfurt am Main bemächtigt,

---

[1]) Schöning theilt die Briefe der beiden königlichen Brüder mit. — Archenholz 243.

obgleich dieselbe mit Frankreich nicht im Kriege begriffen war[1]). Sie errichteten hier einen Hauptwaffenplatz, um die Verbindung mit ihrer Rheinarmee, mit den Reichstruppen und den Oesterreichern zu unterhalten. Die Eindringlinge aus dieser wichtigsten Stadt zu vertreiben, sammelte Ferdinand von Braunschweig seine ganze Macht in der Gegend von Fulda. Er fand zu seiner Ueberraschung nicht den Prinzen v. Soubise, sondern den vorsichtigen kriegserfahrenen Broglie an der Spitze der französischen Armee auf den Höhen bei dem Dorfe Bergen, 1½ Stunde von Frankfurt, aufgestellt. Da er erfuhr, daß außerdem St. Germain mit bedeutender Verstärkung heranmarschire, so mußte er trotz der vortheilhaften Position, welche der Feind eingenommen, denselben entweder sofort angreifen oder sich eiligst zurückziehen[2]). Er wagte den Kampf. Am 13. April kam es zu einem hitzigen Gefechte. Drei Mal wurde das Dorf angegriffen, aber drei Mal mußten die Alliirten weichen, und Ferdinand schätzte sich glücklich, als es ihm gelang, durch ein geschicktes Manöver während der Nacht unbemerkt über die hessische Grenze zu kommen. Er hatte 88 Officiere und mehr

---

[1]) Durch die Schilderung in Göthe's Leben ist diese Begebenheit verewigt, und der Name des edlen Königslieutenants Graf Torane für immer der Vergessenheit entrissen.

[2]) Schlosser. Geschichte des 18. Jahrhunderts. II. 359.

als 2000 Soldaten an Todten und Gefangenen verloren. Unter den Gebliebenen war auch der Prinz von Ysenburg, welcher die Hessen commandirte. Trotz des unglücklichen Erfolges wurde von Sachkennern sowohl die Kühnheit des Angriffs als der geschickte Rückzug höchlich gepriesen.

Nunmehr rückte auch Contades mit der französischen Rheinarmee heran und vereinigte sich mit Broglie. Diese gesammte Macht nahm alsbald von Hessen Besitz. Kassel wurde erobert, auch die Festung Minden überrumpelt, nachdem ein verrätherischer Bauer eine seichte Stelle in der Weser angezeigt hatte, wo die Reiterei den Fluß passiren konnte. Grausam wütheten die Franzosen gegen die unglücklichen Bewohner der Festung. Die Besatzung mußte sich kriegsgefangen erklären. Gleiches Schicksal hatte bald darauf Münster. Nun kam alles darauf an, ob Ferdinand im Stande sein würde, die Feinde an der Besitznahme Hannovers zu hindern, indem er sie in offener Schlacht besiegte. Die Franzosen aus ihrer festen Stellung herauszulocken, bedrohte er ihre Magazine; nahm auch in der That die zu Osnabrück befindlichen Magazine weg. Das bewog Contades zu dem Entschluß, am 31. Juli mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Da er 45,000 Mann, der Herzog von Braunschweig aber nur 36 bis 37,000 Mann in die Schlacht führen konnte, so hiel=

ten die Franzosen sich des Sieges gewiß; allein Uneinigkeit unter den Führern hatte eine Verzögerung zur Folge, so daß die Reiterei von den Alliirten angegriffen wurde, bevor die Franzosen ihre Reihen vollständig geordnet hatten. Leider versagte der englische General Lord Sackville [1]), welchen Ferdinand zu seiner Unterstützung herbeirief, wiederholt den Gehorsam, ohne daß vollständig aufgeklärt wäre, aus welchem Grunde [2]). Dadurch wurde die völlige Niederlage der Franzosen abgewendet, aber alle ihre Linien waren durchbrochen, ihre Infanterie ohne Deckung und die

---

[1]) Sackville wurde nach England zurückberufen und kriegsrechtlich für unfähig erklärt, ferner zu dienen. Der Londoner Pöbel wollte ihn in Stücke reißen. Den Vater des Verurtheilten, den alten Lord Dorset, umarmte Georg II. mit den Worten: Wie bedauere ich Sie, Mylord, daß Sackville Ihr Sohn ist. — Nichtsdestoweniger finden wir denselben Sackville unter der Regierung Georg's III. unter dem Titel Lord Germaine als Kriegsminister. Er wirkte auch in diesem Posten durch Nachlässigkeit und Unwissenheit zum Schaden der Nation. General Bourgoyne wurde in Saratoga ein Opfer seiner schlechten Anordnungen. Der Abfall der amerikanischen Colonien wurde dadurch wesentlich zur Entscheidung gebracht, indem die Franzosen gleich darauf die Unabhängigkeit derselben anerkannten. Schlosser II. 362. Archenholz 308. Annual Register von 1759. Deutsch von Benzlav. Leipzig 1779. Bd. I. p. 240.

[2]) Stuhr 128.

Reiterei zersprengt. Während die Befehle an Sackville und dessen Weigerungen sich kreuzten, verging eine kostbare Zeit, und als endlich der englische General Granby, empört über das Benehmen seines Chefs, eigenmächtig vorging, waren die Franzosen bereits geordnet und konnten über zahlreiche vorher geschlagene Brücken das jenseitige Ufer der Weser gewinnen und in ihr altes Lager wieder einrücken. Sie hatten 4000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 25 Kanonen und viel Fahnen und Standarten verloren. Die Folgen des Sieges waren für die Deutschen von großer Wichtigkeit, und der Schaden, der durch Sackville's Benehmen herbeigeführt war, glich sich dadurch aus, das ein französisches Corps von 8000 Mann, welches stromaufwärts unter dem Herzog von Brissac stand, an demselben Tage von dem jungen Erbprinzen von Braunschweig geschlagen wurde.

Der Sieg bei Minden gilt für eine der glänzendsten Thaten des Jahrhunderts. Die Franzosen mußten in Folge desselben ganz Hessen räumen und wären über den Rhein zurückgetrieben worden, wenn nicht, wie wir bald sehen werden, grade zu derselben Zeit Friedrich der Große, in äußerster Bedrängniß, durchaus der Unterstützung bedurft hätte, weshalb Ferdinand seinen Neffen, den Erbprinzen, mit 12,000 Mann ihm überlassen mußte. So konnte er die Feinde nicht hindern, ihre

Winterquartire fast ebenda zu beziehen, wo sie im vorigen Jahre gewesen waren [1]).

Während Ferdinand von Braunschweig durch seine umsichtige, kühne und glückliche Kriegführung in Westphalen allgemeine Bewunderung erregte und von ganz Europa als würdiger Schüler und Bundesgenosse des großen Preußenkönigs laut gepriesen wurde, nahte die Zeit heran, wo auch Friedrich aus seiner erzwungenen Ruhe sich in's Feld begeben sollte. Die Russen zogen langsam durch das polnische Gebiet heran, um sich in der Mark Brandenburg mit den Oesterreichern zu vereinigen und Berlin zu bedrohen. Ihnen unterweges allen möglichen Abbruch zu thun, sollte General Wobersnow schon im Februar die längs der Wartha angelegten russischen Magazine zerstören. In Reisen, der kleinen Residenz des Fürsten Sulkowsky, vollzog der General auf des Königs Befehl ein Strafgericht an diesem Magnaten, der mit offenbarer Verletzung der polnischen Neutralität für die Russen Truppen geworben und Vorräthe angehäuft hatte. Der Fürst wurde überfallen und sammt seiner 200 Mann starken Leibgarde auf die Festung Glogau

---

[1]) Schlosser a. a. O. In dem erbeuteten Gepäck der Franzosen fand man die Befehle des Kriegsministers Belle-Isle, ganz Hessen und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln. Diese Länder sahen nun in Ferdinand ihren Erretter, und die Verehrung gegen denselben kannte keine Grenzen. Stenzel V. 305.

gebracht, wo er vier Jahre lang, bis zum Friedensschluß, Zeit behielt, über seine Voreiligkeit nachzudenken; denn den König erbitterte kaum Etwas mehr, als die Anmaßlichkeit solcher kleinen Potentaten. Wobersnow zog dann nach Posen, zerstörte die dortigen Magazine und schleppte alles bewegliche Kriegsmaterial nach Schlesien fort.

Die Russen ersetzten indessen den zugefügten Schaden bald und waren im Juni mit ihrem ganzen, 70,000 Mann starken Heere in Posen. Den Oberbefehl hatte Soltikoff übernommen, dem sich Fermor willig unterordnete, um dadurch der unberechenbaren Verantwortlichkeit zu entgehen, welche der Feldherr einer despotischen Monarchin zu tragen hat. Der König befahl nunmehr dem Grafen Dohna, welcher in Pommern bisher die Schweden in Schach gehalten hatte, dort zu dem Ende nur 5—6000 Mann unter dem Freicorpsführer Kleist zurückzulassen, mit den übrigen Truppen aber, zu denen noch 10,000 Mann von der Abtheilung des Prinzen Heinrich stießen, in Polen einzumarschiren, und die Russen wo möglich zu schlagen, bevor sie mit den Oesterreichern sich vereinigt hätten. Dohna rückte bis Posen vor, da er aber die Russen zu stark fand, um sie anzugreifen, so zog er sich bis Züllichau zurück, wohin Soltikoff ihm folgte. Der König, äußerst unzufrieden über dies Verfahren, in welchem er Mangel an Entschlossenheit erblickte, rief Dohna in sehr ungnädigen

Ausdrücken vom Commando ab[1]) und ernannte den Generallieutenant v. Wedell, der sich bei Leuthen ausgezeichnet hatte, zu dessen Nachfolger. Derselbe war einer der jüngsten Generale in der Armee und sollte jetzt als Commandirender gegen die Russen viele ältere Kameraden unter sich haben. Deshalb schuf der König, um deren Eifersucht nicht zu erregen, für Wedell eine Ausnahmsstellung und ernannte ihn in feierlicher Abschiedsaudienz zum Dictator mit unbeschränkter Vollmacht. Er entließ ihn mit den Worten: „Gehe Er! Ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern!“ Das mag am 20. Juni geschehen sein[2]). Am 22. traf Wedell bei dem Heere ein. Hier erfuhr er, daß Loudon bereits mit 30,000 Mann im Anmarsch sei. Da die Russen ihm am 23. entgegenrückten, schien es geboten, dieselben dem königlichen Befehle gemäß anzugreifen, ungeachtet sie sich in sehr vortheilhafter Stellung befanden, während die Preußen, durch Sümpfe und Moräste gehindert, nicht im Stande waren, ihre Geschütze heranzubringen. Hierauf nahm Wedell eben so wenig Rücksicht als auf die Uebermacht

[1]) Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich danke es Euch gar nicht, daß Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt. Stenzel V. 211.

[2]) Schöning II. 118.

des Feindes, der mit mehr als 70,000 Mann dem noch nicht 30,000 Mann starken preußischen Heere gegenüber stand. Bei dem Dorfe Kay unfern der Oder, etwa fünf Meilen oberhalb von Crossen, kam es zum Treffen. Man focht von 4 Uhr Nachmittags bis zum Untergang der Sonne. Trotz mehrfach erneuter Angriffe wurde Wedell geschlagen und mußte sich mit Verlust von mehr als 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen am nächsten Tage zurückziehen. Bei dem stets fühlbarer werdenden Verlust der besten Officiere war es nicht gering anzuschlagen, daß in diesem Treffen der brave General von Wobersnow durch eine feindliche Kugel weggerafft wurde[1]).

Die Russen konnten nun ungehindert über Crossen bis Frankfurt vordringen und sich in der Nähe dieser Stadt mit dem von Loudon geführten österreichischen Corps vereinigen. Leider zu spät kamen dem Könige gerechte Bedenken über Wedell's Umsicht und Feldherrntalent, denn als er am 24. Juni ihm die Ordre zugehen ließ: „Sollten die Russen so stehen, daß man sie nicht attaquiren kann, so thut Ihr ganz wohl, sie da stehen zu lassen!“ — war das Unglück schon geschehen. Gegen seine sonstige Gewohnheit nahm Friedrich der Große die Meldung von der Niederlage seines Dictators mit großer Nachsicht auf. „Ich habe Mir das so

---

[1]) Stenzel V. 213.

vorher gedacht," schreibt er gleich Tages darauf, den 25. Juni, „nun nur nicht weiter daran denken, sondern daran, wo der Succours Ihm zunächst erreichen kann, um gleich von Neuem drauf los zu gehen, es ist seine Schuld nicht." Die große Vorliebe für Wedell, die ihm bald genug noch viel verderblicher werden sollte, stimmte den König so milde. Er hielt es nunmehr für nothwendig, sich in Person zu dem geschlagenen Heere zu begeben, um die vereinigten Russen und Oesterreicher wo möglich durch eine Schlacht zu verhindern, den Weg gradezu nach Berlin einzuschlagen, indem zwischen Frankfurt und der Hauptstadt des Landes keine Truppen sich befanden. In größter Eile reiste der König ab, nur von einer geringen Schaar Husaren begleitet. Prinz Heinrich sollte an seiner Stelle den Oberbefehl in Schlesien übernehmen und den größten Theil der in Sachsen befindlichen Truppen eiligst zu dem Wedellschen Heere stoßen lassen. Im Vorgefühl der folgenschweren Ereignisse, denen er entgegenging, machte Friedrich vor der Abreise sein Testament und ließ sich von dem Bruder, der darin gewissermaßen zum Regenten ernannt wurde, feierlich versprechen, niemals in einen für das preußische Haus schimpflichen Frieden zu willigen. Prinz Heinrich bezog mit den in Schlesien zurückgebliebenen 40,000 Mann ein Lager bei Schmuckseifen, zwei Tagemärsche von Landeshut, zur Beobachtung des Feldmarschall Daun, welcher ihm mit 70,000 Mann

an der böhmischen Grenze gegenüberstand. Der König zog am linken Ufer der Oder hin, überschritt bei Reitwein, zwischen Küstrin und Frankfurt, diesen Fluß und stellte sich mit seinem im Ganzen etwa 43,000 Mann starken Heer den Russen gegenüber, welche mit 70,000 Mann auf einer Hügelreihe östlich von Frankfurt oberhalb des Dorfes Kunnersdorf eine feste Stellung genommen hatten. Am 12. August früh zwischen 2 und 3 Uhr setzte Friedrich sich zum Angriff der Feinde in Bewegung. Leider kannte er das Terrain nicht genau genug[1]) und erhielt von einem Major Linden und einigen Förstern, die er Tags zuvor deshalb befragt hatte, sehr ungenügenden Bericht, namentlich wurde er durch die Aussagen derselben zu dem irrigen Glauben veranlaßt, daß Loudon durch einen unpassirbaren Sumpf verhindert sei, zu den Russen zu gelangen. Dazu kam, daß man von dem preußischen Standorte zwar die Position des Feindes theilweise übersehen konnte, daß man aber mehre tiefe, steil abfallende Einschnitte des Terrains nicht kannte, weil dieselben mitten in der höher gelegenen Ebene so plötzlich sich senken, daß man auf 100 Schritt nahen kann, ohne sie zu gewahren. Dies veranlaßte dann am Morgen des Schlachttages vieles unnöthige Hin und Hermarschiren, wodurch die Truppen schon ermüdet waren, als sie am

---

[1]) Kutzen l. c. p. 167.

Mittag bei drückender Augusthitze an den Ort ihrer Bestimmung gelangten[1]). Als es nun zum Angriff kam, wurden die Preußen rottenweise von den auf den Hügeln postirten russischen Geschützen niedergeschmettert; doch ungebrochenen Muthes stürmten sie die Abhänge hinan, ließen durch keine Gräben und Verhaue, welche die Russen dort angelegt, sich aufhalten, erreichten die Höhen und eroberten die Batterien, welche den linken Flügel der Russen deckten. Diese zogen sich zurück, kletterten eine jener steilen Schluchten, den sogenannten Kuhgrund, hinab und auf der andern Seite wieder hinauf, wo sie sich von Neuem ordneten. Die Preußen schreckten vor einem Angriff selbst in dieser Stellung nicht zurück. Sie folgten dem Feinde hinab und hinauf und vertrieben die Russen auch aus diesem zweiten Zufluchtsorte mit solcher Gewalt, daß fast das ganze Geschütz derselben, mehr als 90 Kanonen, in ihre Hände fiel. Siegreich führten sie den Kampf bis 5 Uhr Nachmittags weiter. Der ganze linke Flügel der Russen

---

[1]) Man hatte sich unterwegs in einem Walde so verfahren, daß die damals noch mit 12 Pferden bespannten Kanonen nicht umwenden konnten. Man mußte die Pferde abspannen, die Kanonen umdrehen, und die Pferde auf der andern Seite wieder vorspannen. Durch diese und ähnliche Widerwärtigkeiten verging so viel Zeit, daß man auf den heißen lästigen Sandwegen in den 9 Stunden von Morgens 2 Uhr bis zur Mittagszeit kaum 1½ Meile zurückgelegt hatte. Kutzen l. c. 168

war geschlagen und suchte mit den ihm noch gebliebenen Geschützen Sicherheit auf dem hochgelegenen Judenkirchhofe bei Frankfurt. Loudon hatte mit seinem hauptsächlich aus trefflicher Cavallerie bestehenden Hilfscorps nicht heraneilen können, weil Seidlitz sich ihm gegenüber aufgestellt hatte, um zu rechter Zeit vorzubrechen und die Vereinigung zu hindern.

Die Schlacht schien gewonnen. Der König schickte einen Courier an die Königin nach Berlin mit der Meldung: „Madame, wir haben die Russen aus ihren Verschanzungen vertrieben. In zwei Stunden erwarten Sie die Nachricht von einem glorreichen Siege [1])!"

Diese Nachricht gelangte nach Berlin, als die Post eben von dort abgehen sollte. Nach allen Richtungen konnte dieselbe daher noch weiter verbreitet werden, und in ganz Europa frohlockten die Freunde des Königs kurze Zeit lang über den neuen glänzenden Triumph desselben. Aber eine schreckliche Enttäuschung sollte folgen! — Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn Friedrich in jenem Augenblicke die Schlacht abgebrochen hätte, zu deren Fortsetzung seine von Hitze und Anstrengung ermatteten Soldaten nicht mehr Kraft besaßen, das Resultat ein ganz ähnliches wie nach der Zorndorfer Schlacht gewesen wäre. Die Russen würden sich zwar nicht für besiegt erklärt, allein jedenfalls den Rückzug

---

[1]) Annual register l. c. 255.

angetreten haben, und Friedrich konnte dann am folgenden Tage seine Maßregeln zur Sicherung Berlins treffen. Allein er beharrte dabei, auch den noch nicht besiegten Theil der Feinde zu schlagen, wo möglich völlig zu vernichten. Zu dem Ende rief er Seidlitz mit der Reiterei herbei. Dieser machte vergebliche Vorstellungen, weil er das Verderben hereinbrechen sah, sobald er Loudon's Cavallerie aus dem Schach ließ, allein dem wiederholten, ausdrücklichen, zuletzt drohend gehaltenen Befehle: „Er solle in des Teufels Namen angreifen!" mußte er Folge leisten, obgleich er das Unheil voraussah. Zwischen Teichen und Morästen auf dem ungünstigsten Terrain, über schmale Dämme und Brücken mußte Seidlitz vorrücken. Die Pferde stürzten in verdeckte, von den Russen angelegte Wolfsgruben; ein furchtbares Kartätschenfeuer richtete sich gegen die preußischen Reiter. Ganze Züge wurden zu Boden gestreckt, die tapferen Kuirassiere geriethen in Unordnung und wurden zum Rückzuge gezwungen [1]). Allein auch jetzt noch hätte man die Russen ruhig in ihrer Verschanzung lassen sollen, die nur den Tag über sich dort zu halten wünschten, um im Dunkel der Nacht dann abzuziehen und den Anschein der Flucht von sich abzuwenden. Die Generale, Seidlitz vor Allen, baten den König, sich mit den erlangten Vortheilen zu begnügen.

---

[1]) Archenholz 253.

Derselbe wiederholte aber stets, man müsse ein russisches Heer nicht allein besiegen, sondern gänzlich vernichten, weil es sonst immer wiederkäme und neue Verheerungen anrichtete. Während man darüber hin und her sprach, kam Wedell herbei. „Nun, was meint Er?“ fragte der König seinen Liebling. Dieser stimmte für die Fortsetzung des Kampfes, und nun hieß es: „Marsch!“

Inzwischen hatte Loudon sich kaum des Zwanges entledigt gefühlt, welchen ihm bisher Seidlitz durch seine beobachtende Stellung auferlegte, als er, unbemerkt von dem Könige, durch einen jener Terraineinschnitte, welcher seit diesem Tage der „Loudonsgrund“ genannt wird, vordrang und der preußischen Armee in den Rücken fiel, während diese vergeblich bemüht war, die von den Russen besetzten Anhöhen zu stürmen. Von allen Seiten brach das feindliche Geschütz zugleich auf die Preußen ein, die, zum Tode ermattet, gegen Loudon's ausgeruhte Schaaren sich nicht zu halten vermochten. Vergebens waren die äußersten persönlichen Anstrengungen des Königs, der sich in den dichtesten Kugelregen wagte. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, als er das dritte besteigen wollte, zerquetschte eine Musketenkugel, die ihn unfehlbar schwer verwundet hätte, ein goldenes Etui in seiner nach damaliger Sitte tief herabhängenden Westentasche. Bald wurde Seidlitz, schwer verwundet, hinweggetragen, der bis zum letzten Augenblick das Aeußerste gewagt hatte, um die Schlacht

zu halten. Viele der tapfersten Generale lagen getödtet am Boden, fast keiner entkam ohne Verletzung. Sowohl Fußvolk als Reiterei gerieth nun in vollständige Unordnung. Nur der König hielt noch Stand, selbst als die Seinen nach allen Richtungen hin in wilder Flucht das Schlachtfeld räumten. Einigen Officieren, die ihn in Sicherheit bringen wollten, rief er zu: „Wir müssen Alles thun, die Schlacht wiederzugewinnen, ich muß hier so gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun!“ Umsonst! Es war Alles unrettbar verloren. Da hörte man den verzweifelnden Ausruf des Königs: „Giebt es denn heut keine verwünschte Kugel für mich!“ Bis zuletzt blieb Friedrich der Große auf seinem Posten und war nahe daran, gefangen zu werden. Der Rittmeister von Prittwitz, der sich mit etwa 200 Husaren noch in der Nähe befand, wollte eben vor den heransprengenden Kosakenschwärmen das Weite suchen, als einer seiner Leute ihm zurief: „Herr Rittmeister, dort steht der König!“ Ganz allein, nur von einem Pagen begleitet, der sein Pferd hielt, stand Friedrich auf einem Sandhügel. Er hatte den Degen vor sich in die Erde gestoßen, und mit verschränkten Armen überschaute er die Scene des Unglücks. „Prittwitz, ich bin verloren!“ rief er dem nahenden getreuen Manne zu. Dieser aber erwiederte: „Nein, Ew. Majestät, das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist!“ Die kleine Schaar nahm ihren König in die Mitte, und unter be-

ständigem Kampfe brachten sie ihn in Sicherheit, nachdem Prittwitz den Anführer der verfolgenden Kosaken vom Pferde geschossen hatte. Auf ein Blatt Papier schrieb Friedrich mit Bleistift auf dem Rücken seines Erretters an den Minister Finkenstein, seinen alten Erzieher, nach Berlin: „Alles ist verloren! retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer!“ Am späten Abend erreichte er das elende Dörfchen Oetscher, wo sich nach und nach 5000 Mann, der ganze Rest seiner Armee, bei ihm einfanden. Hier lag der König in einer zerstörten Bauernhütte auf Stroh, seine Adjutanten auf dem nackten Fußboden um ihn her. Bevor er seinem erschöpften Körper Ruhe vergönnte, schrieb er noch an Finkenstein den bekannten Bericht[1]): „Diesen Morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir haben ihn auf den Judenkirchhof bei Frankfurt zurückgedrängt. Alle meine Truppen haben Wunder gethan, aber dieser Kirchhof kostete uns unzählige Opfer. Unsere Leute geriethen in Verwirrung. Drei Mal habe ich sie gesammelt, endlich war ich selbst in Gefahr, gefangen zu werden, und mußte das Schlachtfeld räumen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert. Zwei Pferde wurden mir erschossen. Mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Im Augenblick, wo ich dies schreibe, sind mir von 48,000 Mann

---

[1]) Oeuvres XXV. 306.

kaum 3000 geblieben. Alles flieht. Ich bin nicht mehr Herr der Truppen. Man wird wohl thun, in Berlin auf seine Sicherheit zu denken. Das ist ein grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde. Die Folgen werden trauriger sein, als die Sache selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und glaube, offen gesagt, daß Alles verloren ist. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!"

In der That waren die Verluste der Preußen in dieser Kunnersdorfer Schlacht von der Art, um die schlimmsten Befürchtungen zu rechtfertigen; sie kostete 17,000 Todte und Verwundete [1]) und 1400 Gefangene, während allerdings die Oesterreicher und Russen im Ganzen ebenfalls 16,000 Mann einbüßten. Alle den Russen am Mittage abgenommenen Kanonen, es waren 172, gingen nicht nur wieder verloren, sondern fast das ganze preußische Geschütz fiel in die Hände der Feinde, und als ein Officier andern Tages meldete, man habe noch 30 Kanonen gerettet, rief der König: „Herr, Er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!" — Dem alten

---

[1]) Es ist bekannt, daß der damals weitberühmte Dichter Ewald von Kleist unter den Verwundeten war. Eine Kugel hatte ihm das Bein zerschmettert. Kosaken plünderten ihn aus und warfen den Unglücklichen in einen Sumpf. Erst am folgenden Tage wurde er von russischen Officieren aufgefunden und nach Frankfurt gebracht, wo er am 24. starb und von den Feinden ehrenvoll zu Grabe geleitet ward.

braven Obristen Moller klagte der König sein Leid und sein Unglück. Dieser erwiederte: „Es möchte wohl die Ursache der verlorenen Schlacht in dem Mangel an Frömmigkeit zu suchen sein, der im Heere herrsche; es würden seit lange in den Lagern weder Betstunden noch Predigten gehalten." Seit dieser Zeit bestimmte der König, daß wieder Gottesdienst im Lager gehalten werden sollte, und so lange das Unglück ihn verfolgte, behielt er den Obristen in Gunst und fragte ihn sogar wiederholt um Rath [1]).

Aus einer uns aufbehaltenen Ordre vom 13. August an General Fink geht unzweifelhaft hervor, daß Friedrich der Große in den ersten Stunden der Verzweiflung den Entschluß gefaßt hatte, entweder seinem Leben ein Ende zu machen, oder die Regierung niederzulegen [2]).

---

[1]) Retzow II. 117, bei Stuhr p. 144.

[2]) Dies merkwürdige, von Schöning II. 139 mitgetheilte Schriftstück lautet: ‚Instruction für den General Fink: Der General Fink kriegt eine schwere Commission; die unglückliche Armee, so Ich Ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit den Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch; geht der General Fink diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits. Indessen, so glaube, daß wenn Loudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attaquiren und schlagen, solches, wo es gut geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. — Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. — — Er muß meinem Bruder, den ich

Unter dem Druck solcher Empfindungen vermochte Friedrich dennoch mit staunenswerther Ruhe und Klarheit die Schritte zu bezeichnen, die die Feinde thun mußten, um die preußische Armee und den preußischen Staat vollständig zu vernichten, — daß sie gerade das Gegentheil von Alle dem thun würden, wer konnte das vermuthen!

Die Russen waren durch ihren eigenen Sieg so geschwächt, daß sie in den ersten Tagen zu weiteren Unternehmungen keine Lust fühlten. Soltikoff soll sich in seinem Berichte an die Kaiserin Elisabeth der Worte bedient haben: „Noch Einen solchen Sieg, und ich muß die Nachricht davon allein mit dem Stabe in der Hand nach Petersburg bringen. Der König von Preußen verkauft seine Niederlagen theuer!" Dazu kam noch, daß die russischen Generale, nachdem sie die Schlachten bei Kay und Kunnersdorf gewonnen, jetzt auf einen Sieg der Oesterreicher warten wollten, um nicht die ganze Last des Krieges auf ihre Schultern allein zu nehmen. Diese Eifersucht unter den Verbündeten trug

---

Generalissimus, bei der Armee declariret, von Allem berichten. Dies Unglück ganz wiederherzustellen, gehet nicht an, indessen was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu muß die Armee schwören. Das ist der einzige Rath, den Ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin. Hätte Ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben. Friedrich."

wesentlich zur Rettung des Königs bei, der nun Zeit erhielt, seine Fassung wieder zu gewinnen. Leider hatte er in den ersten Augenblicken der Verzweiflung sich nicht mit jener Instruction an Fink begnügt, sondern auch den Commandanten von Torgau und Wittenberg sagen lassen, sie möchten, wenn sie angegriffen würden, so gut wie möglich capituliren und nur ihre Truppen und die Kriegskassen zu retten suchen. Ja auch an den tapfern Schmettau in Dresden erging ein gleichlautendes königliches Schreiben[1]), dem am Schlusse beigefügt war, daß Friedrich einstweilen aus Gesundheitsrücksichten das Obercommando dem General Fink übertragen habe.

Kurz vor der Kunnersdorfer Schlacht war aus dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig die Meldung von dem glorreichen Siege bei Minden eingetroffen. Der König hatte den Boten bei sich behalten, um ihn mit einer ähnlichen Siegesbotschaft zurückzusenden. Diese Hoffnung war bitter getäuscht! Um so bitterer für den gebeugten Monarchen, als er sich sagen mußte, daß die Sachen vielleicht eine andere Wendung genommen hätten, wenn Ferdinand im Stande gewesen wäre, ihm einen Theil seiner siegreichen Armee zu Hilfe zu senden. Allein die Alliirten durften ihre Macht nicht schwächen, wenn sie die Früchte des Sieges ernten und die Franzosen aus den hessischen und

---

[1]) Schöning II. 140.

westphälischen Plätzen vertreiben wollten, welche dieselben noch besetzt hielten.

So verfolgte den König das Mißgeschick Schlag auf Schlag. Leipzig und Wittenberg wurde von den Reichstruppen, welche 30,000 Mann stark unter dem Herzog von Zweibrücken in Sachsen eingefallen waren, rasch hinter einander erobert. Auch Torgau, wo der tapfere Obrist von Wolfersdorf sich mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit vertheidigte, mußte capituliren [1]). Es war das erste Mal während des ganzen Krieges, daß die schlecht zusammengesetzte Reichsarmee Etwas ausrichtete. Am härtesten aber wurde Friedrich der Große bald darauf durch die Nachricht getroffen, daß am 5. September Dresden den Feinden übergeben war, nachdem Daun den General Macquire mit 30,000 Mann zur Verstärkung des Belagerungsheeres dorthin gesandt hatte. Hätte Schmettau ahnen können, daß General Wunsch mit einem Corps Preußen bereits bis auf zwei Meilen von der Stadt zum Entsatz herangerückt war, so würde die wichtige Hauptstadt Sachsens dem Könige gerettet worden sein. Doch konnte Schmettau wenigstens freien Abzug für die Besatzung erhalten und die mit mehr als 5 Millionen gefüllte Kasse dem Könige sichern. Friedrich, welcher durch

---

[1]) Die interessanten Einzelnheiten dieser Belagerung bei Archenholz 269.

seinen unter dem ersten Eindruck der Kunnersdorfer Schlacht erlassenen Befehl den Verlust Dresdens selbst verschuldet hatte, war so entrüstet, daß er den General, ohne auf dessen bisherige ausgezeichnete Dienste Rücksicht zu nehmen, fast schimpflich aus dem Heere entließ. Der Fall Dresdens hätte vermieden werden können, wenn die Preußen geschickte Kundschafter in gehöriger Zahl unterhalten hätten. Allein der König war zu sparsam, solche Leute im Verhältniß zu der Gefahr, der sie sich aussetzten, zu bezahlen, und mehr als ein Mal hat dieser Umstand erhebliche Nachtheile zur Folge gehabt [1]).

Das Zusammentreffen des Sieges bei Minden und der Niederlage bei Kunnersdorf innerhalb des kurzen Zeitraums von zwölf Tagen war von erschütternder Wirkung in ganz Europa. Friedrich der Große und Ferdinand von Braunschweig nahmen unter den damals Lebenden unstreitig den ersten Platz ein. Unwillkürlich regte das Glück des Einen und das Unglück des Andern überall zu Vergleichungen zwischen beiden Feldherrn an. Da ist es von Interesse zu hören, wie ein geistreicher Engländer [2]) damals über Beide urtheilte. „Beide," sagt er, „sind an Charakter und Befähigung verschie-

---

[1]) Archenholz 277.

[2]) Annual Register II. p. 262.

den, aber sie sind gleich groß als Kriegshelden. Der König, ungestüm, unaufhaltsam, ungeduldig, überwältigt durch plötzliches Eingreifen eben so oft seine Feinde, als er, das Ziel verfehlend, sich selbst die blutigsten Wunden schlägt. Ferdinand, kalt, überlegt, von gewissenhafter Pünktlichkeit und Vorsicht, erfaßt stets den rechten Augenblick und verfolgt seinen Vortheil nie weiter, als die Klugheit es gestattet. Niemals greifen seine menschlichen Eigenschaften störend in die Erwägungen des Feldherrn ein. Er ist mit Einem Worte das Ideal eines vollkommenen Generals, der Alles von der Weisheit seiner Anordnungen und der Tapferkeit seines Heeres, Nichts vom Zufall des Glücks abhängig machen will. Friedrich dagegen zwingt die Verhältnisse in seinen Dienst. Stellt ein Hinderniß sich ihm in den Weg, so sucht er dasselbe vielmehr zu überwinden als zu beseitigen. Im Vertrauen auf sein Glück umgiebt er seine Thaten mit einem strahlenden Glanze, den ruhige Weisheit nie erreicht. Der Herzog darf von sich sagen, daß er niemals einen Fehler begangen, — Friedrich's größte Kunst besteht darin, begangene Fehler wieder gut zu machen; ja, seine Irrthümer treiben ihn stets zu größeren und herrlicheren Thaten. Bald aber begeht er einen zweiten Irrthum und setzt die Welt in Erstaunen durch die Genialität, mit welcher er auch diesen neuen Fehler unschädlich macht. Die Bewunderung

seines heldenmüthigen Geistes bringt den Tadel zum Schweigen, den seine Kriegführung bei mehr als einer Gelegenheit zu verdienen scheint."

Die Zeit nach der Kunnersdorfer Schlacht liefert einen auffallenden Beweis für die Richtigkeit dieses Urtheils. Noch waren nicht vier Tage seit dem Augenblick vergangen, wo der König an seinem Leben und an der Erhaltung des Staates verzweifelte, als er schon mit vollster Spannkraft seines neu belebten Geistes daran ging, zu retten, was noch zu retten war. Aus den Zeughäusern von Berlin, Küstrin und Stettin ließ er Geschütze herbeischaffen und beorderte den General Kleist, der mit 6000 Mann in Pommern den Schweden gegenüberstand, zu sich. Bald hatte er wieder 30,000 Mann versammelt, da viele Flüchtlinge und Leichtverwundete sich bei ihren Fahnen einfanden. Mit dieser kleinen Schaar beschloß er seine Hauptstadt zu retten. Am 16. August schreibt er an seinen Bruder Heinrich [1]): „Als ich Dir mein Unglück meldete, schien Alles verloren. Auch jetzt noch ist die Gefahr sehr groß, aber sei überzeugt, so lange ich die Augen offen habe, werde ich suchen, den Staat zu erhalten, wie es meine Pflicht ist." Und an d'Argens [2]): „Wir haben Unglück gehabt, und zwar durch

[1]) Oeuvres XXVI. 199.

[2]) Oeuvres XIX. 78.

meine Schuld. Kaum 32,000 Mann konnte ich aus den Trümmern der Armee retten. Mit diesen werfe ich mich meinen Feinden entgegen. Ich will das Leben opfern oder meine Hauptstadt retten. Das ist, denke ich, ein standhafter Entschluß! Für den Ausgang kann ich nicht stehen. Aber hätte ich mehr als Ein Leben, ich würde es dem Vaterlande zum Opfer bringen. Mißlingt dieser Coup, so habe ich das Meinige gethan, und es wird mir erlaubt sein, dann auch an mich selbst zu denken und mich der Möglichkeit zu entziehen, dem Zufall länger als Spielball zu dienen. Was auch geschieht, gedenken Sie eines Freundes, der Sie liebt und achtet bis zum letzten Athemzuge."

Aus der qualvollen Spannung, mit welcher er der Zukunft entgegensah („die Pein der Hölle ist Nichts gegen das, was ich leide," schreibt er in jenem Briefe an Prinz Heinrich), rettete den König Soltikoff's Weigerung, auf Berlin loszugehen. Friedrich der Große meldet das am 1. September seinem Bruder mit den Worten[1]): „Ich verkündige Dir das Mirakel des Hauses Brandenburg! Während der Feind bereits über die Oder gegangen war und nur eine zweite Schlacht zu wagen brauchte, um den Krieg zu beenden, ist er über Müllrose nach Lieberose gezogen. Ich bin hier in

[1]) Schöning II. 146.

Waldau, wo ich durch meine Stellung ihm den Theil der Lausitz verschließe, aus dem er seinen Unterhalt bezog. Jetzt muß er einen anderen Entschluß fassen." Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Soltikoff's Weigerung, nach Berlin zu ziehen, wohin die Oesterreicher ihn durch alle Mittel der Ueberredung drängten, nicht blos aus seiner Eifersucht gegen diesen Verbündeten, sondern aus geheimen Weisungen hervorging, die er von dem für Friedrich den Großen leidenschaftlich begeisterten russischen Thronfolger erhielt. Bei dem tiefen Geheimniß, in welches diese Verhandlungen gehüllt werden mußten, ist volle Gewißheit natürlich über den Gang derselben nicht zu erlangen [1]). In Guben hatten Soltikoff und Daun eine persönliche Zusammenkunft, worin Beide beschlossen, gemeinschaftlich nach Schlesien zu gehen, Neisse zu erobern und alsdann dort zu überwintern. Die Oesterreicher versprachen, bis dahin für die Verproviantirung der russischen Armee zu sorgen. Da sich dies wegen der Menge der dazu erforderlichen Gespanne (es hätten für das Getreide allein 2400 Wagen beschafft werden müssen) nicht ausführen ließ, erbot Daun sich zu einer Abfindung in Gelde. Soltikoff antwortete: „Meine Soldaten essen kein Geld!" und nahm das zu erwünschtem Vorwand, um seinen Rückzug gegen die polnische Grenze anzutreten.

---

[1]) Die Belagstellen bei Stuhr 140.

Auf Daun's dringende Vorstellungen ließen die Russen sich noch bereit finden, vorher einen Angriff gegen Glogau zu unternehmen, allein der König hatte bereits durch einen äußerst geschickt ausgeführten Marsch die Feinde umgangen und ihnen den Weg nach dieser Festung verlegt, worauf sie dann ihren Rückzug nach Polen fortsetzten.

Unterdessen gingen erfreuliche Nachrichten von den Thaten ein, welche General Wunsch, der zum Entsatz von Dresden leider zu spät gekommen war, in Sachsen verrichtete. Derselbe hatte ein Corps von 10,000 Oesterreichern und Reichstruppen, welche gegen Torgau anrückten, bei Siptitz geschlagen und vollständig zersprengt. Von da war er nach Leipzig vorgedrungen, wo er die daselbst liegenden Reichsbataillone zu Kriegsgefangenen machte. Der König entzog sich unterdessen durch geschickte Märsche der österreichischen Armee, und ließ dadurch seinem Bruder Heinrich Zeit, sich mit General Wunsch zu verbinden. Der Prinz war nämlich aus seinem Lager bei Landeshut aufgebrochen und hatte durch ein als Meisterstück der Kriegskunst angestauntes Manöver seine Truppen mitten zwischen den ihn rings umlagernden Feinden durchgeführt, nachdem er unterwegs verschiedene österreichische Heerestheile in die Flucht geschlagen. Friedrich zollte der Geschicklichkeit seines Bruders den höchsten Beifall. „Heinrich," sagte er, „ist der einzige General, welcher in die-

sem Kriege keine Fehler gemacht hat.“ Die glücklichen Erfolge des Prinzen erweckten eine schwache Hoffnung, daß es vielleicht doch noch gelingen könnte, diesen Feldzug ohne erheblichen Nachtheil zu Ende zu führen. Prinz Heinrich war über die Elbe gezogen, hatte sich mit dem Hülsen'schen Corps vereinigt und wurde von dem Könige fortwährend gedrängt, Sachsen vom Feinde zu säubern. Friedrich der Große befand sich trotz aller Verluste noch immer an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann, die bereit war, ihn bei den kühnsten Unternehmungen zu unterstützen. Daun hatte sich bis in die Nähe von Dresden zurückgezogen und beabsichtigte das verhängnißvolle Lager bei Pirna zu beziehen, um von da aus die Verbindung mit Böhmen offen zu halten. Doch bei dem zeitigen Eintreten der Winterkälte fror die Elbe theilweise zu, die Gebirgspässe füllten sich mit Schnee, und es war vorauszusehen, daß der vorsichtige Feldherr nach Böhmen zurückgehen würde, so lange die Wege es noch gestatteten.

Der König war aber zu ungeduldig, um das abzuwarten. Er befand sich gerade in diesem Herbst körperlich in einer Lage, die ihn doppelt reizbar machte. Von der Gicht geplagt, an beiden Füßen und der rechten Hand gelähmt, konnte er weder ein Pferd besteigen, noch im Wagen fahren. Er hatte sich nach dem kleinen Städtchen Köben an der Oder tragen lassen. Hier lag er in einem ärmlichen Zimmer, von Schmerzen ge-

peinigt, zu Bette und dictirte die Ordres an seinen Bruder, von dem er verlangte, er solle Daun angreifen, der sich grade damals durch Detachirung einer Heeresabtheilung geschwächt hatte, welche Leipzig bedrohen sollte. Heinrich erklärte aber am 16. October[1]), er könne bei den ungünstigen Terrainverhältnissen gegen den übermächtigen Feind Nichts unternehmen und zweifele, ob er sich überhaupt in Sachsen werde behaupten können. Sehr gereizt antwortete der König am 20.: „Wenn Du niemals Etwas riskiren willst, können wir allerdings Nichts ausrichten. — — Zu weit getriebene Vorsicht gleicht der Zaghaftigkeit, und die kann uns in's Unglück stürzen. Nimm Dich zusammen und behalte um Gottes Willen bei den jetzigen Umständen den Kopf oben!" —

Heinrich antwortete tief gekränkt: „Ich thue meine Schuldigkeit, wie zahlreiche Zeugen bekunden können, und ich fühle mich stark genug, der Verleumdung zu trotzen."

Friedrich wollte um jeden Preis eine Entscheidung herbeigeführt haben, und da er selbst augenblicklich zu krank war, um in's Feld zu rücken, ließ er seine Generale an sein Bett kommen. Sie fanden ihn bleich und

---

[1]) Schöning II. 175. Die Correspondenz der beiden Brüder aus dieser Zeit ist höchst characteristisch und verdient im Zusammenhange gelesen zu werden.

elend auf dem Schmerzenslager. Aber er raffte sich auf und sprach mit heiterem Tone: „Ich habe Sie, Messieurs, berufen, um Ihnen meine Dispositionen bekannt zu machen und Sie zu überzeugen, daß meine Krankheit keine gemachte ist. Sagen Sie meinen tapferen Soldaten, daß, wenn ich auch in dieser Campagne viel Malheur gehabt habe, ich doch nicht ruhen werde, bis Alles wieder gut gemacht ist. Ich verlasse mich auf ihren Heldenmuth, und Nichts als der Tod soll mich von meinem Heere trennen!"

Um seine Genesung abzuwarten, ließ sich Friedrich nach Glogau bringen, wo er bis Anfang November blieb. Bezeichnend für seine Lage, seine Stimmung und seine Beschäftigung daselbst ist, was er an d'Argens schreibt[1]): „Ich bin krank. Aber das hindert mich nicht, meine Pflicht zu thun, so lange ich überhaupt noch Kräfte habe. Ich schreibe einen Aufsatz über Carl XII., wozu mich der Umstand veranlaßt, daß ich mich in der Gegend befinde, die Schulenburg durch seinen Rückzug berühmt gemacht hat. Ganz von militärischen Gedanken erfüllt, kann ich auch zu meinen Zerstreuungen nichts Anderes vornehmen, als dergleichen Gegenstände. Ist der Krieg ein Mal zu Ende, so erbitte ich mir einen Platz im Invalidenhause; denn soweit bin ich herunter. — — Noch steht ein schwerer Monat bevor, um diesen Feld-

---

[1]) Oeuvres XIX. 93.

zug zu enden. — — Denken Sie Ihres Freundes, der im Fegefeuer sitzt!" — —

Kaum einigermaßen hergestellt, folgte Friedrich am 5. November den Truppen, die er nach Sachsen voraus-geschickt hatte. Am 13. traf er mit seinem Bruder zu-sammen. Als noch am Abend desselben Tages von den Vorposten die Nachricht einlief, daß die Oesterreicher sich zum Rückzuge anschickten, brach der König in die Worte aus: — „Ha! Ha! Sie riechen mich schon; aber nun soll auch Daun der Teufel holen[1])!" Er ließ sogleich die ganze Armee vorrücken, um dem Feinde zu folgen, während er selbst mit der bei Hirstein postir-ten Abtheilung des General von Wedell vorausging.

Prinz Heinrich konnte seine Bedenken gegen ein so eiliges Verfahren nicht unterdrücken und mahnte zur Vorsicht. Er war überzeugt, daß Daun, dem man einen großen Theil seiner Magazine zerstört hatte, mit Rücksicht auf die stets unwegsamer werdende Verbin-dungsstraße nur auf einen Vorwand warte, sich nach Böhmen zurückzuziehen, wo dann die Wiedereroberung Dresdens sich leicht werde bewerkstelligen lassen. Allein Friedrich's Ungeduld war zu groß, um diesen besonne-nen Erwägungen Gehör zu geben. Er wollte die Oesterreicher zu einer Schlacht zwingen, indem er ihnen durch Besetzung der Pässe bei Maxen und Otten-

[1]) Stuhr 149. Retzow II. 169.

dorf den einzigen noch passirbaren Weg nach Böhmen abschnitt. General Fink sollte das mit 15,000 Mann bewerkstelligen. Derselbe erkannte sogleich die Gefährlichkeit eines solchen Auftrages und stellte dem Könige vor, wie leicht er mit seinem ganzen Corps in jenen Engpässen eingeschlossen und überfallen werden könnte. Friedrich aber schnitt alle Einwendungen kurz ab: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mach' Er, daß Er fortkommt!“ Da blieb Nichts übrig als zu gehorchen. Der König war bis zum Uebermuthe eines günstigen Erfolges sicher. Am 19. November schickte er seinem Freunde d'Argens ein langes Spottgedicht auf Daun und fügte als Nachschrift hinzu [1]): „Diese frostigen Verse habe ich mitten im Schnee gemacht. Das Beste an denselben ist, daß sie Euch ein glückliches Ende dieses Feldzuges ankündigen. Wir haben den Feind so zusammengeschnürt, daß er nicht ohne große Verluste nach Böhmen gelangen kann. Daun steht unentschlossen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln. Am 25. hoffe ich mit Sicherheit in Dresden zu sein! — Adieu, auf baldiges Widersehn!“

Nur allzu schnell folgte der Umschlag. Daun erkannte die ihm drohende Gefahr. Sogleich besetzte er alle Anhöhen um Maxen und schloß das Fink'sche Corps, welches für die Deckung eines Rückzuges nicht

---

1) Oeuvres XIX. 106.

gehörige Sorge getragen, vollständig ringsum ein. Am 21. November kam es zum Kampfe, der zu ungleich war, um einen günstigen Ausgang hoffen zu lassen. 40,000 Mann zählten die Oesterreicher und Reichstruppen. Fink hatte ihnen nur 15,000 in der ungünstigsten Stellung entgegenzusetzen. Nachdem er sich den ganzen Tag über tapfer gewehrt, war der Schießbedarf der Preußen zu Ende. Den Oesterreichern gelang es, das mitten in der preußischen Schlachtordnung liegende Dorf Maxen in Brand zu stecken. Hierdurch und durch die mörderische Wirkung der von den Bergen abgefeuerten Geschütze entstand die unheilvollste Verwirrung. Noch immer dachte Fink daran, sich durchzuschlagen, allein bald mußte er inne werden, daß ihm nur die Wahl blieb, sein ganzes Heer entweder nutzlos abschlachten oder gefangen nehmen zu lassen. Ein Versuch des General Wunsch, mit der Reiterei durchzubrechen, mißlang. Zwar hatte der König, der selbst in seinem Lager bei Wilsdruf ruhig stehen blieb, den General Ziethen von Kesselsdorf aus zu Fink's Unterstützung vorgesandt; dieser konnte aber der schlechten Wege halber nicht zur Zeit eintreffen. So war keine Rettung. Das ganze eingeschlossene Corps, noch immer mehr als 11,000 Mann stark, mußte mit neun Generalen sich gefangen geben. 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden eine Beute der Oesterreicher. Nur einige Husaren entkamen, dem Könige die Unglücks-

botschaft zu bringen. Es war eine schreckliche Vergeltung für die Gefangennahme der Sachsen bei Pirna!

Die tapferen Generale Fink, Rebentisch und Gersdorf, welche gegen ihren Rath und trotz ihrer Warnung zu der gefahrvollen Unternehmung gezwungen worden, mußten des Königs Zorn im schwersten Maße empfinden. Ein Kriegsgericht, bei dem Ziethen den Vorsitz führte, verdammte sie zu Festungsstrafe. Fink ging später in dänische Dienste und starb als Oberbefehlshaber des dortigen Heeres, Rebentisch als General in Portugal [1]). Diesem Unglück folgte gleich darauf, am 3. December, ein zweites. General Dierike, der mit 3000 Mann bei Meißen stand, wurde vom Könige über die Elbe zurückbeordert. Der Eisgang zerstörte die Schiffbrücke, die er schlagen wollte. Von dem österreichischen General Beck mit Uebermacht angegriffen, fielen ebenfalls 1400 Preußen, die den Stromübergang noch nicht hatten bewerkstelligen können, in feindliche Gefangenschaft.

Bei der Nachricht von dem Fink'schen Unglück schrieb der König an d'Argens [2]): „Mein Hymnus an das Glück war voreilig! Man muß nicht Victoria rufen, ehe man gesiegt hat. Das Uebermaß von Unfällen und Widerwärtigkeiten drückt mich zu Boden. Tausend

---

1) Archenholz 289.

2) Oeuvres XIX. 106.

Mal wünsche ich mir den Tod. Täglich wird mein Geist es überdrüssiger, noch länger diesen abgenutzten, zu Leiden verdammten Körper zu bewohnen. — — Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande und machen Sie keinen Lärm davon. Die schlechten Nachrichten verbreiten sich ohnehin schnell genug! Quando avrai fine il mio tormento!"

Natürlich dachte Daun nach solchen Erfolgen nicht mehr an einen Rückzug; indessen unterließ er es auch, zum Glück für Friedrich den Großen, kräftig vorzudringen und diesen aus Sachsen zu vertreiben; er hoffte vielmehr, der König würde auch fernerhin solche Irrthümer begehen, durch die er sich in der letzten Zeit bis zur völligen Widerstandsunfähigkeit erschöpft zu haben schien. Die Oesterreicher bezogen deshalb in abwartender Stellung das feste Lager bei Pirna, nachdem sie vorher durch ihre Aufstellung dafür gesorgt hatten, daß ihnen die Verbindung mit Böhmen nicht abgeschnitten werden konnte. Friedrich ließ, gleichsam zum Trotz, ihnen gegenüber das kleine Lager bei Wilsdruf fortbestehen, ungeachtet die Kälte den Aufenthalt in den Zelten fast unerträglich machte. Täglich wechselnd mußten von den in den umliegenden Dörfern einquartierten Truppen 4 Bataillone die wie Bretter festgefrorenen Zelte beziehen. Durch angezündete Feuer suchten sie sich vor dem Erfrieren zu schützen und lagen Nachts dicht an einander gedrängt auf und neben einan-

der, um sich die Körperwärme mitzutheilen. Schadenfroh erfreute der König sich an dem Gedanken, daß er durch seine Hartnäckigkeit auch das feindliche Heer in dessen Lager festhielt und dasselbe zur Ertragung gleicher Unbequemlichkeiten nöthigte. Auch die übrige Armee hatte von der Kälte entsetzlich zu leiden. Das Brennholz fing an zu mangeln, so daß man Ställe, Scheuern, sogar die Häuser abdeckte, um Feuerung zu erhalten. Auch die Lebensmittel wurden knapper und die Leute konnten fast Nichts als Wassersuppen mit Commißbrot bereiten. Viele starben unter dem Druck dieser Entbehrungen. Endlich im Januar 1760 wurden ordentliche Winterquartiere bei Freiberg bezogen, nachdem der König durch den Herzog von Braunschweig eine Verstärkung von 12,000 Mann erhalten hatte, die der Erbprinz Ferdinand ihm zuführte.

Die Oesterreicher hatten inzwischen kaum minder zu leiden gehabt. Fast 4000 Mann sollen sie in diesem Winter durch Frost und Krankheiten verloren haben.

Da Friedrich der Große genöthigt gewesen, alle irgend verfügbaren Truppen an sich zu ziehen, um seine großen Verluste einigermaßen zu ersetzen, so waren auch gegen die Schweden in Pommern nur sehr geringe Streitkräfte zurückgeblieben, weshalb diese sonst wenig gefährlichen Feinde im Stande waren, eine Reihe von Orten in Besitz zu nehmen, die ihnen zum Anhalt für eine beabsichtigte Einschließung Stettins dienen sollten.

Eiligst mußte deshalb unter dem bei Kay verwundeten, jetzt wieder dienstfähigen General Manteuffel eine kleine Armee gebildet werden, zum großen Theil aus Reconvalescenten, denen es jedoch gelang, die Schweden über die Peene zurückzutreiben, worauf beide Theile an den entgegengesetzten Ufern dieses Flüßchens die Winterquartiere bezogen. Von da aus fanden hinüber und herüber verschiedene Angriffe ohne bedeutende Resultate statt. Bei einem derselben gerieth Manteuffel in Gefangenschaft, die Schweden wurden dann wieder zurückgetrieben und verhielten sich bis zum Sommer ziemlich ruhig in ihren Quartieren.

In Sachsen trat ebenfalls vorläufig Ruhe ein. Nachdem Daun sich bei Dresden fest verschanzt hatte, ohne diese Stellung ferner zu verlassen, blieb der König Herr des ganzen Landes mit Ausnahme dieser Hauptstadt. Da auch die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig, wie oben gesagt wurde, am Ende des Feldzuges noch ziemlich dieselbe Stellung behauptete, welche sie beim Beginne desselben inne gehabt, so war das Jahr 1759 zuletzt noch viel glimpflicher verlaufen, als man nach den vielen harten Schlägen erwarten durfte, welche den König von Preußen getroffen. Der Umsicht Ferdinand's und des Prinzen Heinrich war es wesentlich zu danken, daß die Uebereilungen, zu welchen Friedrich der Große sich durch seine nur zu erklärliche Mißstimmung unter dem Druck körperlicher Leiden und

Schmerzen hatte hinreißen lassen, keine schlimmeren Folgen nach sich zogen. Dennoch war der Kampf fortan so ungleich, daß Niemand mehr als Friedrich selbst von der Ueberzeugung durchdrungen war, er werde ohne einen ganz unberechenbaren Glücksfall seinen zahlreichen Feinden nicht auf die Dauer widerstehen können[1]). Sein unbegrenztes Ehrgefühl und das Bewußtsein, daß er, der den Staat in diese Fährnisse gebracht habe, auch verpflichtet sei, denselben daraus zu retten, gab ihm die Kraft, bis zu den äußersten Grenzen menschlicher Beharrlichkeit Widerstand zu leisten. Dazu war er denn auch entschlossen. Gleich einem Seefahrer in Sturmesnöthen ließ er keinen andern Gedanken und keine Rücksicht aufkommen, als die Rettung des ihm anvertrauten Staatsschiffes. Mochten Güter und Menschenleben über Bord gehen, er wollte mit fester Hand das Steuer halten, bis die Wogen ihn selbst mit den Trümmern des krachenden Baues in die Tiefe zögen. Tod oder ehrenvoller Friede! — eine dritte Möglichkeit faßte der König niemals in's Auge.

Schon im Herbst 1759 hatte er den Versuch gemacht, sich wenigstens von einer Seite her Ruhe zu schaffen, indem er mit Frankreich unterhandelte, wo man nach den ungeheuren Opfern, die der Krieg in Europa, Amerika und Indien bisher verschlungen hatte,

---

[1]) Oeuvres V. p. 37.

des Friedens fast eben so dringend bedurfte als in Preußen. — Die Hoffnung, den Oesterreichern durch die Türken zu schaffen zu machen, mußte als gescheitert betrachtet werden. So kam es darauf an, ob man die große Verbindung der feindlichen Mächte aus einander reißen konnte. Ganz im Geheimen wurden mit Choiseul Unterhandlungen angeknüpft, bei denen Voltaire eine Art von Vermittlerrolle gespielt zu haben scheint, obgleich nicht in der Ausdehnung, wie er selbst in seiner wichtig thuenden Manier es darstellt[1]). Friedrich mußte bei diesen Friedensversuchen mit größter Vorsicht Alles vermeiden, was seinen einzigen, mächtigen Verbündeten, den König von England, verletzen konnte, wenn derselbe erfuhr, daß man preußischer Seits ohne seine Genehmigung sich mit Choiseul in Verbindung setzte, — andererseits durften auch die französischen Diplomaten nicht die Rücksichten verletzen, welche sie ihrer Verbündeten, Maria Theresia, schuldig waren. — Dennoch versprach die Sache einen günstigen Erfolg, als im November das Londoner Cabinet sich bereit erklärte, auch seinerseits mit Frankreich zu unterhandeln. Der Herzog Ludwig von Braunschweig sollte, als gemeinschaftlicher Bevollmächtigter beider Höfe, die Gesandten Oesterreichs und Rußlands im

---

[1]) Voltaire ed. Beuchot. Bd. 71. p. 341. Raumer's Beiträge II. 476.

Haag andeutungsweise von Preußens und Englands Friedensabsichten in Kenntniß setzen. Die Unterhandlungen scheiterten aber an den unentwirrbaren Verwickelungen, in welche die französische Doppelpolitik sich eingelassen hatte[1]). Ludwig XV. betrachtete sich gleichsam in zwei Kriegen befangen, die er von einander getrennt halten wollte. In Betreff des Seekriegs war er bereit, unter Vermittelung des Königs von Spanien Friedensverhandlungen mit England anzuknüpfen; was aber den Krieg auf dem Festlande mit dem König von Preußen betreffe, so sei Frankreich hier wesentlich der Bundesgenosse Oesterreichs und habe auch gegen Schweden und Sachsen Verpflichtungen eingegangen, die ohne Einwilligung der Kaiserin-Königin nicht zu lösen wären. Wenn man unter Zuziehung aller dieser betheiligten Mächte Friedensunterhandlungen eröffnen wolle, so stehe dem Nichts im Wege. Friedrich der Große glaubte, daß er dennoch zum Ziele gelangen könnte, wenn er mit den wirklichen geheimen Absichten Frankreichs bekannt wäre. Ein gewisser Herr von Edelsheim, den die Herzogin von Gotha empfohlen, sollte sich, dies zu erforschen, nach Paris begeben. Das endete ohne Resultat, mit der Verhaftung und nachherigen Ausweisung des Unterhändlers. Eben

---

[1]) Stuhr 153. Oeuvres V. 37.

so erfolglos war ein wohlgemeinter Vermittelungsversuch des Königs Stanislaus, der seine Residenz Nancy für Eröffnung eines Friedenscongresses zur Verfügung stellte. Auch war in der That für jetzt eine friedliche Lösung noch unmöglich. Das Elend und die Verluste, welche vier Kriegsjahre über die Völker gebracht, hatten den Starrsinn der Herrscher noch nicht gebrochen, — Keiner wollte ohne Ländergewinn aus einem Kampfe hervorgehen, der solche Opfer gekostet. Die Engländer forderten von Frankreich so große Abtretungen in Amerika und Indien, daß Choiseul es mit seiner Ehre unverträglich fand, darauf einzugehen. Andererseits hatte Friedrich II. keineswegs der Hoffnung entsagt, beim Friedensschlusse einen Theil von Sachsen zu behalten und den Russen, welche die Provinz Preußen schon wie ihr Eigenthum ansahen, dieselbe wieder zu entreißen. Zwischen Rußland und Oesterreich wurde lebhaft unterhandelt, und am 21. März 1760[1]) kam ein Vertrag zu Stande, durch welchen beide Mächte einander ihren Beistand zusagten, um den König von Preußen, „diesen Feind der öffentlichen Ruhe," auf ein unschädliches Maß von Macht und Einfluß zu beschränken. Glücklicher Weise wurde diesem gefährlichen Bündniß durch den Haß und die Eifersucht der beiderseitigen Feldherrn

---

[1]) Koch und Schöll traités des paix III. 189.

die Spitze abgebrochen, indem jeder von beiden die Erfolge des andern zu hintertreiben suchte.

Friedrich der Große mußte unter diesen Umständen auf möglichst kräftige Fortsetzung des Krieges denken. Mit seinem einzigen mächtigen Alliirten wurde am 9. November 1757 das Bündniß erneuert. England zahlte wiederum vier Millionen Thaler Subsidien und verstärkte die Hilfstruppen bei der alliirten Armee bis auf 25,000 Mann. Seit 200 Jahren war kein so großes englisches Heer auf dem Continente erschienen.

Sechstes Kapitel.

Das Jahr 1760. Belagerung von Dresden. Schlacht bei Liegnitz. Die Feinde in Berlin. Torgau.

Der harte Winter von 1759 zu 1760 hatte unsägliches Elend zur Folge. Hungersnoth und Krankheiten gesellten sich zu den Leiden des Krieges. Namentlich über das unglückliche Sachsen schienen alle Plagen der Menschheit zugleich ausgegossen. Dennoch erleichterte gerade das allgemeine Elend dem Könige die Sorge für die Verstärkung seines Heeres, weil der kärgliche Unterhalt des Soldaten dem verschmachtenden Landmanne beneidenswerth schien, der lieber durch das Schwert der Feinde als durch Hunger und ansteckende

Krankheiten umkommen wollte. Jeder Rekrut aber war willkommen; denn die Verluste des Königs durfte man nicht nach gebliebenen oder verwundeten Leuten, sondern nach zerstörten und gefangenen Armeecorps berechnen, und noch empfindlicher wurden sie, weil Maria Theresia kluger Weise die Auswechselung der Gefangenen verweigerte, die in österreichischen und ungarischen Festungen zu Tausenden sich befanden. Seit 1756 waren allein 40 Generale geblieben und gestorben. Die Infanterieregimenter zählten statt 52 etatsmäßiger Officiere kaum 12 [1]), obgleich man Knaben von 14 bis 15 Jahren aus den Cadettenhäusern zu Lieutenants ernannte, nachdem die älteren Söhne des Adels fast alle hinweggerafft waren. Die Gemeinen bestanden zur Hälfte aus Ueberläufern, zur Hälfte aus angeworbenen Sachsen, Beide gleich unzuverläßig. Der König sagt selbst: „Ein großer Theil der Armee war nur aus der Entfernung zu zeigen, aber nicht zu brauchen." Je schlechter die Soldaten waren, um so strenger mußten sie einexercirt werden. Die Härte des Dienstes stieg von Tag zu Tage. Dennoch war bei dem Kern der Armee, den brandenburgischen und pommerschen Landeskindern, die Begeisterung für den unglücklichen Heldenkönig wo möglich in stetem Wachsen, und der Geist, der von hier aus sich den Regimentern mittheilte,

---

[1]) Oeuvres V. 44.

macht allein erklärlich, daß überhaupt noch Schlachten geliefert und gewonnen werden konnten [1]). Mit solchem Material war an einen Angriffskrieg nicht zu denken. Der König hatte von jetzt an überhaupt nur den Gedanken, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren und ehrenvoll unterzugehen, wenn nicht ein Wunder ihn rettete. Er betrachtete sich wie einen Wanderer, der unter die Räuber gefallen war, und belegte demgemäß seine drei Feindinnen in Wien, Petersburg und Paris mit den entsprechenden Ehrentiteln.

Um Geld zu erhalten, wurde Sachsen jetzt vollständig als erobertes Land behandelt und bis zur Erschöpfung ausgesogen. Sogar die prächtigen kurfürstlichen Wälder ließ der König niederhauen und das Holz verkaufen. Die Münzverringerungen und Gelderpressungen nahmen ihren Fortgang — es war eben auf allen Gebieten des Daseins ein Kampf um Leben oder Tod. Daß Er, und warum Er allein im Stande war, in einem so verzweifelten Kampfe dennoch nicht zu verzweifeln, geht am besten aus einer Aeußerung des Grafen Montazet hervor, der als französischer Bevollmächtigter im österreichischen Lager weilte: „Man hat

[1]) Zu welchen Mitteln der König seine Zuflucht nahm, um den Muth der Truppen anzufeuern, sagt er selbst Oeuvres V. 45. Er ließ erdichtete Nachrichten von günstigen Erfolgen verbreiten, Prophezeihungen künftiger Siege verkünden u. s. w.

gut sagen," schreibt er, „daß der König von Preußen zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr die alten sind, daß er keine Generale hat. Das mag wahr sein, aber sein Geist, der Alles beseelt, ist stets derselbe, und leider bleiben auch wir immer dieselben [1])."

In der That war die Uneinigkeit unter Preußens Feinden wieder eben so groß wie im vorigen Jahre. Nach vielem Hin- und Herverhandeln [2]) kamen endlich Rußland und Oesterreich dahin überein, daß Soltikoff, verstärkt durch Loudon's österreichische Heeresabtheilung, Schlesien erobern, Daun mit den Reichsvölkern die Preußen aus Sachsen vertreiben und dann in die Mark Brandenburg eindringen sollte. Die Schweden unter General Ehrenswaerd übernahmen es, gleichzeitig aus Pommern vorzudringen, während General Tottleben mit einem abgesonderten russischen Corps den Angriff auf Berlin unterstützte. Bis die Ausführung dieser Pläne im Einzelnen festgestellt war, verging fast die Hälfte des Jahres. Der König, auf die Vertheidigung beschränkt, mußte bis dahin sich zuwartend und abwehrend verhalten und vor allen Dingen versuchen, ob die Vereinigung der Russen und Oesterreicher verhindert werden könnte. Sein Bruder

---

1) Stuhr II. 331. Note 1.

2) Daselbst p. 319. Retzow II. 192.

Heinrich sollte mit 35,000 Mann die in mehr als doppelter Stärke anrückenden Russen aufhalten, während er selbst Sachsen behauptete und die Gelegenheit erspähte, einen entscheidenden Schlag zu führen [1]). General Fouqué wurde beordert mit 14,000 Mann bei Landshut stehn zu bleiben, um Schweidnitz, Neisse und Breslau zu decken und zu verhindern, daß Glatz belagert würde. Gegen die Schweden konnten nur 5000 Mann unter General Stuttersheim aufgestellt werden.

Von der ausgebreiteten, täglich, fast stündlich geführten Correspondenz Friedrich des Großen in dieser Zeit liegt uns leider nur der Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich, in Schöning's Buch über den siebenjährigen Krieg, einigermaßen vollständig vor; aber schon dieser genügt, um uns über die rastlose nie ermattende Thätigkeit, mit welcher der König das Größte wie das Kleinste im Auge behielt, in bewunderndes Erstaunen zu versetzen. Durch die zum Theil unzuverlässigen und widersprechenden Berichte über die Pläne seiner von allen Seiten andringenden Feinde wurden des Königs Gegenmaßregeln beständig geändert und er in einer Spannung erhalten, welche nur ein so kraftvoller und zu gleicher Zeit so elastischer Geist, wie der seinige, ertragen konnte.

Der König blieb bis zum 24. April in seinem Haupt-

---

[1]) Schöning II. 136.

quartier in Freiberg. Dann begab er sich zu der Heeres-abtheilung des Markgrafen Carl nach Wilsdruf und bezog mit diesen Truppen vereinigt das Lager in Schlettau bei Meißen, wo er bis Mitte Juni blieb, stets von Daun beobachtet, welcher sich mit der österreichischen Hauptarmee in und um Dresden festgesetzt hatte. Ueber die Bewegungen der Russen waren, trotz aller ausgesandten Spione, zuverlässige Nachrichten nicht zu erlangen, so daß Prinz Heinrich und der König stets wechselnde Vermuthungen deshalb austauschten[1]). So war der Prinz genöthigt, mit seiner verhältnißmäßig kleinen Armee die ganze Strecke zwischen Pommern und Schlesien im Auge zu behalten, um dem etwa nahenden Feinde begegnen zu können. Aus seiner Correspondenz mit dem Könige ergiebt sich, daß Loudon am 11. Mai zu einer Besprechung mit Daun nach Dresden gekommen war, wo Beide den sehr klugen Feldzugsplan entwarfen, den die nächste Zukunft enthüllte. Laudon sollte gegen Schlesien heranrücken, das Ziel seiner Unternehmung aber durch verstellte Märsche verbergen, um auf diese Art den General Fouqué aus dessen fester Stellung bei Landeshut hervorzulocken, damit ein Angriff auf Glatz unternommen werden könnte. So geschah es denn auch. Fouqué wurde in den Glauben versetzt, daß Laudon, der mit einer großen

---

[1]) Schöning II. 264 squ.

Armee sein Lager in Böhmen verlassen hatte, beabsichtige, Schweidnitz oder Breslau zu überrumpeln; dies zu verhindern, verließ er seinen Posten bei Landeshut und zog sich in die Ebene hinab. Am 10. Juni meldete er das dem Könige und zeigte zugleich an, Loudon habe sein Lager bei Bischwitz, unweit Glatz, aufgeschlagen, den Paß von Wartha und alle Zugänge des Gebirges stark besetzt, auch den Zeiskenberg und Fürstenstein occupirt. „Ich kann daher," fährt er fort, „ohne großes Risico Nichts weiter tentiren, sondern werde das platte Land so gut wie möglich rein zu halten suchen." Diesen Brief erhielt der König am 14. Friedrich, welcher von der großen Angst der Gebirgsbewohner bei dem Anrücken der Oesterreicher durch den Minister Schlaberndorf in Kenntniß gesetzt war, wußte sehr wohl, daß Fouqué sich gegen die Uebermacht des Feindes nicht auf die Dauer halten konnte, sondern genöthigt sein würde, in der Nähe von Schweidnitz Sicherheit zu suchen [1]). Dessenungeachtet war er höchst ungehalten, als der General diesen Schritt wirklich gethan, und erließ an denselben den Befehl, Landeshut sogleich wieder zu besetzen, weil die Oesterreicher nicht daran dächten, Schweidnitz oder Breslau zu bedrohen. Auf Fouqué's Gegenvorstellungen wiederholte der König seine Befehle in den härtesten Ausdrücken: „Ich danke es Euch den

[1]) Schöning II. 273.

Teufel, daß Ihr meine Berge verlaßt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste was es wolle. Meine Generale thun mir mehr Schaden als der Feind, weil sie immer verkehrte Bewegungen machen [1])."

Fouqué, damals schon 62 Jahre alt, ein Mann von feinstem ritterlichem Ehrgefühl, der außerdem dem Könige von Jugend auf so nahe gestanden hatte wie wenige seiner Generale, und der sich noch immer als Großmeister jenes geheimnißvollen Rheinsberger Bayardordens betrachtete, war durch solche Behandlung auf's Tiefste verletzt. Er rief seine Officiere zusammen und erklärte ihnen, er müsse Landshut wieder nehmen. „Loudon," fuhr er fort, „wird uns mit Uebermacht angreifen, aber als alte Preußen dürfen wir an keine Ergebung denken, sondern müssen uns bis auf den letzten Mann wehren. Im Fall eines Rückzuges werde ich einer der Letzten auf dem Schlachtfelde sein; doch wenn ich das Unglück habe, einen solchen Tag zu überleben, so gebe ich mein Ehrenwort, keinen preußischen Degen mehr zu ziehen!"

Die Oesterreicher unter General Jahnus ließen sich am 17. Juni, ohne besonderen Widerstand zu leisten, aus ihrer Stellung bei Landeshut vertreiben, in der Voraussicht, daß sie die Preußen daselbst alsbald vollständig einschließen und vernichten könnten. Fouqué

[1]) Stenzel 240.

befestigte sich auf den Bergen so gut es gehen wollte, doch reichten seine 10,000 Mann und die 68 Kanonen, welche er bei sich hatte, nicht aus, um eine so ausgedehnte Position zu decken. Dazu hätten mindestens vier Mal so viel Truppen und Geschütze gehört; so aber war es durchaus ein verlorener Posten; noch dazu hatten die Oesterreicher jede Verbindung mit General Ziethen abgeschnitten, welcher die Höhen bei Fürstenstein besetzt hielt. Am 21. schrieb Fouqué nochmals an den König [1]): „Ich sitze hier fest wie angenagelt und kann mich nicht fortrühren. Bis Ausgang des Monats bin ich mit Brod und Fourage versehen — — in dieser Situation werde ich mich allhier bis auf's Aeußerste zu halten suchen und eine Diversion von Ew. Majestät abwarten." Leider aber waren weder der König noch Prinz Heinrich im Stande, dem tapferen Manne zu Hilfe zu kommen, da Ersterer durch Daun, der Letztere durch die anrückenden Russen mehr als hinreichend beschäftigt war. Zu spät sah Friedrich ein, daß sein Befehl an Fouqué unausführbar sei. Er hatte auch hier wie vor der Affaire bei Kay so lange auf seiner vorgefaßten Meinung beharrt, bis das Unglück nicht mehr abzuwenden war. Als er am 22. Juni seinen Irrthum erkennend dem General sagen ließ, er möge seine Stellung verlassen, alle Verschanzungen zerstören, damit die

---

[1]) Schöning 335.

Oesterreicher sich nicht darin festsetzten, und dann zur Deckung von Breslau abziehen — war das Unglück nicht mehr abzuwenden. Die Oesterreicher hatten mit ihrer großen Armee das preußische Corps bereits vollständig umstellt. Am 23. früh um 2 Uhr befahl Loudon den Angriff an fünf Orten zugleich. Fouqué zog sich vor der Uebermacht unter beständigem Kampfe von Anhöhe zu Anhöhe bis in das Thal des Bobers zurück. Seiner 1500 Mann starken Reiterei, die auf diesem Terrain keine Verwendung finden konnte, hatte er gleich Anfangs befohlen, sich durchzuschlagen, was auch so ziemlich gelang. Er selbst formirte mit dem Fußvolk ein Quarré und focht in dieser Stellung gegen den vier Mal stärkeren Feind acht Stunden lang, bis die Soldaten ihr Pulver verschossen hatten und endlich fast wehrlos der Uebermacht erliegen mußten [1]). Die Oesterreicher richteten ein entsetzliches Gemetzel an. Fouqué selbst fiel unter sein erschossenes Pferd und erhielt zwei Wunden in den Kopf und eine in die Schulter. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn und fing mit seinem Leibe die Säbelhiebe auf, indem er aus allen Kräften rief: „Wollt Ihr denn den commandirenden General umbringen?" Das hörte endlich Obrist Voit von den Löwenstein'schen Dragonern, der heransprengte und dem tapferen General das Leben rettete.

---

[1]) Archenholz 325.

Er ließ sein Paradepferd herbeiführen und bat Fouqué, dasselbe zu besteigen. „Ich werde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben!" sagte dieser. Voit erwiederte: „Es wird von unschätzbarem Werthe sein, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt wird."

An Widerstand war nun ferner nicht zu denken. Die noch übrig gebliebenen preußischen Soldaten mußten das Gewehr strecken und wurden sammt ihrem General zu Gefangenen gemacht. 600 waren todt, mehr als 1800 verwundet. Von den Oesterreichern sollen fast 3000 Mann in diesem ungleichen Kampfe gefallen sein. Sie erbeuteten das ganze Lager der Preußen und machten über 200 Officiere und fast 8000 Mann zu Gefangenen [1]). Landeshut wurde erobert und von den Croaten eine Zeit lang geplündert, bis Loudon die Ordnung wieder herzustellen vermochte. Fouqué wurde nach Wien gebracht und mit großer Auszeichnung behandelt. Da er aber seinem Haß gegen die Oesterreicher zu lauten Ausdruck gab, brachte man ihn in die Festung Karlsstadt in Croatien, wo er bis zum Frieden blieb. Er hat nachher in Brandenburg

[1]) Diese Zahl ist die wahrscheinlichere. Loudon's Lebensgeschichte 145. Wenn Archenholz von nur 4000 Gefangenen spricht, so stimmt das nicht mit der Zahl der Gebliebenen und der ursprünglichen Stärke des Corps. Als man Fouqué's Chatoulle zu Loudon brachte, fand sich Nichts darin, als einige Briefe, ein seidenes Zopfband und ein Kupferkreuzer.

gelebt, wo der König ihm kurz vor der Landeshuter Affaire eine Stiftsstelle verliehen. Friedrich behandelte den heldenmüthigen Mann bis an dessen Tod mit der herzlichsten Freundschaft [1]). Fouqué aber hat seinen Schwur gehalten und seit dem 23. Juni 1760 nicht mehr den Degen gezogen. Der brave Trautschke blieb bei seinem Herrn bis an dessen Tod. Nachher gab ihm der König eine kleine Anstellung, auch schenkte er ihm eine Geldsumme zum Wiederaufbau seines Hauses.

Loudon, der durch diese Gefangennahme des Fouqué'schen Corps den Preußen, die ohnehin keinen Ueberfluß an Truppen hatten, einen so empfindlichen Schlag beibrachte, trat in diesem Jahre (1760) zum ersten Male als commandirender General auf. Schon bei Hochkirch und Kunnersdorf hatte er durch seinen Rath und seine Kühnheit wesentlich zu dem Ausgang dieser Schlachten beigetragen. Von da an wurde sein Name in Oesterreich so beliebt beim Volke, daß man ihn bis auf den heutigen Tag neben dem Prinzen Eugen in

---

[1]) In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt der König, Oeuvres V. 48: „Fouqué's Verhalten bei Landshut kann in der ganzen Weltgeschichte nur mit der That des Leonidas bei Thermopylä verglichen werden." Indessen ist doch wohl ein Unterschied zwischen der freien Aufopferung der eigenen Person zur Rettung des Vaterlandes und dem hauptsächlich aus gekränktem Ehrgefühl hervorgegangenen tapfern, aber nutzlosen Widerstand gegen eine übermächtige Feindesschaar.

Liedern und Gesängen feiert. Wie Eugen einst von Ludwig XIV. eine Anstellung als Capitain in der französischen Armee nicht erlangen konnte, die er nachher so oft besiegen sollte, ebenso erzählt man, habe Friedrich II. im Jahre 1740 verweigert, den aus Rußland kommenden jungen Loudon als Officier im preußischen Heere anzunehmen, weil dessen Physiognomie ihm zuwider gewesen [1]). In der That hatte Loudon ein verschlossenes, menschenscheues Wesen und wurde durch röthliches Hauptbaar entstellt. Dieser Mangel an empfehlendem Aeußern war wohl auch Schuld, daß es ihm erst nach vielen Anstrengungen möglich war, in Oesterreich eine Officierstelle zu erhalten. Seit dem Augenblicke aber, wo er unter dem berüchtigten Trenck eine Croatenabtheilung als Hauptmann befehligte, gelang es ihm durch seine Kühnheit und Besonnenheit und durch stets wiederholte Erfolge im kleinen Kriege, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doch avancirte er langsam. Sein biederer Character war nicht mit den geschmeidigen Formen verbunden, durch welche man seine Vorgesetzten gewinnt; fast hätte Loudon beim Ausbruch des siebenjährigen

---

[1]) Nicolai, Anecdoten von Friedrich dem Großen, erklärt das für eine Erfindung, aber nur aus dem Grunde, weil Loudon ein offenes edles Gesicht gehabt habe. Vergl. Pezzl p. 20. Gellert, der 1763 mit Loudon in Carlsbad zusammentraf, hat dessen Persönlichkeit in einem lesenswerthen Briefe geschildert. ibid. p. 210. Kutzen p. 193.

Krieges in seiner Garnison zurückbleiben müssen, wenn nicht zufällig Kaunitz den Werth des unscheinbaren Mannes erkannt und denselben als Obristlieutenant mit einer Croatenabtheilung zu der Browne'schen Armee geschickt hätte. Von da an stieg Loudon schnell empor. Seit der Kunnersdorfer Schlacht galt er für den ersten Feldherrn der kaiserlichen Armee; man gab ihm 1760 den Oberbefehl über das in Böhmen aufgestellte Heer, mit welchem er, was die Oesterreicher in den ersten vier Kriegsjahren vergebens angestrebt, den Feldzug in Feindes Land eröffnete.

Loudon hatte, ganz im Gegensatz zu dem überbedächtigen Daun, die große Gabe, aus seinen Siegen den möglichsten Vortheil zu ziehen. So ruhte er auch jetzt nicht auf seinen Lorbeern, sondern kehrte nach Gefangennehmung des Fouqué'schen Corps sogleich nach Landeshut zurück und wendete sich gegen Glatz, wo er bereits früher den General Harsch zurückgelassen, um diesen wichtigen Platz einzuschließen. Die Besatzung bestand nur aus 2400 Mann, fast alles unzuverlässige Leute, weil der König die am meisten zum Desertiren geneigten Ausländer und Ueberläufer in die Festungen stecken mußte, wo sie am besten überwacht werden konnten. Der Commandant, ein Franzose Namens d'O, war auf Fouqué's Empfehlung angestellt worden, den die geläufige Conversation des ganz unfähigen Menschen bestochen zu haben scheint. Am 25. Juli erschien Loudon

selbst vor Glatz, um den Angriff zu leiten. Schon am 26. befahl er die Werke zu stürmen. Die Besatzung benahm sich so schlecht, zum Theil aufrührerisch, daß die Oesterreicher binnen vier Stunden Herren der Festung waren, die sich auf Gnade und Ungnade ergab. Die ganze Besatzung, darunter 107 Officiere, wurde zu Gefangenen gemacht. Ein unermeßliches Kriegsmaterial fiel den Siegern in die Hände. Der König glaubte später, Loudon müsse durch Vermittelung der Jesuiten mit den katholischen Soldaten ein Einverständniß unterhalten haben [1]), was die Oesterreicher aber auf's Bestimmteste leugnen. d'O wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

Loudon schickte den Bericht über die unerwartet schnelle Eroberung von Glatz seinem Gönner Kaunitz zu, welcher den Brief sofort der Kaiserin übersandte und am Schluß hinzufügte: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josua!" worauf Maria Theresia erwiederte: „Das ist der schönste Wunsch, den Sie für mich thun können!"

Noch am Tage der Erstürmung von Glatz ließ Loudon den General Draskowitz gegen Breslau vorrücken. Er wünschte die Hauptstadt Schlesiens wo möglich zu erobern, bevor die russische Armee herbeikäme, um die Ehre des Erfolges den österreichischen Waffen allein zu

---

[1]) Oeuvres V. 55. Dagegen Pezzl in Laudon's Leben p. 154.

sichern. Aber in Breslau befehligte ein anderer Mann als in Glatz[1])!

Bogislaus Friedrich von Tauenzien, ein Pommer aus der alten Schule Friedrich Wilhelm's I., hatte sich unter des Königs Augen an dem Unglückstage von Kollin durch heldenmüthige Tapferkeit hervorgethan. Sein nachmaliger Secretair, Gotthold Ephraim Lessing, hat ihn mit folgenden charakteristischen Worten gezeichnet: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General von Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden."

Am 31. Juli ließ Loudon die Stadt mit seinem 50,000 Mann starken Heere von allen Seiten einschließen. Die ganze Besatzung bestand aus 3000 Mann, meist ebenso unzuverläßige Leute wie in Glatz. Dazu kam, daß 9000 kriegsgefangene Oesterreicher innerhalb der Mauern lagen und nur auf den Augenblick harrten, wo sie sich empören und zu ihren Landsleuten übergehen könnten. Verlaß war allein auf 1000 Mann von der königlichen Leibgarde, welche nach der Schlacht von Kollin, wo ihr Regiment so furchtbar gelitten hatte, hierher verlegt waren und sich seitdem in Breslau befanden. Hilfe und Entsatz schien von keiner Seite zu

---

[1]) Kutzen p. 204. Tauenzien ist 1710 geboren.

erwarten. Prinz Heinrich konnte seinen Posten jenseits der Oder nicht verlassen, wo er die Ankunft der Russen bewachen mußte. Der König war von Daun an der Elbe festgehalten. Der weite Umfang der Stadt Breslau, welcher nur durch eine große Truppenzahl gesichert werden konnte, machte die Vertheidigung noch schwieriger. Tauenzien aber ließ sich durch alle diese Gefahren nicht schrecken. Wiederholte Aufforderungen zur Uebergabe wies er standhaft zurück, und als Loudon ihm drohend sagen ließ, im Fall einer Erstürmung solle das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden, gab Tauenzien die berühmt gewordene Antwort: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht [1])!"

Loudon, der kein Mittel unversucht lassen wollte, noch vor Ankunft der Russen Herr von Breslau zu werden, stellte hierauf vor, daß die Stadt keine eigentliche Festung sei, sondern eine Handelsstadt, die man nicht in Gefahr bringen dürfe, durch glühende Kugeln in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden. Tauenzien aber erwiederte (1. August), Breslau habe Festungswerke, sei auch 1757 von den Oesterreichern selbst vertheidigt worden. Ein Bombardement würde ihn, wie sehr er auch die Einwohner bedauere, nicht dahin bringen, zu capituliren. Nicht die Häuser der Stadt, son-

---

[1]) Kutzen 207.

dern die Festungswerke wären ihm von seinem Könige anvertraut.

Noch an demselben Tage, Abends 9 Uhr, begannen die Oesterreicher hierauf das Bombardement mit Feuerkugeln und Bomben. Gleichzeitig machten die Croaten von allen Seiten Angriffe, die aber heldenmüthig abgeschlagen wurden. Solche Standhaftigkeit blieb nicht ohne Eindruck; statt der bisherigen Drohungen machte Loudon freundliche Vorschläge, der Commandant möge selbst die Bedingungen der Capitulation aufsetzen, man werde Alles genehmigen! — Umsonst. Tauenzien beharrte bei seinen früheren Erklärungen und erwartete eine Erneuerung des Bombardements. Von den Thürmen der Stadt aus beobachtete man mit Sorge die Bewegungen im feindlichen Lager. Das Hauptquartier befand sich in Höfchen, kaum ¼ Meile von den Thoren. So verging der 2. und 3. August, ohne daß etwas Erhebliches geschah. Am 4. aber wurden die Belagerten zu ihrer größten Ueberraschung gewahr, daß die Oesterreicher ihre Zelte abbrachen, und die ganze Armee sich in der Richtung nach dem Gebirge fortbewegte.

Diese wunderbare Rettung aus drohender Gefahr dankte man dem Prinzen Heinrich. Aus der Correspondenz desselben mit dem Könige ersieht man, daß dieser hochbegabte Prinz, seinen eigenen Kräften mißtrauend, vor der Aufgabe zurückbebte, welche Friedrich

der Große an ihn stellte. Der König aber ließ nicht ab, ihn anzuspornen und zu ermuntern, was dann jedes Mal bewirkte, daß der Prinz zuletzt alle seine Unternehmungen mit bewundernswürdiger Ruhe und Entschlossenheit durchführte. Die Nachricht von Fouqué's Gefangennehmung war niederschmetternd für beide königlichen Brüder. Der König aber zeigte sich schon den Tag nachher wieder gefaßt. „Gestern," schreibt er an seinen Bruder am 26. Juni [1]), „war mir das Herz zu schwer, um Dir eine vernünftige Mittheilung zu machen. Aber heute komme ich wieder zu mir selbst. Jetzt gilt es, Breslau zu retten. Wenn die Türken sich gegen Oesterreich in Bewegung setzen, können wir noch Hoffnung fassen, wo nicht, so sind wir verloren." Dieser Türkenbeistand war der Strohhalm, an den sich der König in dieser Zeit jedes Mal anzuklammern suchte, wenn er sich dem Versinken nahe glaubte. Prinz Heinrich antwortete am nämlichen Tage: „Unsere Sachen standen verzweifelt schon vor diesem Schlage, jetzt aber weiß ich nicht, was uns bevorsteht. Ich soll die Russen von Frankfurt abhalten, Glogau decken und die Belagerung von Breslau verhindern! — Wie gern überließe ich das Alles einem geschickteren Manne!" Der König durfte aber seinen Bruder nicht schonen: „Ich glaube,

---

[1]) Schöning II. 340.

daß Du in Verlegenheit bist, aber ich selbst bin es nicht minder, und ich liege wahrhaftig nicht auf Rosen." Nun ging Prinz Heinrich vor. Begünstigt von der Uneinigkeit zwischen den österreichischen und russischen Generalen, die ihn durch ihre Uebermacht erdrücken konnten, wenn sie nach einem gemeinschaftlichen Plane operirten, führte er seine Schaar zwischen beiden feindlichen Armeen glücklich hindurch. Bei Glogau überschritt er die Oder und kam am 6. August in die Nähe von Breslau. Auf die Kunde von seiner Ankunft hatte Loudon bereits am 4. den Rückzug angetreten. Zu gleicher Zeit waren auch die Russen unter Soltikoff jenseit der Oder bis nach Hundsfeld (eine Meile von Breslau) vorgedrungen, in der festen Ueberzeugung, am andern Ufer die Oesterreicher zu treffen. Man denke sich ihr Erstaunen, als sie die Gegend statt dessen von der preußischen Armee besetzt fanden [1]). Mißmuthig zogen sie wieder ab, und Breslau war gerettet.

Auch der König war in der Zeit zwischen Fouqué's Niederlage und der Belagerung von Breslau nicht müßig gewesen [2]). Er sann auf Mittel, das große Unglück einigermaßen wieder gut zu machen und durch einen kühnen Streich seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben. Indem er mit seiner ganzen

---

[1]) Kutzen a. a. O. 212.

[2]) Annual register I. 368.

Armee die Richtung nach Schlesien einschlug, gelang es ihm, die Oesterreicher aus ihrer Ruhe zu bringen. Daun wollte sich mit Loudon, gegen den des Königs Marsch gerichtet schien, verbinden und zog deshalb ebenfalls über Bautzen und Görlitz nach Schlesien; doch ließ er unterwegs, zwischen Dresden und Bautzen, den General Lascy mit einem Corps zurück, um Sachsen zu decken. Sobald der König dies gewahr ward, kehrte er um mit der Absicht, diese Lascy'sche Heeresabtheilung zu schlagen, doch zog sich dieselbe eiligst durch Dresden über die Elbe zurück. Nun hoffte Friedrich im Stande zu sein, während Lascy's Abwesenheit Dresden wieder zu erobern und Herr von Sachsen zu werden, was dem Kriege eine ganz andere Wendung gegeben hätte; denn bei der völligen Erschöpfung seiner eigenen Hilfsmittel fand er in diesem reichen Lande, wie hart dasselbe auch bereits ausgepreßt war, doch immer noch Geld und Vorräthe aller Art. Sehr treffend drückt das Archenholz aus [1]): „Wie der Riese Antäus, der mit Herkules rang, so oft er zu Boden geworfen wurde, von seiner Mutter Erde neu gestärkt sich jedes Mal erhob, so sah man Friedrich bei seinen Kämpfen in Sachsen nie fallen, ohne sich durch neue Kraft gestählt wieder aufzurichten."

Durch die Generale Hülsen und Ziethen verstärkt

---

[1]) Archenholz, p. 400.

langte der König vor Dresden an und ließ schon am 14. Juli die Belagerung beginnen. Er hatte gehofft, durch Ueberraschung Herr der Stadt zu werden. Allein das gelang nicht. Er fand die Festungswerke verstärkt und in dem Commandanten Macquire einen Mann von Muth und Erfahrung, der eben so fest entschlossen war, die Stadt zu vertheidigen, wie der König, sie einzunehmen. Bis zur Ankunft des schweren Geschützes, das aus Magdeburg geholt werden mußte, verging eine kostbare Zeit, welche Daun dazu benutzte, um zurückzukehren und sich den Preußen gegenüber aufzustellen. Die Unternehmung rückte im Wesentlichen nicht aus der Stelle und hatte keinen anderen Erfolg, als daß der größte Theil der schönen Stadt in einen Schutthaufen verwandelt und unzählige Menschen unglücklich gemacht wurden. Der prächtige „große Garten" lag verwüstet, die uralten Bäume waren niedergehauen. Zum Glück hatte man die werthvollen Marmorstatuen daselbst beim Annahen der Preußen vergraben, wodurch diese Kunstwerke der Zerstörung entgingen. Die Kreuzkirche, von der aus man unvorsichtiger Weise eine der oben für Festlichkeiten aufgestellten Kanonen gelöst hatte [1]), wurde wie

[1]) In dem von der sächsischen Regierung veröffentlichten „Memoire, das Bombardement von Dresden betreffend," wird auf's Bestimmteste geleugnet, daß von der Kreuzkirche geschossen worden. Die Kanonen daselbst waren wagerecht nach allen vier Himmelsgegenden gerichtet, um zu Ostern und Pfingsten die Fest-

eine Batterie betrachtet und zusammengeschossen. Bald lagen 6 Kirchen in Trümmern, 416 prachtvolle Häuser und öffentliche Gebäude waren niedergebrannt, 115 andere beschädigt. Die festen Keller, in welche die geplagten Bewohner ihre besten Habe flüchteten, wurden von den Oesterreichern erbrochen und geplündert. Was fliehen konnte, entfloh. Männer, Frauen und Mädchen, selbst aus den höheren Ständen, trugen schwere Lasten auf dem Rücken und suchten sich außerhalb der Festung zu retten [1]). Und doch war alles dieses Elend und dieser Jammer ganz nutzlos über das bedauernswerthe Dresden gebracht. Man konnte Daun nicht verhindern, bedeutende Verstärkungen in die Stadt zu senden; aber je aussichtsloser dadurch die Belagerung wurde, desto mehr stieg der Eifer und der Zorn des Königs. Die Oesterreicher machten täglich Ausfälle und konnten nicht immer

---

tage durch ihren Schall zu verherrlichen. Deutsche Kriegskanzlei von 1760, p. 456. Daselbst wird auch erzählt, wie ein preußisches Freicorps in die Wilsdruser Vorstadt gedrungen, die Häuser geplündert und Feuer angelegt hätte, wobei die Annenkirche niedergebrannt sei. Die nicht vergrabenen Statuen im großen Garten wären zerschlagen, die Marmortische gestohlen und die Bäume, die man nicht niedergehauen, durch Ansägen muthwillig verdorben worden.

[1]) Der Satyriker Rabener, dessen Manuscripte bei der Belagerung vernichtet wurden, hat eine mit bitterem Humor abgefaßte Beschreibung derselben hinterlassen. Auch im 4. Bande der Heldengeschichte finden sich gleichzeitige Berichte über diese Belagerung.

kräftig zurückgeworfen werden, ja mehr als ein Mal mußten die Preußen vor der Uebermacht der Feinde ihre Laufgräben verlassen; die Belagerten fanden dann Gelegenheit, preußische Kanonen zu vernageln und Gefangene zu machen. Bei einem derartigen Vorfalle beschuldigte der König namentlich das Regiment Bernburg, welches stolz darauf war, noch vom alten Dessauer ausgebildet zu sein, der Feigheit und belegte dasselbe mit einer in der preußischen Kriegsgeschichte unerhörten Strafe: den Gemeinen wurde das Seitengewehr genommen, den Officieren die Tressen von den Hüten geschnitten. Tiefgekränkt verlangten diese sämmtlich ihren Abschied. Der König aber entließ sie nicht, — die braven Männer mußten die unverdiente Schmach über sich ergehen lassen. Von der unumschränkten Gewalt, welche Friedrich der Große über seine Armee übte, kann ein stärkerer Beweis nicht gedacht werden, als daß diese Officiere, welche fortan für ihre Kameraden ein Gegenstand mitleidigen Spottes waren, dennoch nicht nur weiter dienten, sondern durch verdoppelte Tapferkeit die Gnade ihres Kriegsherrn wiederzugewinnen trachteten.

Der König wurde indessen über die geringen Fortschritte, welche die Belagerung Dresdens machte, von Tag zu Tage ungeduldiger. Macquire übergab die Stadt nicht und schien entschlossen, die völlige Zerstörung derselben einer Capitulation vorzuziehen.

Während dieser Vorgänge[1]) hatte Daun noch immer erwartet, Friedrich werde nach Schlesien gehen, und war nicht wenig bestürzt, als er am 10. Juli erfuhr, der König habe sich gegen Dresden gewendet. Nachdem er am 15. durch inzwischen eingelaufene Nachrichten überzeugt worden, daß dies kein Scheinmanöver sei, kehrte er um und gelangte am 19. bis zum weißen Hirsch, am rechten Elbufer der Stadt gegenüber. Die Einschließung der Neustadt mußte nun aufgegeben werden, die Preußen zogen sich sämmtlich auf das andere Ufer und fuhren fort, die Altstadt zu bombardiren. Als aber hier eine österreichische Abtheilung ihnen im Rücken erschien, und der König sich auf beiden Seiten von den Feinden bedroht fand, schwand jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Dazu kam, daß am 26. Juli in dem österreichischen Lager überall Victoriaschüsse ertönten und ein großes Freudenfeuer angezündet wurde, weil, wie man durch einen gefangenen Officier erfuhr, die Nachricht eingetroffen war, daß Glatz von Loudon erobert worden. — Alles Unheil schien zugleich hereinzubrechen; Friedrich der Große verbarg seine Bestürzung und sagte mit erkünstelter Ruhe: „Sei es! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben! Wir müssen jetzt nach Schlesien, um nicht Alles zu verlieren!"

---

1) Tempelhof (Fortsetzung von Lloyd's Kriegsgeschichte) IV. 68.

In derselben geheimnißvollen Weise wie einst vor Olmütz wurde auch die Belagerung von Dresden in der Nacht zum 30. Juli aufgehoben. Das stürmische Regenwetter begünstigte den unbemerkten Abzug der Armee. „Die Oesterreicher," so erzählt der König selbst[1]), „schlugen in zwei Abtheilungen unter Daun und Lascy die Straße nach Görlitz ein; die Preußen blieben ihnen zur Seite, gingen über die Röder und die Spree. Ein Fremder, der die Bewegungen dieser Armeen beobachtete, konnte glauben, daß sie sämmtlich denselben Herren gehörten. Daun schien den Vortrab zu führen, die Preußen bildeten gleichsam die Hauptarmee und Lascy den Nachtrab, welcher sich jedoch, aus Furcht angegriffen zu werden, in angemessener Entfernung hielt. Ein Officier, welcher Briefe des Marschall Daun an Lascy überbringen sollte, wurde aufgefangen, wodurch man von dem ganzen Feldzugsplane des Feindes Kenntniß erhielt und zu gleicher Zeit jetzt erst erfuhr, daß Prinz Heinrich, wie wir wissen, durch seine rechtzeitige Ankunft vor Breslau den General Loudon zum Rückzuge genöthigt und die Hauptstadt von Schlesien befreit hatte.

Am 7. August gelangte der König nach Bunzlau, wo die Truppen von dem angestrengten Marsche einer Erholung bedurften, Daun und Lascy waren zu gleicher

---

[1]) Oeuvres V. 56.

Zeit in paralleler Richtung vorgerückt; der König konnte nicht hindern, daß sie sich bei Jauer mit Loudon vereinigten. Die nun bis auf 100,000 Mann verstärkte österreichische Armee lagerte an der Katzbach und verhinderte den König, in der Richtung nach Breslau und Schweidnitz vorzugehen, wohin er nothwendig gelangen mußte, um aus den dortigen Magazinen seine zu Ende gehenden Lebensmittel zu ersetzen. Hätte Daun die auf dem anderen Oderufer stehenden Russen bewegen können, nach einem gemeinschaftlichen Plane mit ihm zu handeln, so wäre die vollständige Einschließung der ganzen preußischen Armee ein Leichtes gewesen, — den König hätte in größerem Maßstabe dasselbe Schicksal getroffen, dem Fink bei Maxen erlag. Die Eifersucht seiner Feinde rettete ihn auch dieses Mal; denn statt dem Rufe der Oesterreicher zu folgen, ließ sich Soltikoff nur mit Mühe bewegen, den General Czernitschew mit 20,000 Mann bei Auras über die Oder gehen zu lassen, von wo er bis Groß-Bresa bei Neumarkt weiter rückte. Die Stellung der Feinde war nun so vortheilhaft, daß man den Oesterreichern kaum verdenken kann, wenn sie prahlerisch meinten, der Sack wäre nun aufgemacht, in welchem man den König von Preußen mit seiner ganzen Armee fangen und dann einschnüren könnte[1]). In der Nacht vom 14. zum

[1]) Archenholz berichtet über alle diese Vorgänge als Augenzeuge p. 348.

15. August sollte dies ausgeführt werden. Wenige Stunden vorher stellte sich im preußischen Lager ein österreichischer Officier als Ueberläufer ein, der laut erzählte, er sei im Besitz von wichtigen Geheimnissen, die er entdecken wollte. Er war indessen so betrunken [1]), daß man ihn einsperren und mit Wasser begießen mußte, um etwas Zusammenhängendes zu erfahren. Nüchtern geworden, theilte er dann mit, daß der Angriff der Oesterreicher unmittelbar bevorstände. Auch von jener Prahlerei erzählte er. Friedrich aber erwiederte lächelnd: „Sie haben nicht Unrecht, aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben sollen, wieder auszubessern!" Zufällig hatte der König, welcher sich in seiner gegenwärtigen Stellung nicht sicher fühlte und bei der ungeheuren Ueberlegenheit des Feindes genöthigt war, durch fortwährendes Hin- und Hermarschiren der Gefahr zu entgehen, umzingelt und überrumpelt zu werden, gerade diese Nacht vom 14. zum 15. dazu bestimmt, sich auf die andere Seite der Stadt Liegnitz zu begeben und die daselbst belegenen Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Das geschah vom Feinde unbemerkt, obgleich dessen Vorposten kaum einen Kanonenschuß weit entfernt waren. Auf dieselben Pfaffendorfer Höhen hatte der Feind es abgesehen und wollte sich daselbst, ohne von des Königs Bewegungen

---

[1]) Er war von Geburt ein Irländer. Tempelhoff IV. 154.

eine Ahnung zu haben, in der nämlichen Nacht festsetzen. Während die preußischen Generale beschäftigt waren, die Truppen an die für jedes Regiment bestimmten Plätze zu führen, befand sich der König auf dem linken Flügel der Armee. Er lag in seinen Mantel gehüllt neben einem kleinen Wachtfeuer und schien eingeschlummert zu sein. Es war drei Uhr Morgens. Da kam der Husarenmajor von Hund herangesprengt, welcher auf Recognoscirung gewesen, und rief: „Wo ist der König? wo ist der König?" — „Was giebt's?" fragte Friedrich. „Der Feind ist da, er hat alle meine Vedetten schon zurückgeworfen und ist noch kaum 400 Schritte entfernt!" — „Halt' Er ihn so lange als möglich auf!" Der König schwang sich auf sein Pferd, befahl eiligst eine die Gegend beherrschende Anhöhe mit Geschütz zu besetzen und schickte einige Kavallerieregimenter vor, die den Feind so lange beschäftigen sollten, bis das Fußvolk Zeit hätte, sich zu ordnen [1]). „Wie wird es gehn, Schenkendorf?" fragte der König den Obristen, der den ersten Angriff zu machen hatte. „Ich will ein Mal die Burschen fragen," antwortete dieser. „Nun, Grenadiere, was meint Ihr, werdet Ihr wie ehrliche Kerle fechten?" — „O ja, wenn Sie uns anführen!" tönte ihm von allen Seiten entgegen.

---

[1]) Tempelhoff IV. 156.

— Schenkendorf erreichte jene Anhöhe und ließ eine Batterie in dem Augenblick auffahren, wo der Feind sich des Berges bemächtigen wollte. Loudon war über dieses ganz unerwartete Zusammentreffen mit den Preußen einen Augenblick bestürzt, doch faßte er sich sogleich und ordnete Alles mit der nöthigen Umsicht und Kaltblütigkeit an. Er glaubte sicher zu sein, daß Daun mit seiner Heeresabtheilung zu rechter Zeit vorrücken und ihn unterstützen würde. Deshalb schritt er zum Kampfe. Allein Daun wurde von Ziethen an der Katzbach festgehalten, hatte auch überdies, da der Wind ungünstig war, von dem Kanonendonner Nichts gehört und konnte also keinen Beistand leisten. Lascy mit seinem Corps war durch das Schwarzwasser gehindert, herbeizueilen. So wurde Loudon trotz vier Mal erneuten heftigen Angriffs in Zeit von wenigen Stunden eben so oft zurückgeworfen. Die Preußen, nur 14,000 Mann stark, trugen über die 30,000 Oesterreicher einen vollständigen Sieg davon. Bereits um fünf Uhr Morgens war Alles entschieden. Friedrich hatte 3500 Mann, die Oesterreicher 10,000 an Todten und Gefangenen verloren und 82 Kanonen und 23 Fahnen eingebüßt. Das tapfere Regiment Bernburg war unter denen, die mit der größten Bravour sich auf den Feind stürzten. Nach beendeter Schlacht traten einige Grenadiere desselben an den König heran und baten, ihnen die entzogenen Seitengewehre wieder=

zugeben. „Ihr sollt Alles wieder haben," sagte der König. „Ihr habt Eure Sache sehr brav gemacht!" Noch an demselben Tage machte der König auf der Parole bekannt, daß das Regiment sich vorzüglich tapfer gehalten, und er demselben deshalb seine Ehrenzeichen wiedergebe.

Unterdessen hatte Daun das Lager des Königs angreifen wollen, welches er noch an dem Platze vermuthete, wo dasselbe am vorigen Tage gestanden[1]). Lascy sollte zu gleicher Zeit den Preußen in den Rücken fallen. Da er die Stelle verlassen fand, glaubte er, der Feind habe sich zurückgezogen, um der Schlacht auszuweichen. Er beschloß demselben nachzusetzen. Als aber zu diesem Zweck die Oesterreicher das Schwarzwasser, welches sich bei Liegnitz in die Katzbach ergießt, auf der einzigen dort vorhandenen Brücke überschreiten wollten, trat ihnen Ziethen in so geschickter Weise entgegen, daß sie von diesem Unternehmen abstehen mußten. Da gleichzeitig durch einen Officier die Nachricht von Loudon's Niederlage eintraf, und die lauten Victoriaschüsse vom Schlachtfelde herübertönten, so hielt Daun es für gerathen, sich in seine vorige Stellung zurückzuziehen.

Friedrich der Große begriff vollkommen die Tragweite seines Sieges, welcher nach einer langen Reihe von Unfällen und Verlusten wie der erste schwache

---

[1]) Tempelhoff l. c. 159.

Glücksstrahl seine dornenvolle Laufbahn beleuchtete. An und für sich schien noch nicht viel gewonnen. Das Hauptheer unter Daun hatte nichts gelitten, nur die kleinere Abtheilung unter Loudon war besiegt. Es kam alles darauf an, aus dem errungenen Erfolge den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen — und dazu war Friedrich der Große der rechte Mann. Eiligst ließ er das Schlachtfeld räumen; die verwundeten Oesterreicher und Preußen wurden auf Wagen gepackt, der Abmarsch so umsichtig geordnet, daß nicht das Geringste zurückblieb. Generalintendant Saldern machte es der Armee möglich, bereits vier Stunden nach der Schlacht, um 10 Uhr Vormittags, die Straße nach Breslau einzuschlagen. Wenige Tage später traf der König in der Hauptstadt Schlesiens mit dem Prinzen Heinrich zusammen. Die Vereinigung der Russen und Oesterreicher war nunmehr verhindert. Daun zog sich in die Gebirge, Soltikoff gegen die polnische Grenze zurück.

An d'Argens schrieb der König zwei Tage nach der Schlacht[1]): „„Gott ist stark in den Schwachen!" wie der alte Bülow[2]) jedesmal sagte, wenn die Kurprinzessin wieder in gesegneten Umständen war. Ich wende diesen schönen Spruch auf unsere Armee an. Mit 35,000 Mann haben wir 80,000 Oesterreicher geschla-

---

[1]) Oeuvres XIX. 189.

[2]) Sächsischer Gesandter in Berlin.

gen. Das war ein schöner, ganz unerwarteter Erfolg; aber noch müssen wir tüchtig klettern, um auf die Höhe des Felsens zu gelangen, wo das Siegesbanner aufgepflanzt werden soll. Ich selbst bin bis jetzt unverwundbar. Niemals waren wir in größerer Gefahr, nie hatten wir größere Strapazen zu erdulden." Am 27. August: „Unter anderen Verhältnissen hätte die Schlacht bei Liegnitz den Feldzug entschieden. Jetzt ist es nur eine leichte Schramme, die wir dem Feinde beigebracht. Ein großer vollständiger Sieg kann allein unser Loos entscheiden. Sprechen Sie nicht von Gefahren für meine Person. Die letzte Affaire kostet mich nur einen Rock und ein Pferd. Das war kein zu hoher Preis für eine gewonnene Schlacht. Niemals habe ich mich in bedenklicherer Lage befunden als in diesem Jahr. Auch jetzt noch bedarf es eines Wunders, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, die ich kommen sehe. Ich bin entschlossen, meine Pflicht zu thun; aber es ist eine Herkulesarbeit, die mir auferlegt wird, noch dazu in einem Alter, wo meine Kräfte abnehmen und meine Gebrechlichkeit zunimmt, und wo sogar die Hoffnung mich oft verläßt. Sie können sich von den Gefahren, welche den Staat bedrohen, keine vollständige Vorstellung machen. Ich kenne sie, aber ich verberge sie. Die Sorgen behalte ich für mich und theile dem Publikum nur die guten Erfolge mit. Gelingt der Schlag, den ich jetzt vorbereite, dann können wir uns der Freude hingeben.

Ob ich das Ende dieses Krieges erleben werde, weiß ich nicht; doch wenn es geschieht, soll der Rest meiner Tage der Philosophie und der Freundschaft gewidmet sein. Mein Haus in Breslau ist durch das Bombardement zerstört; die Feinde gönnen mir nicht das Licht des Tages, nicht die Luft, die ich athme. Wie sieht es in Frankreich mit dem Frieden aus? Ihre Landsleute sind verblendeter, als ich glaubte. Diese Narren werden aus Liebe zur Czarin und zur Königin von Ungarn noch Canada und Pondichery verlieren. Die armen Officiere und Soldaten dauern mich, die dieser verkehrten Politik zum Opfer fallen, die gekrönten Häupter, die Alles verschulden, fühlen das Elend nicht." Den 18. August: „Ich werde am langsamen Feuer gebraten. Man behandelt mich wie einen Körper, den man verstümmelt, indem man ihm täglich ein Glied abhaut. Der Himmel stehe uns bei! wir bedürfen seiner Hilfe. Reden Sie nicht von meiner Person. Daß ich lebe, ist nicht nöthig, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und bis auf's Aeußerste für die Rettung des Vaterlandes kämpfe. Mein Frohsinn und meine gute Laune sind mit den theuren Personen zu Grabe gegangen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist traurig und schmerzvoll!"

Diese trüben Empfindungen vermochten indessen in keinem Augenblicke des Königs Thatkraft zu lähmen, wo es darauf ankam, energische Entschlüsse zu fassen und

auszuführen. Den Feinden erschien er im Unglück fast noch furchtbarer als im Glück. Seine Unternehmungen waren allezeit unberechenbar und setzten die Gegner in Verwirrung. Montazet, dessen Urtheil über den König wir bereits oben angeführt, spricht sich darüber an einer andern Stelle[1]) folgendermaßen aus: „Friedrich II. ist den Oesterreichern auch darin überlegen, daß er sich niemals zu einer Schlacht zwingen läßt. Seine Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Entschlossenheit machen es unmöglich, ihm beizukommen. Ungemein hilft ihm dabei die große Furcht, die er einflößt. Man betrachtet ihn wie ein Ungewitter, dem man ausweichen, das man vorüberziehen lassen muß. Niemals werden die Oesterreicher allein im Stande sein, den König von Preußen zu Grunde zu richten. Die Russen, welche ihnen wirksame Hilfe leisten könnten, gehen stets mit dem Hintergedanken um, sich möglichst fern zu halten. Auf diese Art kann der Krieg noch 20 Jahre dauern. Unsere einzige Hoffnung besteht darin, daß der König sich einmal zu irgend einer Uebereilung hinreißen läßt."

So urtheilten die Feinde über den großen König! Da kann man sich eine Vorstellung von dem unbegrenzten, fast abgöttischen Vertrauen machen, welches die Seinigen in ihn setzten! Die äußerste Anspannung aller Kräfte, die unbedingteste aufopferndste Hingebung

---

[1]) Stuhr II. 331. 340. 341.

an die übernommene Pflicht, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Friedrich seine eigene Person jeder Gefahr aussetzte, theilten sich der ganzen Armee, besonders aber den einzelnen Officieren mit, welchen der König eine verantwortliche Stellung anvertraute. Eins der glänzendsten Beispiele dieser Art gab grade in jenen Tagen der tapfere Major v. d. Heyde, welcher Colberg zu vertheidigen hatte. Diese kleine Festung wurde im September 1760 zu gleicher Zeit von der Land- und Seeseite durch die Russen angegriffen. Eine Flotte von 24 Linienschiffen, der sich auch schwedische Kriegsschiffe anschlossen, bombardirte die Stadt, während dieselbe zu Lande durch 8000 Mann unter General Demidoff eingeschlossen war. Heyde wurde bei seiner Vertheidigung trefflich von der Bürgerschaft unterstützt, welche mit gleicher Begeisterung ihrem Könige anhing, wie der brave Commandant selbst. Sie ertrugen die größten Entbehrungen, sahen ihre Häuser in Trümmer fallen, ohne entmuthigt zu werden, und hielten Stand, bis General Werner in fliegender Eile aus Schlesien zum Entsatz herbeikam und sofort die Russen angriff (18. September). Das ganz unerwartete Erscheinen der Preußen setzte die Belagerer dermaßen in Schrecken, daß sie sich besinnungslos theils auf die Schiffe retteten, theils zu Lande entflohen und ihre Geschütze und Vorräthe den Siegern zur Beute ließen. Ja, als die tapfern Husaren sich an der Meeresküste zeigten, wurde auch die Be-

mannung der Flotte von so panischer Furcht ergriffen, daß sie unerhörter Weise sich im Hafen nicht mehr sicher glaubte, sondern die Anker lichtete und in See stach. Wohl verdiente diese wunderbare Begebenheit, daß die Provinz Pommern zu Ehren des tapfern Heyde eine Medaille schlagen ließ, mit der Inschrift: Res similis fictae! Eine That gleich einem Märchen! Auch der der König ließ eine Münze schlagen, welche auf der einen Seite die Bildnisse Heyde's und Werner's, auf der andern die Stadt Colberg zeigte, und übersandte dieselbe im März 1761 dem Commandanten mit einem schmeichelhaften Briefe, in welchem er erklärte, die That desselben müsse durch ein dauerndes Zeichen der fernsten Nachwelt überliefert werden [1]).

In Schlesien hatten unterdessen der König von Preußen und die Oesterreicher gegenseitig Alles aufgeboten, um durch künstliche Märsche einander aus ihren vortheilhaften Stellungen herauszumanövriren. Friedrich II. hätte gern die Feinde genöthigt, sich über die Gebirge nach Böhmen zurückzuziehen, während Daun sich schmeichelte, es würde ihm mit Hilfe der Russen gelingen, irgend eine Diversion zu machen, welche den König veranlaßte, nach Pommern oder der Mark zu eilen und auf diese Weise Schlesien Preis zu geben; doch scheiterte das an Soltikoff's Weigerung, auf einen

---

[1]) Schöning III. 25 ist der Brief abgedruckt. Archenholz p. 361.

der verschiedenen ihm gemachten Vorschläge einzugehen. Nach vielem nutzlosen Hin- und Herziehen standen beide Heere, ohne einen Angriff zu wagen, in den Vorgebirgen der Sudeten einander gegenüber [1]). Durch Soltikoff's Erkrankung erhielt die Sache zuletzt eine entscheidende Wendung, indem der Oberbefehl des russischen Heeres nunmehr dem Grafen Fermor übertragen wurde. Nach wochenlangen Unterhandlungen einigte sich derselbe mit Daun zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf die Mark Brandenburg und Berlin [2]). — 15,000 Oesterreicher sollten unter Lascy den Weg dahin einschlagen, während die Russen unter Romanzow auf dem rechten, unter Czernitschef und Tottleben auf dem linken Oderufer nach derselben Richtung vordrangen. Schon am 3. October langte Tottleben [3]) auf den sogenannten Rollbergen vor dem Cottbuser Thore von Berlin an, während Czernitschef mit seinem Corps erst bis Fürstenwalde gekommen war.

Die preußische Hauptstadt war durch eine schwache Mauer und durch leichte, mit kleinen Kanonen besetzte Wälle an dieser Seite nothdürftig befestigt. Kaum würde die Besatzung einen Widerstand gegen den andringenden Feind versucht haben, wenn nicht einige der

[1]) Das Nähere ausführlich bei Tempelhoff IV. 193—230.

[2]) Stuhr 171. Retzow II. 262.

[3]) Ueber Sorau, Guben, Beeskow, Storkow und Wusterhausen.

tüchtigsten von Friedrich's Kriegshelden sich grade in Berlin befunden hätten, um von ihren bei Kunnersdorf empfangenen Wunden sich heilen zu lassen. Seidlitz und der alte Feldmarschall Lehwald gehörten zu diesen. Unter ihrer Leitung gelang es, Tottleben's ersten Angriff abzuschlagen; derselbe zog sich nach Köpnik zurück, als er erfuhr, daß der Prinz von Württemberg aus Pommern und General Hülsen mit seiner Heeresabtheilung aus Sachsen im Anmarsch sei. Dieser hatte sich gegen die Oesterreicher und Reichstruppen daselbst tapfer geschlagen, war aber bis Wittenberg zurückgedrängt worden, von wo er nun, sobald er von der Gefahr Berlins Kunde erhielt, sich zur Rettung der Stadt auf den Weg machte. Dennoch waren auch nach seiner Ankunft nur 14,000 Mann zur Deckung der Residenz versammelt, während das Angriffsheer, nunmehr durch Czernitschef und Lascy verstärkt, 42,000 Mann zählte. Jetzt war an ferneren Widerstand nicht zu denken, wenn man nicht die Stadt einem Bombardement aussetzen wollte. Deshalb capitulirte schon am 9. October die Besatzung und übergab Berlin den Russen, welche noch selbigen Tages unter Tottleben ihren Einzug hielten.

Es war ein großes Glück, daß grade dieser Mann an der Spitze der Feinde stand. Ein Sachse von Geburt, stand er früher als Kammerherr im Dienste August's III. Sein geniales, ziemlich wildes Leben

hatte ihn in allerlei Fährnisse gebracht. Er war auch eine Zeitlang in Berlin gewesen, von wo er aber seines zügellosen Betragens wegen ausgewiesen wurde. 1756 kam er in russische Dienste, gewann die Gunst der Kaiserin Elisabeth, die ihn zum Generalmajor machte, in welcher Eigenschaft er dem Feldzuge von 1757 beiwohnte, auch nachher in der Schlacht bei Zorndorf mitkämpfte. Jetzt hatte er seine Jugendthorheiten abgelegt (er war 1710 geboren) und zeigte sich als ein humaner wohlwollender Mann, der die strengen Befehle, welche er von Fermor erhielt, in der Ausführung, so viel er konnte, zu mildern suchte[1]). Er ernannte deshalb auch einen Deutschen, den Brigadier Bachmann, zum Commandanten. Die Oesterreicher, welche gehofft hatten, ihren Groll gegen Preußen in der Hauptstadt des Königreiches auf's Nachdrücklichste bethätigen zu können, verlangten gemeinschaftlich mit ihren Verbündeten das Besatzungsrecht auszuüben. Lascy wollte, als die Russen das verweigerten, die Capitulation umstoßen; es kam zu einem förmlichen Straßenkampfe deshalb, weil die Oesterreicher gewaltsam in die Frie-

[1]) Ueber diese Berliner Vorgänge ist das bereits erwähnte Buch: „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns" die beste gleichzeitige Quelle. — Siehe auch d'Argens' Bericht in seinen Briefen an den König vom 19. October, Oeuvres XIX. p. 195, wonach die Verwüstungen in Charlottenburg nicht ganz so schlimm dargestellt werden.

drichsstadt eindrangen und die Häuser zu plündern begannen. Glücklicher Weise gelang es den Russen, die Ruhe alsbald wieder herzustellen. Dennoch kam Berlin nicht so leichten Kaufes davon. Tottleben hatte Anfangs 4 Millionen Thaler Kriegscontribution gefordert, ließ sich aber, besonders durch die unablässigen Vorstellungen des mit ihm von früher her befreundeten Kaufmanns Gotzkowsky, bewegen, diese Summe auf 1½ Millionen herabzusetzen. Außerdem mußten noch 100,000 Thaler an Czernitschef und Lascy und eben so viel an die russischen Truppen als Douceurgelder gezahlt werden. Die angeordnete Zerstörung aller königlichen Fabriken wußte Gotzkowsky durch Klugheit und durch reiche Geschenke, die er aus eigenen Mitteln den mit der Ausführung beauftragten Personen einhändigte, zu mildern; wie er denn überhaupt durch seinen Einfluß und seine unermüdliche, bei Tag und Nacht gleich große Thätigkeit in Wahrheit ein rettender Engel für seine Vaterstadt wurde. Dank ist ihm wenig dafür geworden. In Folge der Münzverschlechterung kam er um den größten Theil seines Vermögens und verarmte zuletzt gänzlich. Die Stadt, welche ihm so viel verdankte, hatte Nichts als schöne Worte für den braven Mann, und auch von dem Könige, mit dem er über die Contributionsverhältnisse in Berlin und auch in Sachsen mehrfach verhandelte, und der ihm viel Zutrauen bewies, erhielt er keine wesentliche Unterstützung. Mit

Recht konnte er daher als Schlußworte unter seine eigene Lebensbeschreibung den Ausruf setzen: „So lohnt die Welt[1])!"

Aber an Lohn dachte der Biedermann nicht, als er in den Tagen der Bedrängniß Kraft, Zeit und Vermögen in uneigennützigster Weise zum Opfer brachte, um zu retten, was zu retten war. Freilich reichten seine Bemühungen nicht überall aus.

Fermor war äußerst unzufrieden mit Tottleben's mildem Verfahren. Täglich trafen neue verschärfte Befehle aus dem Hauptquartiere ein. So wurde denn z. B. das Zeughaus der Plünderung preisgegeben, das Schloß Monbijou vandalisch verwüstet. Das schöne, von Schlüter erbaute Gießhaus wäre in die Luft gesprengt worden, wenn nicht die Russen durch Unvorsichtigkeit ein Pulvermagazin in Brand gesteckt hätten, wodurch es an dem nöthigen Sprengmaterial fehlte. Die großen Splittgerberschen Fabriken in Neustadt-Eberswalde, so wie die Ephraim'sche Gold- und Silbermanufactur am Wilhelmsplatz rettete Gotzkowsky dadurch, daß er schriftlich auf Ehrenwort versicherte, diese Anstalten trügen die Bezeichnung „königlich" nur als Titel, wären aber Privateigenthum[2]).

---

[1]) Geschichte eines patriotischen Kaufmanns p. 192.

[2]) Daß der König sich gegen diesen patriotischen Kaufmann so undankbar bewies, erklärt sich aus der schlechten Meinung, die

Die Oesterreicher ließen sich, wo sie freie Hand hatten, durch dergleichen Rücksichten in der Befriedigung ihres Hasses und ihrer Raubsucht nicht stören. Die Lustschlösser in der Nähe Berlins wurden von ihnen und den Sachsen zerstört und ausgeplündert. Die Sachsen fanden hier endlich Gelegenheit, für die jahrelange Bedrückung ihres Vaterlandes und für die nutzlose Einäscherung Dresdens einige Vergeltung zu üben. Es waren zum Theil dieselben Leute, welche man in Pirna durch Stockprügel gezwungen hatte, zur preußischen Fahne zu schwören. Das schöne Charlottenburger Schloß wurde von ihnen am 10. October vollständig verwüstet. Sie zerschnitten die Gemälde, zerbrachen die kostbare Antikensammlung und zermalmten zum Theil die Köpfe der Bildsäulen, um deren Wiederherstellung unmöglich zu machen. Die unglücklichen Bewohner der kleinen Residenzstadt wurden grausam gemißhandelt und geplündert. Aehnliches geschah in Schönhausen. Dagegen genossen Sanssouci und das Schloß in Potsdam den Schutz des österreichischen Generals Esterhazy,

er leider von den Menschen überhaupt hatte, und aus seinem Mißtrauen gegen alle Geschäftsleute. Er glaubte deshalb auch, Gotzkowsky habe sich für seine Vermittelung bei den Berliner und auch bei den Leipziger Contributionssachen gehörig bezahlen lassen, und Gotzkowsky war, wie man aus seiner Lebensbeschreibung sieht, entweder zu stolz oder zu schüchtern, um den König aus diesem Irrthum zu reißen.

welcher das Privateigenthum des Königs unverletzt erhielt und für sich nur ein kleines Gemälde als Andenken mitnahm. Glücklicher Weise dauerte die feindliche Occupation der Hauptstadt nicht lange. Am 11. October erscholl wie ein Zauberwort der Ruf: „Friedrich kommt!“ und so unwiderstehlich wirkte der Klang dieses Namens auf Freunde und Feinde, daß von dem Augenblick an die geplagten Berliner aufathmeten, die Russen und Oesterreicher sich aber ohne Weiteres zum Rückzug anschickten. Schon in der Nacht vom 11. zum 12. marschirte Lascy ab. Den 12. früh verließ Czernitschef, denselben Tag Nachmittags Tottleben die Stadt. Dem Commandanten Bachmann, welcher sich besonders leutselig und großmüthig bewiesen, bot der Magistrat zum Danke ein Geschenk von 10,000 Thalern an, welches Jener aber mit den Worten ablehnte: „Er fühle sich durch die Ehre, drei Tage lang Commandant von Berlin gewesen zu sein, reichlich belohnt. Wenn das Schicksal der Stadt durch die gute Mannszucht der Russen erleichtert worden, so sei es nicht sein Verdienst, sondern es gebühre der Dank seiner Kaiserin, nach deren Befehlen er gehandelt.“ Das war übrigens eine grobe Schmeichelei. Die Czarin war ganz im Gegentheil über die gelinde Behandlung Berlins so entrüstet, daß sie hauptsächlich deshalb Tottleben zurückrief und ihn (auch wohl noch wegen sonstiger Anschuldigungen) vor ein Kriegsgericht stellen ließ, das ihn zum

Tode verurtheilte. Er wurde indessen begnadigt, mußte aber aus Rußland entfliehen und kam erst unter Katharinens Regierung wieder zur Armee. Er starb 1773 als Generallieutenant in Warschau.

Die Furcht vor des Königs Rache beschleunigte den Abzug der Russen dermaßen, daß sie, ganz im Gegensatz zu der sonstigen Schwerfälligkeit ihrer Märsche, schon in zwei Tagen die elf Meilen bis Frankfurt a. d. O. zurückgelegt hatten, wobei sie doch noch Zeit fanden, das ganze Land unterwegs auf eine wahrhaft viehische Weise zu ruiniren und die Einwohner zu martern und auszuplündern.

An der Wartha bezogen sie dann ihre Winterquartiere und beunruhigten durch Streifereien von da aus fortwährend die angrenzenden Striche Pommerns und der Neumark, wo sie dermaßen hausten, daß die Einwohner sich in die Wälder und Sümpfe flüchteten, und bald jede Art von Lebensmitteln so vollständig vernichtet war, daß die Russen selbst ihres Unterhaltes wegen genöthigt wurden, sich im Winter bis an die Weichsel zurückzuziehen. Auch Tottleben zeigte jetzt Nichts mehr von der humanen Schonung, die er in Berlin bewiesen, sondern gestattete seinen Truppen in Pommern, wohin er sich gewandt, jede Zügellosigkeit.

Der König war auf seinem Marsche nach Berlin erst bis Guben vorgedrungen, als er hier am 15. October die Nachricht von dem Rückzuge der Feinde und von

den Greueln erhielt, die sie verübten[1]). Gleichzeitig erfuhr er, daß die Reichstruppen nach Hülsen's Abmarsch sich in Besitz von Torgau und Wittenberg gesetzt hatten, und ganz Sachsen also für ihn verloren war, wenn es nicht gelang, den Reichsvölkern und der österreichischen Armee, welche dem Könige aus Schlesien auf dem Fuße gefolgt war, eine entscheidende Schlacht zu liefern und sie zur Räumung Sachsens zu zwingen. Friedrich's Lage war nach allen Seiten hin eine so verzweifelte, daß er wiederum, wie er nach dem Leuthener Siege sagte, va banque spielen mußte. Mit welcher Klarheit er das selbst erkannte, zeigt sein Brief an d'Argens vom 19. October[2]): „Was ich seit vorigem Winter voraussah, ist nun eingetroffen. Da muß man seine gesammte Philosophie zu Hilfe nehmen, um so viel Unglücksschläge und den Anblick aller der Greuelscenen zu ertragen, die uns vor Augen liegen. Ich bin in vollster Thätigkeit und will Ihnen prophezeien, wie der Feldzug ablaufen wird: Wir werden Leipzig, Torgau, Wittenberg und Meißen wiedererobern. Dresden aber und die schlesischen Berge bleiben den Feinden. Von da aus wird man mir im nächsten Jahre mit Leichtigkeit den Gnadenstoß geben können. Ich will nicht sagen, was ich denke und was ich beabsichtige, aber Sie können

[1]) Stenzel 254.

[2]) Oeuvres XIX. 199.

sich vorstellen, wie es in meinem Herzen aussieht! Das Ende meiner Tage ist vergiftet. Aber müde der Launen des Glücks, bleibe ich entschlossen, meine Zuflucht da zu suchen, wo ich weder Menschen noch Götter zu fürchten brauche." Und am 28. October [1]): „Ich betrachte den Tod wie ein Stoiker. Nie wird der Augenblick kommen, wo ich einen nachtheiligen Frieden schließe. Keine Beredtsamkeit der Welt soll mich dahin bringen, meine eigene Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder wenn auch dieser Trost dem Schicksal, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinem Unglück ein Ziel setzen, sobald ich nicht mehr die Kraft fühle, es zu ertragen. Nach diesen Grundsätzen habe ich gehandelt und werde ich handeln. Die Ehre soll mein einziger Leitstern bleiben. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reifes Alter dem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht zu besitzen, über mein Alter selbst zu verfügen. Ich bin entschlossen, noch in diesem Feldzuge das Aeußerste zu wagen und zu den verzweifeltsten Mitteln zu greifen, um entweder zu siegen oder ein ruhmwürdiges Ende zu finden. — Die Mark Brandenburg hat existirt, so lange die Welt besteht, und sie wird auch nach meinem Tode weiter bestehen und wird etwas schlechter oder etwas

---

[1]) Daselbst p. 202.

besser regiert werden. Wenn Sie sich in meine Lage versetzen, werden Sie meinen Entschluß nicht so verdammen, wie Sie es thuen. Meine Freunde, meine liebsten Verwandten habe ich verloren, das Unglück verfolgt mich unter jeglicher Gestalt. Ich habe Nichts zu hoffen, meine Feinde werden mich verhöhnen, und schon denkt ihr Stolz mich unter die Füße zu treten. Aber ich rufe mit dem Dichter aus:

Wenn Alles uns verläßt, wenn selbst die Hoffnung bricht,
Dann wird das Leben Schimpf, dann wird der Tod zur Pflicht [1])."

Die Geschichtserzähler, welche diese Stelle des Briefes mitzutheilen pflegen, lassen jedes Mal den Schluß desselben fort, aus welchem man gerade ersieht, daß der König, nachdem er diesen Verzweiflungsschrei ausgestoßen, alsbald durch das Aussprechen seiner Gefühle Herr seiner selbst geworden. Denn er fügt in ruhigem Erzählertone hinzu: „Ihre Neugierde zu befriedigen, mögen Sie wissen, daß wir vorgestern über die Elbe gegangen sind und morgen die Richtung nach Leipzig einschlagen, wo ich den 31. anzukommen denke, und von wo ich weiter melden werde, was sich ereignete. Leben Sie wohl, lieber Marquis, vergessen Sie mich nicht und seien Sie meiner Hochachtung versichert."

---

[1]) Aus Voltaire's Mérope:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.

Es ist selbstverständlich, daß die bedrängte, fast verzweifelte Lage des Königs den Muth und die Hoffnungen seiner Feinde erhöhte. Sie glaubten nunmehr Aussicht zu haben, durch einen entscheidenden Schlag die Demüthigung des gefährlichen Gegners zu vollenden. In Wien hatte man begriffen, daß es für jetzt darauf ankomme, die Preußen vollständig aus Sachsen zu verdrängen und denselben dadurch die Verbindung mit ihren alten Provinzen abzuschneiden, so daß alsdann die Oesterreicher in's Brandenburgische, die Russen nach Pommern zurückkehren und dort ihre Winterquartiere mitten in Feindes Land nehmen könnten. Daun erhielt von seiner Kaiserin den Befehl, eine Schlacht zu wagen, falls Friedrich ihm den Besitz Sachsens streitig machen sollte. Im Voraus wurde er für jedes Unglück, welches ihn bei der Ausführung treffen könnte, freigesprochen [1]).

Man sieht, die Wünsche Friedrich's des Großen stimmten mit denen seiner Feinde dahin überein, daß man beiderseits die Entscheidung durch eine große Schlacht herbeiführen wollte.

Daun, verstärkt durch das aus Berlin zu ihm geflüchtete Lascy'sche Corps, hatte in den ersten Tagen des November bei Torgau die Elbe überschritten und

---

[1]) Schreiben des Grafen Choiseul aus Wien, 24. Oct. 1760 bei Stuhr II. 345.

lagerte auf den Weinbergen von Siptitz, südwestlich von der Festung. Gelang es ihm, sich hier zu behaupten, so blieb dem Könige kaum Etwas übrig, als sich bis nach Magdeburg zurückzuziehen. Friedrich war seinerseits am 26. October in der Nähe von Dessau über die Elbe und die Mulde gegangen und zog die Heeresabtheilungen der Generale Hülsen und Prinz von Württemberg an sich. Er richtete dann seinen Marsch nach Leipzig und nahm, wie er es dem Marquis d'Argens vorausgesagt, diese Stadt wieder ein, nachdem er die Reichstruppen von dort bis nach Zeitz zurückgejagt hatte. Daun schien sich in seinen Verschanzungen halten und keinen Angriff wagen zu wollen; deshalb beschloß der König seinerseits, trotz der günstigen Stellung des Feindes, den Kampf zu beginnen. Durch genaue Erforschung des Terrains hatte er sich von den Schwächen des österreichischen Lagers Kenntniß verschafft und hoffte auf einen günstigen Erfolg.

Die Disposition zur Schlacht wird von Sachkennern[1]) fast für tollkühn gehalten. Der König theilte die Armee in zwei Theile. Den einen, welcher den linken Flügel bildete (28,000 Mann, darunter 5000 Reiter), wollte er selbst auf einem bogenförmigen Umwege den Feinden in den Rücken führen, während der rechte Flügel unter Ziethen die Oesterreicher in der

---

[1]) Stuhr 174.

Mitte ihrer Stellung von vorn angreifen sollte. Dadurch war das Zusammenwirken beider Heerestheile äußerst erschwert, fast unmöglich gemacht; der Verlauf der Schlacht zeigte denn auch die nachtheiligen Folgen des Planes.

Am Tage vor der Schlacht, 2. Novbr., rief der König seine Generale zusammen und hielt an dieselben etwa folgende Anrede[1]): „Meine Herren! Ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, er ist in guter Stellung, aber zugleich in einen Sack eingeschlossen. Wenn ich ihn schlage, so ist seine ganze Armee gefangen, oder sie wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir Alle zu Grunde, und Ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange. Er muß auch Ihnen langweilig werden. Wir wollen ihn also morgen endigen!" Darauf übergab er ihnen die Instruction für die Bewegungen des linken Flügels. Der zweiten, unter Ziethens Befehl gestellten Abtheilung war darin nicht gedacht. Friedrich berief vielmehr den tapferen Husarengeneral allein zu sich und ertheilte ihm ganz im Geheimen seine Befehle dahin, daß er auf der Eilenburger Straße sich Torgau nähern und bei einem glücklichen Erfolge des Königs die Feinde von dieser Seite angreifen und ihnen den Rückzug abschneiden solle[2]).

---

[1]) Kutzen 219. Gallus VI. 385

[2]) Kutzen 220.

Daun hatte im Allgemeinen von des Königs Anordnungen Kunde erhalten und deshalb seine Front umgewendet, so daß er selbst den Kampf mit dem Könige aufnahm, während Lascy, der nunmehr den Rücken zu decken hatte, von Ziethen angegriffen wurde. Dieser begann damit, die Oesterreicher gegen Torgau zurückzudrängen und unter heftigem Geschützfeuer seine Stellung gegenüber von Lascy einzunehmen. Der König hatte die von ihm ausgewählten Angriffspunkte noch nicht vollständig erreicht, als er den Kanonendonner vernahm und dadurch in den Glauben versetzt wurde, Ziethen befinde sich bereits an dem verabredeten Platze und habe die Schlacht begonnen. Ohne daher die Ankunft der noch zurückgebliebenen Regimenter des linken Flügels abzuwarten, schritt er mit den Truppen, die er bei sich hatte, zum Angriff gegen die Siptitzer Höhen. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die Tapferen, welche den steilen Hügel hinaufstürmen sollten: „Ich glaube nicht," schrieb der König nachher an seinen Bruder Heinrich [1]), „daß man jemals einen solchen Kanonendonner gehört hat. Mit Worten läßt sich das gar nicht schildern. Zwei Gewitter, von entgegengesetzten Winden an einander getrieben, hätten nicht einen so entsetzlichen Lärm hervorgebracht!" Ein Theil der Armee mußte am Saume eines Waldes entlang

---

[1]) Schöning II. 430.

marschiren. Hier schlugen die österreichischen Kugeln mit solcher Heftigkeit ein, daß die Bäume zerschmettert und viele Soldaten von herabstürzenden großen Aesten getödtet wurden. Unmittelbar vor dem Pferde des Königs stürzte ein großer Eichenast zu Boden und erschlug zwei Grenadiere. Die anstürmenden Preußen wurden wiederholt mit großen Verlusten zurückgeworfen. Es war der blutigste Kampf des ganzen Krieges. Mehr als zwei Drittheil von den unter des Königs Commando stehenden Truppen blieben todt auf dem Platze; von den übrigen wurden so viele verwundet, daß man am andern Tage von 5500 Grenadieren nur noch 600 dienstfähige zählte. Das zweite, dann das dritte Treffen rückte heran, aber bald bedeckten auch von ihnen Tausende mit ihren Leichen den Kampfplatz. Da wurde allmählich der Kanonendonner schwächer; das entsetzliche Feuer hatte den Pulvervorrath der Oesterreicher erschöpft. Der König versuchte nun einen erneuten Angriff mit der von dem Herzog von Holstein herangeführten Kavallerie. Das hatte Anfangs günstigen Erfolg. Vier österreichische Regimenter wurden theils zusammengehauen, theils gefangen. Aber neue Truppen traten an deren Stelle und zwangen die Preußen zum Rückzuge. Beim Einbruch der Nacht standen die Sachen so, daß Daun, der selbst verwundet war und sich nach Torgau bringen ließ, die Schlacht

gewonnen glaubte und einen Eilboten mit der frohen Kunde nach Wien sandte.

Auf dem Schlachtfelde entwickelten sich unterdessen in der Dunkelheit Scenen der furchtbarsten Verwirrung. Freunde und Feinde konnten einander nicht unterscheiden und schossen auf die eignen Truppen. Die Anstrengung und die Kälte der Novembernacht hatte zuletzt vollständige Erschöpfung zur Folge. Um angezündete Feuer schaarten sich die übrig gebliebenen Truppen aller Waffengattungen und aller Nationen. Niemand kannte den eigentlichen Ausgang der Schlacht. Oesterreicher und Preußen verständigten sich dahin, daß Jeder am nächsten Morgen der Gefangene dessen sein sollte, für den der Sieg entschieden wäre. Zehntausend Verwundete lagen hilflos in ihrem Blute die Winternacht hindurch. An ärztlichen Beistand war in der Verwirrung nicht zu denken. Wilde Schaaren von Freibeutern plünderten die Todten und Verwundeten.

Während der Zeit hatte Ziethen, dessen ursprünglicher Auftrag dahin ging, den Oesterreichern, wenn sie zum Weichen gebracht wären, den Rückzug abzuschneiden, von Stunde zu Stunde auf die Entscheidung gewartet. Der schwächer werdende und aus immer weiterer Entfernung herübertönende Kanonendonner ließ ihn endlich vermuthen, daß der Angriff des Königs mißlungen sein müßte. Da rückte er vor. Weil die

Oesterreicher ihm gegenüber keine allzu große Streitmacht stehen gelassen, und General Hülsen mit einem wiedergesammelten Theile des geschlagenen linken Flügels den Preußen zu Hilfe kam, so gelang es, unter dem Schein des brennenden Dorfes Siptitz, die Höhen daselbst zu erobern. Das entschied die Schlacht. Daun konnte sich nicht länger behaupten und befahl den Rückzug über die Elbe.

Der König war nach dem Aufhören des Kampfes in das Dorf Elsnig gekommen und mußte, da sämmtliche Häuser voll Verwundeter lagen, in der Kirche übernachten. Noch wußte er nicht, auf wessen Seite der Sieg sich zuletzt gewendet. Bevor er sich auf das für ihn bereitete Strohlager warf, schrieb er beim Schein der Kirchenkerzen auf der untersten Stufe des Altars seine Disposition für die Erneuerung der Schlacht, die am nächsten Morgen wieder beginnen sollte. Da erfuhr er noch vor Mitternacht die unerwartet günstige Wendung.

Am nächsten Morgen ritt Ziethen an den Linien des aufgestellten linken Flügels hinunter und verkündete den Sieg. Jubelnd riefen die Truppen ihm zu: „Es lebe der König! Es lebe unser Fritz! Es lebe Ziethen, der König der Husaren!"

Die Schlacht bei Torgau hatte furchtbare Opfer gefordert. Die Preußen zählten mehr als 10,000 Todte

und 3—4000 Gefangene. Die Oesterreicher verloren 16,000 Mann, darunter 7—8000 Gefangene [1]).

Dem Könige wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Als er das dritte bestieg, traf ihn eine Kugel vor die Brust, so daß er bewußtlos herabsank. Aber schnell raffte er sich auf und rief den Seinen zu: „An meinem Leben liegt heut am wenigsten! Ein Jeder thue seine Pflicht; wehe denen, die sie nicht thun [2])!" Friedrich der Große meldete seinem Bruder Heinrich diesen Vorfall mit den Worten: „Eine Contusion, die ich erhalten, ist nicht gefährlich. Mein Pelz und mein mit Sammet gefütterter Rock haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Zwei meiner Pagen sind verwundet. Fast keiner meiner Adjutanten ist ohne Blessur davongekommen. Der brave Anhalt, von den Grenadieren, ist todt [3])."

---

[1]) Behrenhorst, des Königs Adjutant, erzählt, daß Friedrich über die großen Verluste in der Schlacht sehr ungehalten gewesen. Mehrmals forderte er einen genauen Bericht über die Zahl der Verwundeten und Todten. Als B. mit der Liste eintrat, riß der König ihm das Papier aus der Hand und rief, nachdem er die Zahlen überblickt, im höchsten Zorne aus: „Es kostet Ihm seinen Kopf, wenn jemals diese Angaben ruchbar werden." Kutzen p. 238.

[2]) Stenzel p. 258. Er citirt: Bülow aus dem Nachlasse Behrenhorst's II. 67. und 154.

[3]) Schöning II. 431.

Dieser blutige Sieg hatte dennoch nicht die Folge, dem Könige den Besitz von Sachsen wiederzuverschaffen. Daun verschanzte sich nahe bei Dresden in einem unangreifbaren Lager. Die Hauptstadt konnte nicht erobert werden; auch hinderte die immer heftiger eintretende Winterkälte alle weiteren Unternehmungen. Dagegen steigerte sich, wenn es überhaupt noch möglich war, die Begeisterung der Armee für den König, der sich von Neuem vor den Augen der Truppen allen persönlichen Gefahren ausgesetzt hatte, zu noch höherem Aufschwunge. Als er am Morgen des 4. November über die Wahlstatt ritt und, so viel es ging, für die Verwundeten zu sorgen sich bemühte, riefen ihm Officiere und Gemeine von ihrem blutigen Lager zu: „Wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ew. Majestät leben!" Ein dem Tode naher Grenadier, der einen Schuß durch den Leib erhalten, richtete sich in die Höhe und sprach: „Nun will ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben, und daß der König lebt!"

Friedrich der Große behielt, um auch das Ende seiner Prophezeiung an d'Argens wahrzumachen, Leipzig und fast ganz Sachsen bis auf Dresden in Besitz. In Schlesien stellten sich die Sachen sogar noch günstiger, als der König erwartet hatte [1]). Dem General Goltz, welcher zur Deckung der Provinz mit 12,000 Mann

[1]) Stenzel 260.

daselbst zurückgelassen war, gelang es nicht nur, die Festung Kosel zu entsetzen, als dieselbe von Loudon mit weit überlegener Truppenzahl belagert wurde, sondern er brachte es durch geschickte Märsche und Gegenmärsche dahin, daß das Gebirge von Hirschberg bis Frankenstein in den Händen der Preußen blieb, während Loudon sich begnügen mußte, die Grafschaft Glatz zu behaupten. Die durch den anstrengenden kleinen Krieg herbeigeführte Ermattung beider Theile und die zunehmende Kälte machte endlich den Feindseligkeiten für jetzt ein Ende, ja es wurde zwischen beiden Generalen ein förmlicher Waffenstillstand bis zum nächsten Frühjahr abgeschlossen.

In ähnlicher Weise kam es auch mit den Schweden und Russen, gegen welche die tapferen Reitergenerale Belling und Werner mit abwechselndem Glück in kleinen Gefechten sich herumgeschlagen, im November zum Waffenstillstand, und beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Die alliirte Armee unter dem Herzog von Braunschweig hatte auch in diesem Jahre fast ganz selbstständig operirt, und die hauptsächliche Bedeutung ihrer Kämpfe gegen die Franzosen und Reichstruppen bestand für den König darin, daß er mit dem dort beschäftigten Theile seiner Feinde sich zu befassen nicht nöthig hatte.

Die Franzosen waren 1760 mit 130,000 Mann in's Feld gerückt, von denen 100,000 in Westphalen, 30,000

am Rhein operiren sollten. Marschall Broglie, welcher den Oberbefehl hatte, wurde durch die Eifersucht und den Haß der unter ihm dienenden Generale an jeder großartigen Unternehmung gehindert. Herzog Ferdinand wünschte die Franzosen in einer großen Schlacht zu besiegen, doch waren seine Schritte nicht vom Glück begünstigt. Der Erbprinz von Braunschweig traf, an der Spitze der Avantgarde, bei Corbach auf den Feind. In dem Glauben, nur einen Theil der französischen Armee vor sich zu haben, griff er an. Herzog Ferdinand war nicht nahe genug, ihn zu unterstützen; so mußte er sich, sobald er gewahr ward, daß das ganze feindliche Hauptheer ihm gegenüberstand, wieder zurückziehen, was er mit bewunderungswerthem Geschick, aber dennoch nicht ohne großen Verlust bewerkstelligte. (9. Juli). Schon acht Tage später (16. Juli) rächte er sich aber für dies Mißlingen, indem er eine zahlreiche Abtheilung der Feinde bei Emsdorf angriff, sie zurückwarf und ihnen 2000 Gefangene und viel Geschütz abnahm. Auch Ferdinand griff im Herbst 35,000 Franzosen unter dem Chevalier de Muy bei Warburg an, schlug dieselben in die Flucht und fügte ihnen erheblichen Verlust bei. Die übrige Zeit verging unter fortwährenden bald glücklichen, bald unglücklichen Gefechten, welche keine eigentliche Entscheidung herbeiführten. Ein Versuch des Erbprinzen, den Kampfplatz jenseits des Rheins zu verlegen, hatte zwar Anfangs einigen Er-

folg; nachdem aber das von ihm belagerte Wesel durch den von Broglie abgeschickten Marquis de Castrios befreit war, sahen die Alliirten sich genöthigt, wieder über den Rhein zurückzugehen. Auch die Belagerung von Göttingen, welche Herzog Ferdinand gegen Ende des Feldzuges unternahm, mußte nach zwanzig Tagen wieder aufgegeben werden; man war darauf beschränkt, die französische Armee, die sich bei Kassel festgesetzt hatte, beobachtend im Auge zu behalten. Zum großen Aerger Friedrich's konnte trotz mehrmonatlicher Versuche Kassel nicht genommen werden; der Winter nöthigte den Herzog, seine Quartiere hinter der Eder zu nehmen. Der König von Preußen hatte sich nach Leipzig begeben, wo er bis zum Frühjahr 1761 blieb. Hier suchte er sich gemüthlich einzurichten, wie die Umstände es zuließen. D'Argens, Quintus Icilius und Mitchell waren seine täglichen Gesellschafter. Auch die Kapelle hatte er kommen lassen [1]), um mit ihr des Abends seine Concerte aufzuführen. Unter den Musikern war auch der bekannte Fasch [2]). Dieser fand seinen königlichen Herrn

---

[1]) Graun und Benda mußten, wie Nicolai erzählt, auf eigene Kosten nach Leipzig reisen, weil der König erklärte, kein Geld zu haben, um sie zu bezahlen.

[2]) In Berlin als Stifter der Singakademie noch heut in gutem Gedächtniß. Er war der Lehrer Zelter's, der auch seine Biographie schrieb. Aus derselben ist die obige Stelle entnommen von Preuß II. 278.

„gar sehr verändert; mit gebeugter Körperhaltung, alt und zusammengesunken aussehend. Die fünf Jahre schwerer Kriegsarbeit hatten ihm einen düstern melancholischen Ausdruck gegeben, der mit seiner sonstigen feurigen Lebhaftigkeit einen schmerzlichen Contrast bildete und ihn, den 48jährigen Mann, fast greisenhaft erscheinen ließ." Bekannt ist, daß d'Argens einst den König in seinem Zimmer auf der Erde sitzend antraf, wie er seine Windhunde fütterte und den Lieblingen unter denselben mit einem Stäbchen die besten Bissen zuschob. Zu seiner Unterhaltung ließ er auch verschiedene Leipziger Professoren zu sich kommen, von denen aber nur Gellert sein Wohlgefallen erregt zu haben scheint. Ein ausführlicher Bericht über die Unterredung mit dem berühmten Fabeldichter findet sich in dessen Werken [1]), wo man die zum Theil sehr charakteristischen Bemerkungen des Königs nachlesen mag. Gellert mußte ihm eine seiner Fabeln vordeklamiren. Er wählte die vom Maler in Athen, mit der Moral:

„Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen." —

„Das ist ausgezeichnet," sagte der König, „das ist

---

[1]) Auch in dem besonders abgedruckten Briefwechsel Gellert's mit Demoiselle Lucius p. 632. Carlyle hat das Gespräch vollständig wieder mitgetheilt XII. 157.

sehr hübsch! Er hat etwas Sanftes und Fließendes in seinen Versen. Die verstehe ich alle. Aber da war Gottsched dieser Tage hier. Der las mir aus einer Uebersetzung der Iphigenie vor, und ob ich schon das französische Original in der Hand hatte, konnte ich doch kein Wort davon verstehen." Zu Garve sagte der König später in Breslau: „Der Gellert ist der einzige Deutsche, der auf die Nachwelt kommen wird. Das Feld seiner Dichtung ist klein, aber er hat es mit Glück bearbeitet."

Dergleichen friedliche Unterhaltungen durften aber in Leipzig, so wie überall, nur die Stunden ausfüllen, welche zur Erholung von ernster Arbeit bestimmt waren; und an Arbeit fehlte es damals nicht! Die Verluste in der Schlacht bei Torgau waren zu groß gewesen, um dieselben aus den entvölkerten Provinzen schnell wieder zu ersetzen. Mit stets zunehmender Rücksichtslosigkeit mußte also, was irgend zum Kriegsdienst tauglich schien, unter die Fahnen zusammengezwungen werden. Auch die Kassen waren erschöpft, trotz der Münzverschlechterung, welche bereits so weit getrieben war, daß die neuen Geldstücke noch nicht den dritten Theil des richtigen Silberwerthes enthielten. Durch die gewaltsamsten Erpressungen von Geld- und Naturallieferungen mußte man sich zu helfen suchen. Die Noth machte den König in diesem Punkte bis zur Grausamkeit unerbittlich. Von der Stadt Leipzig wurden stets neue Summen gefordert. Sogar der Entschluß, dem Herzoge von Braun-

schweig, welcher seinen Winterfeldzug wiederum bereits im Februar 1761 eröffnet hatte, ein Hilfscorps von 7000 Mann unter General Syburg zuzusenden, scheint mehr die in Aussicht stehenden Kriegscontributionen als eigentlich kriegerische Erfolge zum Zweck gehabt zu haben.

Die Alliirten hatten dies Mal die Franzosen in ihren viele Meilen weit ausgedehnten Winterquartieren überfallen und dabei auch einige glänzende Erfolge errungen. Bei Langensalza z. B. machte Syburg im Verein mit General Spörken 2000 Gefangene und nahm dem Feinde 13 Kanonen weg; doch wurde dieser Vortheil nicht so verfolgt, wie es hätte geschehen können. Herzog Ferdinand hielt sich vielmehr lange bei der Belagerung von Kassel auf, von wo er sich nach monatelanger vergeblicher Anstrengung vor den mit großer Uebermacht unter Broglie anrückenden Franzosen zurückziehen (1. April 1761 [1]) und jenseit der Weser Stellung nehmen mußte. Syburg dagegen verjagte die Reichstruppen aus vielen thüringischen und fränkischen Plätzen, brandschatzte überall und schleppte Rekruten weg, so daß er dem Könige nach Leipzig mehr als eine Million Thaler und 4000 Mann mitbringen konnte, die höchst willkommen waren, um mit ihnen die Lücken ausfüllen zu helfen, welche die Schlacht von Torgau in den Reihen der Regimenter zurückgelassen. Die armen

[1]) Stenzel 273.

Bewohner der von diesem Raubzuge betroffenen Gegenden waren ohne Mitleid zur Bezahlung der geforderten Contributionen gezwungen worden. Wo das Geld durchaus nicht aufzutreiben war, mußten sie Wechsel unterschreiben und für deren Bezahlung Geiseln stellen, die man mit fortschleppte. Das wurde so ernst genommen, daß z. B. der König nur nach langem Widerstreben seiner Freundin, der Herzogin von Gotha, die Freigebung eines Grafen Werthern bewilligte, den man behufs solcher unfreiwilligen Bürgschaft gefangen hielt. „Thüringen schuldet mir," schreibt er, „noch 400,000 Thaler Contribution und 150,000 Thaler für Lieferungen. Einige Geiseln, die man auf Ehrenwort entlassen, haben sich aus dem Staube gemacht. Dadurch bin ich zur äußersten Strenge genöthigt; denn ich bin arm und ruinirt, und doch fordert jeder Tag seine Ausgaben, die sich beständig steigern. Ich bin so weit herunter, wie einst Heinrich IV., der einen Freund um Geld bat, weil er kein ganzes Hemde, keinen Sattel und kein Pferd mehr habe und seinen Diener nicht bezahlen könne. Da muß ich es schon machen wie der heilige Crispin, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen. Nun kennen Sie die Quelle, aus der so manche Härten und Ungerechtigkeiten fließen, zu denen die Noth mich treibt [1])."

---

[1]) Oeuvres XVIII. 202. 210.

Eine der schlimmsten Maßregeln dieser Art war die Ausplünderung des Schlosses Hubertusburg, welches man das Herzblatt des Königs von Polen nannte. Friedrich wollte durch Verwüstung dieses prachtvollen Lustsitzes nicht nur für den Ruin des Charlottenburger Schlosses Rache üben, sondern dachte dabei auch eine erkleckliche Geldsumme für Kriegsbedürfnisse zu gewinnen. Er ließ deshalb in Leipzig den General Saldern zu sich kommen [1]), der sich bei Hohenfriedeberg und Liegnitz besonders hervorgethan, und ertheilte demselben folgenden Befehl: „Er geht morgen mit einem Detachement in aller Stille nach Hubertusburg, läßt alle geldwerthen Möbel sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will Nichts davon haben; ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazareth assigniren und Ihn nicht vergessen!" Saldern antwortete nach einigem Bedenken: „Ew. Majestät halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und meinen Eid!" „Er würde Recht haben," antwortete der König, „wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber höre Er ein Mal: Die großen Herren fühlen es nicht an ihrem Kopfe, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie da angreifen, wo es

---

[1]) Küster: Charakterzüge des General von Saldern, Berlin 1793. p. 41.

ihnen selbst wehe thut!" Auf diese Auseinandersetzung, die im Grunde eine Entschuldigung für das enthielt, was die Sachsen in Charlottenburg gethan, entgegnete Saldern: „Ew. Majestät mögen mich stehenden Fußes gegen den Feind schicken, um dessen Batterien anzugreifen, so werde ich herzhaft gehorchen; aber wider Ehre, Eid und Pflicht kann und darf ich nicht. Zu dieser Commission wird sich leicht ein Anderer finden!" Der König war über diese Weigerung sehr zornig und rief: „Saldern, Er will nicht reich werden!" Der General wurde in Ungnade entlassen und meldete sich krank. Der Auftrag wurde nunmehr dem Obristen Quintus Icilius gegeben, welcher mit den Freischaaren das Schloß ausplünderte, nachdem ihm der König befohlen, von der Beute 100,000 Thaler schlechtes Geld an die Lazarethkasse zu liefern, das Uebrige aber für sich zu behalten. Er führte das aus, konnte oder wollte aber nicht verhindern, daß seine zügellosen Soldaten vielen Uebermuth und Rohheit bei der Zerstörung der prachtvollen Einrichtung des Schlosses verübten. Dasselbe wurde übrigens bald wieder hergestellt und konnte bekanntlich wenige Jahre nachher zum Sitz der Friedensverhandlungen benutzt werden. — Saldern wurde nach einer kurzen Zeit der Ungnade wieder hervorgezogen und zum Generallieutenant befördert. Der Biedermann starb 1785 zu Magdeburg. Quintus Icilius

aber mußte sich lebenslang vom Könige verhöhnen lassen, weil er sich zu dieser Räuberei hergegeben.

Von den Bedrückungen und Erpressungen, zu welchen Friedrich II. durch die Noth der Zeiten gezwungen war, hatte außer Sachsen fast kein Land so viel zu leiden als Mecklenburg. Hier war ebenfalls ein alter Groll zu befriedigen, da, wie wir gehört, seit Friedrich Wilhelm's I. Zeiten beständige Reibungen mit den dortigen Fürsten wegen der Streitigkeiten mit den Ständen und der dadurch veranlaßten Reichsexecution, so wie auch hauptsächlich wegen der Werbeexcesse stattgefunden. Dies veranlaßte eine junge 17jährige Prinzessin des gedrangsalten Landes (sie war die Tochter jenes Prinzen von Mirow, des Nachbarn von Rheinsberg), an Friedrich den Großen folgenden Brief zu richten, welcher berühmt geworden ist, weil der Thronerbe von England, der nachmalige Georg III., denselben zu Gesicht bekam und dadurch veranlaßt wurde, über die Verfasserin Nachrichten einzuziehen, in Folge deren er sie demnächst zur Königin von England erhoben hat. Der Brief lautet:

Mirow in Mecklenburg-Strelitz [1]).

Sire; Ich weiß nicht, ob ich über Ew. Majestät letzten Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der

---

[1]) Ohne Datum. Jedenfalls nicht lange nach der Schlacht bei Torgau, die hier gemeint sein muß.

neue Lorbeern um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in diesem unserm lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein dem sei wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hatte dieses Land die angenehmste Gestalt gewonnen, man traf keine verödeten Stellen an, Alles war angebaut. Das Landvolk sah vergnügt aus, und in den Städten herrschte Wohlstand und Freude. Aber welch eine Veränderung gegen eine so angenehme Scene! Ich bin in partheiischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Allein gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein werthes Vaterland, liegt da, gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten worden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder, vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde mit einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge Alles mitnehmen und

verheeren, und wenn sie wieder kommen, gleich viel wieder wollen herbeigeschafft haben.

Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hilfe in dieser äußersten Noth. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja selbst Kinder ihre Klagen bringen. Sie, die Sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden, als selbst durch Ihre Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen und zur Ehre Dero eigenen Ruhmes Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten. Ich bin u. s. w.[1]).

Siebentes Kapitel.

Die Jahre 1761 bis 1763.

Die Scenen des Jammers und der Verwüstung, welche dieser naive Brief dem Könige anschaulich machen sollte, wiederholten sich gleichzeitig in allen deutschen Ländern nunmehr seit vollen fünf Jahren. In Westphalen, Hannover und Hessen hausten die Franzosen mit grausamer Raubgier. Auch sie schleppten, wie die Preußen es anderswo thaten, aus den Städten die an=

[1]) Eine englische Uebersetzung dieses Briefes erschien bereits im Octoberheft von Gentlemans Magazine 1761. Den deutschen Text giebt Preuß II. 186. ohne zu sagen woher? Carlyle XII. 178. Daß es auch hier nicht an scharfsinnigen Leuten gefehlt hat, welche die Aechtheit des Briefes bestritten haben, braucht kaum erwähnt zu werden.

gesehensten Personen als Geiseln für die Bezahlung unerschwinglicher Summen fort. Prinz Xaver von Sachsen zeichnete sich besonders durch seine Härte aus; doch gab im Ganzen Einer dem Andern nicht viel nach. Die kleine Stadt Wolfenbüttel z. B. mußte 200,000 Thaler Contribution erlegen, außerdem 28,000 Thaler für die Generale und 14,000 dafür, daß man die Kirchthürme nicht eingeschossen hatte. Zu den Arbeiten an den Verschanzungen und festen Lagern wurden Weiber und Kinder gezwungen; die Männer waren bereits in die Soldatenjacke gesteckt. Aus dem Harz mußten die Bergleute herbeikommen, ihre Geschicklichkeit zum Nutzen der Feinde zu verwerthen, und so ging es durch alle Schichten der Bevölkerung. Von Bezahlung war natürlich keine Rede, oder dieselbe wurde den bedrängten Bürgern und Bauern noch als Zugabe aufgebürdet [1]).

Am wenigsten waren noch die österreichischen Länder, mit Ausnahme Böhmens, in den letzten Jahren von den eigentlichen Kriegslasten getroffen worden; allein die fortgesetzte Stellung von Mannschaften und die Kosten der Feldzüge hatten auch diese Provinzen entkräftet und Maria Theresia's Kassen vollständig erschöpft. Die Königin konnte den Sold der Officiere und den Betrag für die Lieferungen nur noch in papierenen Anweisungen bezahlen, für welche ihr Gemahl,

---

1) Archenholz 436.

der Kaiser Franz, eine besondere Bank auf eigene Rechnung errichtete und die Zettel zu niedrigen Coursen ankaufte, um sie sich nach dem Frieden voll ausbezahlen zu lassen. Dieser hohe Herr hatte überhaupt große Neigung zu Wuchergeschäften und spielte den Lieferanten für seine Gemahlin, sogar, wie böse Zungen sagten, für den König von Preußen, dem er Getreide und Pferde verkaufte.

Bei solchen Zuständen war es kein Wunder, wenn man allerseits des Krieges herzlich müde wurde. Ganz besonders war das bei der französischen Regierung der Fall, die sich durch die großen Subsidien an Oesterreich und die Reichsfürsten dem Bankerot nahe gebracht und doch nur wenig Ehre geerntet hatte. Auch in England wurde der Ruf nach Frieden laut; nur der große Pitt und sein Anhang beharrten bei der Bundesgenossenschaft mit Friedrich II., weil sie es mit Recht für die beste Politik hielten, den mächtigsten protestantischen Fürsten des Continents auf ihrer Seite zu haben und durch ihn die Franzosen zu Lande zu beschäftigen.

Unglücklicher Weise starb im October 1760 ganz plötzlich der 77jährige König Georg II. Zwar hatte das für den Augenblick auf die preußischen Angelegenheiten keinen nachtheiligen Einfluß, weil Pitt am Ruder blieb. Allein die Feinde desselben hatten nunmehr gegründete Hoffnung, diesen Minister bald verdrängen zu können, dem sie vorwarfen, daß er mit vollen Händen

englisches Geld für fremde Zwecke vergeudete und englische Soldaten für die Angelegenheiten des Königs von Preußen fechten ließe, ohne dadurch wesentlichen Nutzen für England zu schaffen. Von den vielen Flugschriften, die sich in diesem Sinne aussprachen, hatte besonders eine großen Einfluß auf die öffentliche Meinung; nämlich das unter dem Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Krieg in Deutschland" von einem gewissen Mauduit herausgegebene Pamphlet. Dasselbe faßte die Engländer sehr geschickt an ihrer empfindlichsten Stelle, an dem Geldpunkte. Unterschleife und Ungeschicklichkeiten bei der Truppenverpflegung wurden darin aufgedeckt und bewiesen, daß z. B. das Heu für die Cavalleriepferde durch nutzloses Hin- und Herschicken gänzlich verdorben und doch so theuer geworden sei wie der feinste Thee; daß die Lieferanten den Staat betrogen und sich bereicherten, und mehr dergleichen Dinge, die in jedem Kriege vorkommen. Mauduit behauptete ferner, die Gefahr für Hannover, welche man immer voranstellte, würde verschwinden, wenn die europäischen Mächte den Franzosen ernstlich andeuteten, daß man ihre Einmischung nicht länger leiden wolle. Das Gerede von der Bundesgenossenschaft mit dem mächtigsten protestantischen Fürsten sei lächerlich, da Friedrich II. bekanntermaßen gar keine Religion habe u. s. w.[1])

[1]) Carlyle XII. 146. folgde.

Noch lauter erhob sich die öffentliche Meinung, als man erfuhr, daß auch der junge König Georg III. [1]) die Fortsetzung des Krieges sehr ungern sähe und nur mit Mühe von Pitt hätte bewogen werden können, in der Thronrede den Kampf nicht geradezu als einen nutzlosen und kostspieligen zu bezeichnen. Für den Augenblick gelang es dem großen Staatsmanne indessen noch, die Verlängerung des Subsidienvertrages auf ein Jahr durchzusetzen; allein es war die letzte Zahlung, die Friedrich II. von England erhielt, denn bald trat Pitt, der ewigen Anfeindungen und Hetzereien müde, von seinem Posten zurück, und der frühere Lehrer des Königs, Lord Bute, der in Uebereinstimmung mit den Wünschen seines Monarchen dem Kriege unter allen Umständen ein Ende machen wollte, kam an's Ruder [2]).

Wäre es in Folge dessen nun wenigstens zu ernsthaften Friedensunterhandlungen gekommen, so hätte Niemand das lieber sehen müssen, als Friedrich II. Seine Kräfte gingen zu Ende. Nur durch immer weiter getriebene Erpressungen war er im Stande, sich das

---

[1]) Georg's II. ältester Sohn Friedrich war vor seinem Vater gestorben. Es kam also dessen damals 23jähriger Sohn Georg zur Regierung.

[2]) Ausführliches über diese Vorgänge findet sich im Annual Register I. 443. (Es ist immer die deutsche Uebersetzung von Benzler gemeint, die unter dem Titel: Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Großen, 1780, in Leipzig erschienen ist.)

Geld für einen neuen Feldzug zu beschaffen. Seine aus allen Ecken zusammengebrachten Rekruten konnten nicht zu der alten Kriegstüchtigkeit der preußischen Armee herangebildet werden. „Das gestehe ich Euch zu meinem besonderen Leidwesen," schrieb der König an General Goltz[1]), „daß meine Infanterie jetzo nicht so gut ist, als solche gewesen, das ist aber ein Umstand, den ich jetzt nicht ändern kann, und also solche so nehmen muß, wie sie ist." Dessenungeachtet war der König weit entfernt von dem Gedanken, zu einem für ihn unehrenhaften Frieden die Hand zu bieten; und als Frankreich im März 1761 Vorschläge machte und in denselben die Abtretung deutschen Gebietes, namentlich hessischer und hannoverscher Landestheile verlangte, so war damit die Unmöglichkeit des Gelingens schon ausgesprochen.

Wir brauchen auf die Einzelnheiten der Unterhandlungen, welche nun folgten, nicht näher einzugehen, theils weil dieselben schließlich doch kein Resultat hatten, theils weil die Zwischenfälle, wie Frankreichs Bemühung, auch den König von Spanien in den Krieg gegen England mit zu verwickeln, und der Abschluß des bourbonischen Familienvertrages (15. August

---

[1]) Schöning III. 101. Goltz war schwer erkrankt, als er diesen Brief erhielt und starb wenige Tage nachher im Anfang Juli 1761.

1761), keinen unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke des preußischen Staates übten.

Als man zuletzt übereingekommen war, in Augsburg einen förmlichen Friedenscongreß zu eröffnen, scheiterte die ganze Sache an dem Umstande, daß Frankreich und Oesterreich die Zulassung kaiserlicher Gesandten bei den Verhandlungen verlangten, während England und Preußen das auf's Bestimmteste verweigerten, weil sie nicht mit dem deutschen Reiche, sondern nur mit der Königin von Ungarn und Böhmen Krieg führten.

So mußte denn weitergekämpft werden.

Gewaltige Armeen der verbündeten Feinde Preußens rückten in's Feld; Frankreich allein stellte 150,000 Mann auf, Oesterreich 130,000, Rußland 100,000, dazu kamen noch 30,000 Schweden und Reichstruppen, also mehr als 400,000 Mann, denen der König trotz aller Anstrengung doch nur 160—170,000 Mann entgegenstellen konnte, wobei die Armee des Herzogs von Braunschweig schon mitgerechnet war.

Die schweren Sorgen, welche eine solche fast verzweifelte Lage erwecken mußte, verschloß der König in seiner Brust, oder sprach sie nur in den Briefen an seine nächsten Freunde aus. Dem Heere und den Generalen gegenüber zeigte er sich so kühn und entschlossen wie je. Am 11. März meldete er dem General Goltz, daß er alle Anstalten getroffen hätte, um Anfangs Mai in

Schlesien einzutreffen[1]), „und werde Ich selbst hinkommen, um alsdann en force gegen den Feind zu agiren und ihm recht tüchtig Widerstand zu thun."

Daß der König solchen Muth und Zuversicht zur Schau trug, war um so nothwendiger, weil seinem Scharfblicke nicht entgangen sein konnte, wie es noch immer eine Partei im Heere gab, welche an der Meinung fest hielt, daß der ganze Krieg eigentlich aus einer Uebereilung hervorgegangen und zu vermeiden gewesen wäre, wenn Friedrich der Große sich ruhig innerhalb der Grenzen des Dresdener Friedens gehalten hätte. Oesterreich würde, sagten sie, selbst im Verein mit seinen Bundesgenossen niemals einen Angriff unternommen haben. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand besonders Prinz Heinrich, der um so größere Bewunderung verdient, weil er dessenungeachtet mit vollster Hingebung und Aufopferung aller Kräfte, meist unter den schwierigsten Verhältnissen, niemals in Erfüllung seiner großen ihm übertragenen Aufgabe wankend wurde. Aber an seiner Anschauungsweise hielt er nichtsdestoweniger fest, und die königlichen Geschwister theilten dieselbe und waren besonders seit des Prinzen August Wilhelm's Tode auf den König erbittert, der den unglücklichen Prinzen von Preußen für die Mißerfolge

---

[1]) Schöning III. 22.

verantwortlich gemacht hatte, welche derselbe nicht verschuldet. Oeffentlich freilich wagten solche Gesinnungen sich nicht hervor, denn des Königs gewaltige Persönlichkeit hielt seine Umgebungen in zu strenger Unterwürfigkeit, als daß ein Tadel hätte laut werden dürfen. Erst nach Friedrich's Tode wagte man sich damit hervor. Nicht allein sprach der Minister Herzberg in öffentlichem Vortrage es aus, daß der ganze siebenjährige Krieg unnützer Weise geführt worden, sondern auch Prinz Heinrich grub seinen Groll gleichsam in Eisen und Stein, als er zu Rheinsberg jenes Monument für die gefallenen Helden errichtete, auf welchem der Name jedes Einzelnen mit einer lobenden Inschrift verzeichnet stand, Friedrich's Name aber nicht zu lesen war [1]).

---

[1]) In der Rede, welche der Prinz zur Einweihung des Denkmals hielt, sagte er: „Warum vermißt man Friedrich unter der Zahl dieser berühmten Namen? — Die von diesem Könige selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die Lobschriften auf ihn nach seinem Tode, lassen mir Nichts zu sagen übrig!“ Schöning III. 587. Wie Heinrich über seinen Bruder dachte, würde man aus dessen Privatcorrespondenz ersehen, wenn dieselbe veröffentlicht wäre. Unter dem Briefe des Königs an ihn vom 10. November 1759 findet sich vom Prinzen eigenhändig bemerkt: „Ich verlasse mich keineswegs auf seine Mittheilungen. Dieselben sind eben so widersprechend und unzuverläßig, wie sein Charakter. Er ist es, der uns in diesen grausamen Krieg verwickelt hat, aus dem nur die Tapferkeit der Generale und Soldaten uns heraushelfen kann. Seit dem Tage, wo er zu meiner Armee gekommen ist, hat er

Allein solche Gesinnungen lebten doch nur in einer sehr kleinen Partei. Die sprechendsten Beweise liegen von der andern Seite dafür uns vor, wie im Großen und Ganzen das Volk trotz aller Leiden und Qualen, welche der Krieg seit nun fünf Jahren über das Land gebracht, dennoch in der begeisterten Hingebung an den Heldenkönig nicht wankend wurde und willig Gut und Blut ihm zum Opfer brachte, weil man wußte, daß er Nichts für sich, Alles für das Vaterland forderte, und weil der Ruhm und die Ehre, die er sich erkämpfte, zugleich der Ruhm und die Ehre aller Preußen war. Kein geringes Verdienst erwarben sich in dieser Zeit die Geistlichen in den Städten und auf dem Lande, welche als Seelsorger und Kanzelredner unablässig zur Ausdauer und zum Vertrauen ermahnten und die Gemüther in der Treue für den König befestigten. Selbst wo dieser zu irren schien, wie z. B. bei der Hubertusburger Angelegenheit, suchten sie Auswege, um ihr Gewissen mit dem Gehorsam gegen den König und mit der unbedingten Unterwerfung unter dessen höhere Weisheit in Einklang zu bringen, wofür in dem Küster'schen Buche wahrhaft rührende Zeugnisse sprechen [1]). Das

---

Nichts als Unordnung und Unheil daselbst angerichtet. Alle meine Mühe in diesem Feldzuge, alles Glück, welches mir zur Seite stand, hat Friedrich zu nichte gemacht. Oeuvres XXVI. 203.

[1]) Lebensrettungen p. 170.

hatte denn die Wirkung, daß namentlich in den alten Provinzen die Opferfreudigkeit nicht ermattete, und die Gemeinden mit einander wetteiferten, aus ihren schwer bedrängten und bedrückten Kreisen immer neue patriotische Gaben darzubieten, sowohl an Lieferungen, als besonders durch Gestellung von Rekruten, die sich freiwillig zur Armee begaben. Namentlich aus der Grafschaft Mark langte einst ein großer Zug wohlgewachsener junger Männer an, die sich dem Könige zur Verfügung stellten. „Unsere Väter," sagten sie, „haben uns hergeschickt. Wir haben auch Etwas mitgebracht!" Dabei holte der Sprecher einen großen Beutel mit harten Thalern aus seinem Quersack und zählte sie vor dem Könige auf.

Auch im Auslande blickte man nach wie vor voll Begeisterung auf den Heldenkönig, selbst da, wo die Regierungen ihm feindlich gegenüberstanden; man staunte seine Widerstandskraft an, die mit der Zahl der Gegner zu wachsen schien. Nach jeder Niederlage, sogar nach jedem Fehler und jeder Uebereilung, die er begangen, schien Friedrich noch größer dazustehen, als vorher. Er selbst aber fühlte, daß ohne ein Wunder die Rettung unmöglich schien. Noch immer hoffte er auf den Beistand der Türken, und wirklich gelang es, mit diesen sowohl als mit dem Chan der Tartaren ein Freundschaftsbündniß abzuschließen; doch leider erwies sich die Mühe und die Kosten, die man auf das Zustandekom-

men desselben gewendet, erfolglos. Weder ließen die Türken sich zum Angriff gegen Oesterreich, noch die Tartaren zum Kriege gegen Rußland in Bewegung setzen, — der König mußte durch seine eigene Kraft und sein eigenes Genie sich Rettung schaffen.

Bereits im vorigen Jahre hatte er den Versuch gemacht, den General Tottleben, dessen preußenfreundliche Gesinnung ihm bekannt war, durch einen Unterhändler dahin zu bringen, daß er ihm den Feldzugsplan der Feinde verriethe. Das hatte damals keinen Erfolg[1]). Jetzt wurde der Versuch wiederholt, und Tottleben, vielleicht in der Voraussicht, daß die Kaiserin Elisabeth nicht mehr lange leben könne, ließ sich wirklich bestechen und trat mit dem Prinzen Heinrich in Correspondenz. Auf diesem Wege erfuhr der König, daß die Feinde vor allen Dingen Schlesien wieder erobern und dann wo möglich nach Berlin vorgehen wollten. Zu solchem Behuf beabsichtigte man die Vereinigung der Loudon'schen Armee mit den Russen unter Feldmarschall

---

1) Schöning III. 26. 49. Stenzel p. 271. In Petersburg scheint man Argwohn deshalb gefaßt zu haben, und dies vielmehr, als die gelinde Behandlung Berlins, wird Ursache der eingeleiteten kriegsrechtlichen Untersuchung gewesen sein. Das Gericht sprach ihn frei, allerdings erst nach Elisabeths Tode, zu einer Zeit, wo die intimste Freundschaft zwischen dem neuen Kaiser und Friedrich II. bestand, und die Sache deshalb in milderem Lichte erschien. Stuhr II. 359.

Butturlin zu bewirken. Damit die Preußen nicht von Sachsen aus herbeieilen könnten, um dies zu hindern, sollte Daun durch seine Stellung daselbst wo möglich den König festhalten. Das alliirte Heer unter Herzog Ferdinand konnte ohnehin diese Pläne nicht stören, dafür sorgte die große französische Armee.

Leider nützte die Wissenschaft von diesen Verabredungen seiner Feinde Friedrich dem Großen nicht viel. Er war zu schwach, um an einen Angriffskrieg denken zu können. Loudon's Heer war bis zu 70,000 Mann verstärkt, Butterlin befehligte 60,000. Außerdem hatte General Romanzof 40,000 Mann unter sich, welche nach Pommern eilen sollten, um Kolberg von der Landseite zu bedrohen, während die vereinigte russisch-schwedische Flotte die Festung zur See angriff.

Friedrich beschloß, sich in Person nach Schlesien zu begeben; er wollte der Gefahr an dem Punkte entgegentreten, wo sie am größten war. Die Beschützung Sachsens übertrug er auch in diesem Jahre wieder seinem Bruder Heinrich, welcher die Bewegungen der Daun'schen Armee daselbst beobachten und ihr nachfolgen sollte, wenn sie etwa die Richtung nach Schlesien einschlüge. Zur Deckung von Kolberg wurde der Prinz von Württemberg mit einer verhältnißmäßig geringen Truppenmacht beordert.

In Schlesien hatten trotz des Waffenstillstandes bereits verschiedene Plänkeleien stattgefunden, als am

23. April die förmliche Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erfolgte. Loudon wollte das nur 18,000 Mann starke Corps des General Goltz mit 30,000 Mann angreifen; dies zu verhindern eilte Friedrich im Geschwindmarsche von Meissen über Görlitz nach Schweidnitz, wo er sich mit Goltz vereinigte und dadurch Loudon nöthigte, in's Glatzische zurückzugehen.

Da man durch Tottleben's Verrath im preußischen Hauptquartier von Allem, was bei den Russen vorging, in steter Kenntniß war, so wußte der König, daß Loudon Befehl hatte, nur im Einvernehmen mit Butturlin einen entscheidenden Schlag zu thun. Die Russen hielten sich, wie immer, möglichst lange zurück, weshalb Friedrich II. sich fast 1½ Monate lang in seinem Lager zu Kunzendorf, zwischen Schweidnitz und Freiburg, behaupten konnte. Zur Ermuthigung seiner Truppen ließ er bekannt machen, daß er mit der Pforte und dem Tartaren-Chan jetzt im Bunde stehe, und daß diese nächstens anrücken würden, die Russen und Oesterreicher im eigenen Lande zu beschäftigen und zum Abzuge aus Schlesien zu nöthigen. Er hatte die Absicht, Goltz gegen die Russen vorgehen zu lassen, um die von dem Hauptheere ziemlich weit getrennte Vorhut derselben anzugreifen; leider wurde dies durch die Krankheit und den bald darauf erfolgten Tod des tapferen Generals verhindert. Ziethen erhielt nun dessen Commando, doch war die russische Armee bereits zusammengerückt,

und Loudon machte es durch schlau berechnete Manöver möglich, den König so zu täuschen, daß die Vereinigung beider Armeen am 15. August ungehindert bei Jauer bewirkt werden konnte. Dem preußischen kaum 55,000 Mann starken Heere standen nunmehr 140,000 Feinde gegenüber; an einen Angriff war also nicht zu denken, vielmehr kam Alles darauf an, sich von solcher Uebermacht nicht erdrücken zu lassen. Das hoffte der König durch ein ganz neues, ebenso geniales, als seinen sonstigen Kriegsgewohnheiten entgegengesetztes Mittel zu bewirken. Bei Bunzelwitz, ¾ Meilen nordwestlich von Schweidnitz, schlug er ein Lager auf, wozu er das Terrain meisterlich gewählt hatte. Das Schweidnitzer, Striegauer und Freiburger Wasser, Wald, Teiche und Bruchholz deckten die verschiedenen Fronten des von Hügeln umgebenen Platzes, ohne denselben übrigens unangreifbar zu machen; allein bevor die Feinde schlüssig geworden waren, was sie dieser Aufstellung gegenüber unternehmen sollten, war der König mit Anspannung aller Kräfte bemüht gewesen, sein Lager in eine förmliche Festung zu verwandeln [1]). Ueberall wurden Batterien angelegt, welche jeden zu dem Lager führenden Weg durch ein Kreuzfeuer abschneiden konnten.

---

[1]) Eine leicht verständliche Karte desselben ist dem 5. Bande von Tempelhoff beigegeben. Archenholz p. 452. Der Umfang des Lagers betrug fast zwei Meilen. Kutzen 241.

Starke Befestigungen schützten die Dörfer Jauernigk, Bunzelwitz, Zeschen und Peterwitz. Vier Hügel innerhalb des Lagers bildeten Bastionen. Gruben wurden mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllt, welche in jedem Augenblicke gesprengt werden konnten. 460 Geschütze waren an den verschiedenen Stellen vertheilt. Der ganze Umkreis des Lagers starrte von Palissaden und spanischen Reitern. Da dasselbe an einem hoch über der Ebene sich ausdehnenden Platze angelegt war, so hatte man von dem feindlichen Geschütze wenig zu fürchten, auch die Kavallerie konnte zu einem Angriff nicht verwendet werden. Tag und Nacht mußten sich die Truppen bei der Arbeit ablösen, die auf diese Art in unglaublich kurzer Zeit von wenigen Tagen vollendet war. Ein Angriff gegen diese aus dem Boden gewachsene Festung würde Ströme von Blut gekostet haben.

Wenn es wahr ist, daß Friedrich trotz alledem seine Stellung für unsicher hielt, und auch die Soldaten, einen Ueberfall fürchtend, sich oft muthlos und niedergeschlagen zeigten, so stehen damit die Ausdrücke seiner Briefe an Prinz Heinrich in starkem Widerspruche. „Die Russen,“ schreibt er am 23. August [1]), „haben Striegau und Jauer besetzt, die Oesterreicher Freiburg und Kunzendorf. Wollen sie mich angreifen, was, wie

---

[1]) Schöning III. 149.

ich glaube, binnen hier und drei Tagen geschehen kann, so werden sie sich die Nasen blutig stoßen. Um mich brauchst Du keine Sorge zu haben; ich werde meine Sachen schon machen!" Diese Zuversicht ging sicher aus der Ueberzeugung hervor, daß Butturlin nichts Ernstes unternehmen würde; mit den Oesterreichern allein hoffte der König fertig zu werden.

In der That hatte Loudon für den 2. September einen allgemeinen Angriff beschlossen, allein Butturlin erwiederte auf die Aufforderung zur Theilnahme an demselben, daß er die Oesterreicher nur dann unterstützen könnte, wenn sie selbst angegriffen würden.

Während durch diese Uneinigkeit der Feinde die Entscheidung sich verzögerte, nahmen auch die Beschwerlichkeiten für die preußischen Truppen täglich zu. Die Lebensmittel wurden knapp, man mußte sich hauptsächlich mit Brod und Wasser behelfen. Selbst an Stroh für die Lagerstätten fing es zu fehlen an; auch Krankheiten rissen ein, und das Ende dieses unbequemen Aufenthaltes schien nicht abzusehen. Der König begriff, daß Alles darauf ankomme, den Muth der Soldaten nicht sinken zu lassen. Daher zeigte er mit heldenmüthiger Selbstüberwindung ihnen stets ein freundliches Gesicht, theilte ihre Entbehrungen, schlief wohl in ihrer Mitte eine Nacht auf Stroh und bewies auch hier wieder seine wunderbare Gewalt über die Gemüther der Menschen. In der Einsamkeit aber und im Gespräch

mit seinen vertrautesten Generalen soll er sich desto tieferer Schwermuth und Hoffnungslosigkeit hingegeben haben. Einst, so wird erzählt, suchte der alte Ziethen in seiner gottvertrauenden Art dem Monarchen Muth einzusprechen: sicher werde noch Alles zu gutem Ende gelangen. „Hat Er uns etwa einen neuen Alliirten angeschafft?“ fragte der König. „Nein,“ antwortete Ziethen, „nur den alten da oben!“ „Ach!“ rief der König aus, „der thut keine Wunder mehr!“ „Die braucht's auch nicht,“ antwortete der brave Husarengeneral; „er kämpft doch für uns und läßt uns nicht sinken.“

Für jetzt aber bedurfte es auch keines besonderen Wunders. Die Uneinigkeit der Feinde bewirkte, wie schon so oft, die Rettung. Einen Einblick in das, was dort vorging, gewährt das von Stuhr[1]) mitgetheilte Schreiben des im österreichischen Lager weilenden französischen Militärbevollmächtigten Menager vom 7. September: „— — Auf den 3. September hatte man den allgemeinen Angriff verabredet; die Anordnungen waren bereits getroffen, die Befehle ertheilt, doch kamen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten dazwischen. Vortheile und Nachtheile wurden abgewogen, politische und militärische Rücksichten standen einander entgegen — mit Einem Wort, vom Angriff ist nicht mehr die Rede,

---

[1]) Forschungen rc. II. 400.

und die Russen denken an ihren Rückzug. — — Die Nachwelt wird Mühe haben, zu glauben, was sich während der letzten Tage im russischen Hauptquartier Alles ereignete — die Feder entsinkt meiner Hand, und ich kann nur seufzend die Augen zum Himmel richten!" Und am 20. September: „Stände es mir frei, das Verfahren gewisser Höfe zu beurtheilen, so könnte ich leicht die Unaufrichtigkeit derselben beweisen. Der Plan, Schlesien anzugreifen, ist niemals nach dem Geschmack der Russen gewesen!"

Butturlin's Handlungsweise entsprach mehr der Stellung eines Diplomaten, als eines Feldherrn. Er wußte, daß seiner Kaiserin Nichts daran lag, den Oesterreichern eine Provinz wiederzuerobern. Deshalb schützte er bald den Mangel an Lebensmitteln vor, ließ nur den General Czernitschew mit 12,000 Mann bei Loudon stehen, ging mit der Hauptarmee über die Oder und bald nach Polen zurück. Ein Schreiben der Czarin [1]) belobte ihn deshalb und erkannte dankend an, daß er die Truppen keiner unnützen Gefahr ausgesetzt habe.

Schon am 9. September hatten die russischen Vorposten den preußischen zugerufen, daß der Aufbruch für morgen bestimmt wäre. Jubelnd empfing man diese Nachricht, welche das Ende des beschwerlichen und ent-

---

[1]) Forschungen rc. II. 401.

behrungsvollen Lagerdienstes ankündigte. Zur freudigen Ueberraschung der Preußen folgte dem Abmarsch der Russen auch bald der des österreichischen Heeres. Loudon hielt sich jetzt nicht mehr stark genug zu einem Angriff und kehrte in sein festes Lager bei Freiburg zurück.

Vierzehn Tage lang blieb der König noch in seiner Bunzelwitzer Festung, um den durch die beständigen Nachtwachen und durch den Mangel an ordentlicher Nahrung erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen. In dieser Zeit wurden die so schnell und künstlich aufgeführten Erdarbeiten wieder abgetragen und die Verbindung mit der Umgegend hergestellt, so daß alle Bedürfnisse herbeigeschafft werden konnten [1]). 10,000 Mann unter dem tapferen pommerschen General Platen schickte Friedrich über Breslau nach Posen, um daselbst und unterwegs die Magazine zu zerstören. Platen vollführte das mit großer Besonnenheit und Tapferkeit, machte auch eine Menge Gefangene und eroberte feindliches Geschütz.

Nun hätte der König gern die Oesterreicher aus ihrem Freiburger Lager gelockt, um sie entweder über die böhmische Grenze zurückzutreiben, oder ihnen bei günstiger Gelegenheit eine Schlacht zu liefern, obgleich sie ihm unter Hinzurechnung des Czernitschew'schen

---

[1]) Archenholz 459.

Corps noch immer fast um das Doppelte überlegen waren. Die preußische Armee mußte deshalb aufbrechen und sich zwei Tagemärsche von Schweidnitz nach Münsterberg begeben; dies hatte aber leider eine ganz andere Wirkung, als Friedrich erwartete. Loudon benutzte die Entfernung des Feindes, um einen Handstreich gegen Schweidnitz zu versuchen, was ihm auch über Erwarten gelang. Die Anlage der Befestigungswerke war ihm von 1757 her noch wohl bekannt, auch stand er mit einem gefangenen österreichischen Major, der in Schweidnitz frei umhergehen durfte, im Einverständniß; so war er im Stande, in der Nacht vom 30. September zum 1. October 20 Bataillone Oesterreicher und 800 auserlesene russische Grenadiere an die vier Außenwerke der Festung heranzuführen und diese zu ersteigen, bevor die Besatzung Etwas davon merkte. Diese bestand aus 3800 Mann. Der Commandant, General Zastrow, war ein tüchtiger Soldat, aber ein etwas lockerer Lebemann. Er befand sich grade in dieser Nacht auf einem Balle und hatte keinen Befehl zum Recognosciren gegeben, da Niemand an einen Angriff dachte. So ward es möglich, die Truppen in den einzelnen Werken, sobald dieselben auf mitgebrachten Sturmleitern erstiegen waren, schnell zu entwaffnen. Nur zwölf Kanonenschüsse sollen abgefeuert worden sein. Die Oesterreicher brauchten ihr grobes Geschütz gar nicht, aber durch ihre Musketenschüsse gerieth ein Pulvermagazin in Brand.

Bei der Verwirrung, die hierdurch entstand, drangen die Angreifer mit gefälltem Bajonett vorwärts, verjagten die Besatzungstruppen, welche der einheitlichen Leitung entbehrten, und richteten die preußischen Kanonen gegen den Hauptwall. Nur an dem sogenannten Galgenfort fand ernstlicher Widerstand statt, der aber auch bald überwunden wurde. Unterdessen hatte jener gefangene österreichische Major 200 seiner ebenfalls in der Festung gefangenen Landsleute befreit. Diese ließen die Zugbrücken nieder und öffneten einer Kroatenabtheilung den Zugang. Nun war die Eroberung der Festung vollendet. Die ganze Besatzung, 3240 Gemeine, Zastrow und 107 Officiere mußten sich ohne Capitulation kriegsgefangen erklären. Die Oesterreicher plünderten die Stadt, während den Russen nachgerühmt wird, daß sie gute Mannszucht hielten.

So war eine der wichtigsten schlesischen Festungen in unglaublich kurzer Zeit den Oesterreichern in die Hände gefallen, und diese dadurch in den Stand gesetzt, seit sechs Jahren zum ersten Male wieder ihre Winterquartiere in Schlesien zu beziehen.

Loudon, der geniale Vollführer dieses Unternehmens, erntete wenig Dank von demselben. Er hatte nicht Zeit gehabt, den Hofkriegsrath in Wien vorher um Erlaubniß zu fragen, und obgleich er Daun's Einwilligung sich erbeten und erhalten und auch den Kaiser Franz durch einen Brief von dem Vorhaben in Kennt-

niß gesetzt hatte, der sogar alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen versprach, so verschlimmerte das die Sache noch in den Augen Maria Theresia's, welche die Nachricht von der Eroberung der Festung durch ihren Gemahl empfing, den sie bei aller persönlichen Liebe mit Eifersucht von wichtigen Regierungs- und Kriegsmaßregeln fern hielt. Nur Kaunitzens Fürsprache konnte es verhindern, daß Loudon für den hochwichtigen Dienst, den er seinem Vaterlande geleistet, nicht förmlich in Ungnade fiel[1]).

Friedrich der Große war bei der Nachricht von diesem unerhörten Vorfall wie betäubt. Alle seine Pläne zur Befreiung Schlesiens waren vernichtet; sein Schmerz mußte um so größer sein, weil er selbst durch seinen Abmarsch das Unglück verschuldet hatte. Das stimmte ihn, seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, dies Mal milder gegen Zastrow. „Ich kann diesen Vorfall nicht begreifen," schrieb er ihm, „und verschiebe daher mein Urtheil; aber die Sache ist ganz außerordentlich!" Der unglückliche General verlangte später, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, kriegsrechtliche Untersuchung. Der König schlug ihm dieselbe mit der Versicherung ab, daß er ihn keines Verbrechens schuldig halte, aber nach einem solchen Unglück würde es gefährlich sein, ihm ferner einen Auftrag anzuvertrauen. Er wurde deshalb entlassen.

---

[1]) Gallus VI. 420. Annual-Register I. 575.

Nach dem Verlust von Schweidnitz mußte man darauf denken, wenigstens Breslau vor einem ähnlichen Schicksal sicher zu stellen. Das glaubte der König am besten bewirken zu können, wenn er in der Gegend von Strehlen sich festsetzte, wo er vom 6. October bis zum 8. December blieb [1]), indem er vergebens hoffte, Loudon würde wegen Mangels an Lebensmitteln seinen Rückzug antreten. Das Hauptquartier war in dem Dorfe Woiselwitz. Hier bewohnte Friedrich der Große ein kleines Haus mit einem nach dem Felde zu liegenden Garten. Nur 13 Grenadiere hatte er als Leibwache bei sich.

Diesen Umstand hielt der in der Nähe begüterte, ehemalige österreichische Hauptmann Baron Warkotsch für günstig, um sich der Person des Königs durch einen Ueberfall zu bemächtigen [2]) und denselben in das nur wenige Meilen entfernte feindliche Lager zu entführen, — ein Plan, dessen Gelingen unabsehbare Folgen nach sich gezogen hätte. Warkotsch, der manche Gunstbezeigungen von Friedrich dem Großen erfahren hatte, auch mit vielen Officieren aus dessen nächster Umgebung auf vertrautem Fuße stand, soll dadurch erbittert worden

---

[1]) Kutzen 245.

[2]) Daß die Absicht dahin gegangen sei, den König „lebendig oder todt" den Oesterreichern zu überliefern, ist nicht erwiesen und wohl nur eine Uebertreibung, welche aus dem gerechten Abscheu, den das Unternehmen hervorrief, sich erklärt.

sein, daß er unter preußischer Herrschaft nicht mehr wie früher seine Unterthanen wie Leibeigene behandeln durfte. Er war übrigens selbst gleich den meisten Bewohnern jener Gegend evangelisch, so daß religiöser Fanatismus bei dieser Sache keine Rolle spielte; vielmehr scheint neben der Befriedigung seines Hasses auch der Ehrgeiz mitgewirkt zu haben, durch seine That dem langen Kriege plötzlich ein Ende zu machen und auf solche Weise zugleich seinen Namen zu verewigen. An dem nur zwei Meilen von Woiselwitz, bei Kloster Heinrichau, stehenden Obristen Wallis vom Regiment Loudon fand er einen Genossen für sein Vorhaben und zog auch den katholischen Geistlichen Franz Schmidt, in dem nahegelegenen Siebenhuben, in's Geheimniß. Der Jäger des Barons, Matthias Kappel, der die Briefe zwischen den Verschworenen hin und her trug, faßte aus dem Benehmen seines Herrn Argwohn. Als ihm am 29. Novbr. von seiner Frau ein mit keiner Addresse versehener Brief übergeben wurde, welchen Schmidt für Warkotsch gebracht, mit dem Bedeuten, ihn dem Baron persönlich so auszuhändigen, daß die gnädige Frau (die von dem Complotte keine Ahnung hatte) Nichts erführe, beschloß Kappel sich Gewißheit über das zu verschaffen, was so geheimnißvoll verhandelt wurde. Er übergab Schmidt's Brief seinem Herrn und empfing eine versiegelte Antwort für den Geistlichen. Kappel erbrach das Couvert und fand in demselben einen an Wallis

adressirten Brief. Nunmehr überzeugt, daß es sich um eine Verrätherei handle, ging er zum lutherischen Ortspfarrer Gerlach, der mit Warkotsch in gespanntem Verhältnisse lebte, und fragte denselben um Rath. Der Brief wurde geöffnet und abgeschrieben, das Original sollte Kappel in's königliche Hauptquartier tragen, während man die Abschrift dem Schmidt zustellte. In Woiselwitz nahm ein Adjutant dem Ueberbringer den Brief ab und legte ihn sofort dem Könige vor, der daraus die Größe der Gefahr erkannte, die ihn bedrohte. Er examinirte den Jäger nun selbst und ließ ihn dann bewachen. Zwei Officiere wurden sogleich beordert, Warkotsch und Schmidt festzunehmen. Beiden Verschworenen gelang es indessen zu entkommen. Das Breslauer Criminalgericht verurtheilte später Beide, geviertheilt zu werden, und trug darauf an, die Sentenz an den Bildern der entflohenen Verbrecher zu vollstrecken. Friedrich schrieb darunter: „Das mag immer geschehen, die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen wie die Originale selbst!"

Somit war diese drohende Gefahr glücklich abgewendet. Die österreichische Regierung bezeugte übrigens ihren lebhaften Abscheu gegen das verrätherische Unternehmen; die gräfliche Familie Wallis ließ öffenlich bekannt machen, daß sie mit jenem Obristen Wallis nicht verwandt sei. Kappel wurde als Hegemeister gut versorgt und erhielt außerdem ein bedeutendes Geschenk vom Könige.

Anfangs glaubte man, die katholische Geistlichkeit sei bei dem strafbaren Unternehmen betheiligt gewesen, doch erwies sich eine solche Vermuthung als grundlos [1]).

Bald nach diesem Vorfall legte Friedrich seine Truppen längs der Oder von Brieg bis Glogau in die Winterquartiere; der Feldzug in Schlesien hatte für dies Jahr sein Ende. Der König selbst ging nach Breslau [2]).

Hier erfuhr er bald, daß seine Angelegenheiten, die in diesem Jahre schon traurig genug standen, nun auch in Pommern die ungünstigste Wendung genommen hatten. Die Russen, denen Alles daran gelegen war, sich eines festen Punktes an der Ostsee zu versichern, nahmen dies Mal die Belagerung von Colberg, welche 1760 durch Heyde's tapferen Widerstand vereitelt worden, mit verdoppelten Kräften in Angriff. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war Romanzof schon im März mit 8000 Mann gegen die Festung gerückt. Der Prinz von Württemberg, der dieselbe schützen sollte, konnte sich leider auf seine Truppen nicht verlassen, die zum größten Theil aus Ueberläufern, Kriegsgefangenen und Halbinvaliden oder aus wilden Freicorps bestan-

---

[1]) Diese Warkotsch'sche Begebenheit, welche ihrer Zeit das größte Aufsehen in ganz Europa machte, ist ausführlich geschildert in Küster's Lebensrettungen, auch bei Kutzen 246—256. Warkotsch verlor seine Güter und starb arm und verachtet in Ungarn, wo ihm Maria Theresia jährlich 300 Gulden zahlen ließ.

[2]) Archenholz 473.

den; deshalb vermochte er nicht zu verhüten, daß vorläufig das Land in der rohesten Weise ausgeplündert und verwüstet wurde. Im August erschien eine russisch-schwedische Flotte vor dem Hafen, so daß nun der Angriff von der Land- und Seeseite zugleich erfolgen konnte. Der Prinz, dem es übrigens auch an der nöthigen Thatkraft gemangelt zu haben scheint, befestigte sich in seinem Lager. Da ihm die Verbindung mit Stettin sehr erschwert war, von wo er sich fast nie ohne heftige Kämpfe mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versorgen konnte, so fing schon im September an, sich ein bedenklicher Mangel an Pulver und Brotmehl fühlbar zu machen. Außerdem wurde der tapfere General Werner in Treptow überfallen und gerieth mit 400 seiner Husaren in Gefangenschaft. General Platen, den der König zur Hilfe schickte, konnte sich mit dem Prinzen über die einzuschlagenden Schritte nicht verständigen; die Absicht, der Festung Proviant zuzuführen, um dem auch in Colberg bereits eintretenden Mangel abzuhelfen, wurde nicht erreicht, so daß der Prinz froh sein mußte, als es ihm gelang, sich mit seinen durch Hunger und Kälte entkräfteten Truppen (14. November) nach Treptow an der Rega durchzuschlagen, wohin Platen sich zurückgezogen hatte. Die mangelhafte Verpflegung löste bald jede Disciplin, die Soldaten konnten nicht verhindert werden, gewaltsam sich zu verschaffen, was sie zur Stillung des Hungers bedurften, man mußte es als

ein Glück betrachten, als die Russen das verwilderte Heer nach Stettin entkommen ließen. Diese waren nämlich nicht [1]), wie der König bei ihrem Abzug von dem Bunzelwitzer Lager gehofft, über die polnische Grenze gegangen, sondern Butturlin wandte sich nach Pommern und ließ vor Colberg dem General Romanzof so viel Truppen zurück, daß nunmehr 20,000 Mann zum Angriff der Festung verwandt wurden; erst alsdann führte er sein Hauptheer in die Winterquartiere.

Der tapfere Commandant von Colberg verleugnete auch dies Mal seine unerschütterliche Treue und Standhaftigkeit nicht. Er ließ die Wälle mit Wasser begießen und machte dadurch die spiegelglattgefrorenen Wände derselben unersteigbar. Drei Mal wurde der Versuch, dieselben zu stürmen, zurückgeschlagen; neun Mal hinter einander forderte Romanzof zur Uebergabe auf, aber stets erhielt er zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brot da ist [2]).“

Allein bald trat vollständiger Mangel an diesen Bedürfnissen ein. Hoffnung auf Entsatz war nicht vorhanden, — als daher am 13. December die zehnte Aufforderung zur Uebergabe erfolgte, mußte v. d. Heyde sich in das Unabwendliche fügen. Am 16. December

---

[1]) Tempelhof V. 326.

[2]) Archenholz 479, wo die ungemein interessanten Einzelnheiten dieser Belagerung ausführlich erzählt werden.

ging die Festung in die Hände der Russen über. Der Commandant und die Besatzung wurden Kriegsgefangene. Die Russen konnten nunmehr ungestört in Pommern ihre Winterquartiere nehmen, und es war wiederum ein weiter Landstrich für den König von Preußen verloren.

Nicht ganz so ungünstig verlief der Feldzug in Sachsen, wo Prinz Heinrich sich dem zögernden Daun gegenüber nach manchen Zwischenfällen am Ende des Jahres noch so ziemlich in derselben Stellung befand wie zu Anfang desselben.

Dasselbe gilt von den Unternehmungen Herzog Ferdinand's von Braunschweig gegen die Franzosen. Es wurden hier auf beiden Seiten vielerlei Kriegsthaten vollführt, die damals großes Aufsehen in der Welt machten, heut aber so gut wie vergessen sind, weil die Nachwelt begriff, daß die Bedeutung dieser Gefechte, Märsche und Belagerungen in Bezug auf die Entscheidung des großen Weltkrieges hauptsächlich darin bestand, daß durch dieselben das französische Heer verhindert wurde, den König von Preußen unmittelbar anzugreifen, der einem solchen Zuwachs seiner ohnehin schon übermächtigen Feinde nicht hätte widerstehen können. Diese Auffassung jenes in Westphalen und Hessen geführten Krieges ist auch der Grund, weshalb die Namen selbst der größten dort erfochtenen Siege niemals volksthümlich geworden und, mit Ausnahme etwa der

Schlacht bei Minden, nur noch den Gelehrten und Schulmännern geläufig sind. Wie viel Personen z. B. wissen Etwas von der ihrer Zeit so viel besprochenen und beschriebenen Schlacht bei Villinghausen[1]) (15. und 16. Juli 1761), wo Ferdinand von Braunschweig mit 60,000 Mann gegen 100,000 Franzosen unter Broglie und Soubise zwei Tage lang kämpfte und durch heldenmüthige Ausdauer den Sieg gewann? Und doch ist auch dieser Krieg der alliirten Armee reich an Zügen von allgemein menschlichem Interesse. Das Gemisch von Ritterlichkeit und Grausamkeit, von Sentimentalität und roher Habgier und Zerstörungswuth, welches die Franzosen damals bei ihrer Kriegführung kennzeichnete, tritt an mehr als einer Stelle wunderbar hervor und macht eine eingehende Beschäftigung mit diesen Vorgängen interessant genug; auch die einander kreuzenden Fäden der Politik, die Intriguen der französischen Feldherrn gegen einander, im Lager und am Hofe, bieten ein lebendiges Zeitbild dar[2]). In Bezug auf die Entwickelung der preußischen Geschichte aber genügt es, wenn wir erfahren, daß Ferdinand von Braunschweig sowohl als sein Neffe der Erbprinz es

---

[1]) Dorf an der Lippe, in der Nähe von Hamm.

[2]) Das Beste darüber bis jetzt in Stuhr's Forschungen und Erläuterungen ꝛc.; die künftigen Bände von Schäfer's Buch werden auch hier wohl manche neue Einzelnheiten bringen.

trefflich verstanden, dem überlegenen Feinde gegenüber sich zu behaupten und die Uneinigkeit der französischen Feldherrn zu benutzen, und daß ihr Muth und ihre Ausdauer dadurch belohnt ward, daß auch sie, wie Prinz Heinrich in Sachsen, sich während dieses Jahres nicht wesentlich aus ihren Stellungen verdrängen ließen.

Aehnlich verliefen die Kämpfe mit den Schweden, zu deren Abwehr ursprünglich der Prinz von Württemberg detachirt war, bis derselbe sich zur Vertheidigung Colberg's gegen die Russen wenden mußte. Jetzt blieb allein der tapfere Husaren-Obrist Belling mit der schweren Aufgabe betraut, die 15,000 Schweden, welche General Ehrenswärd commandirte, mit seinen 2500 Husaren in Schach zu halten. Längst war Belling durch seine überraschenden Thaten ein Liebling des preußischen Volkes geworden. Mit seinen leichten Truppen wußte er die Gegner stets von der Seite zu fassen und ihnen die erheblichsten Verluste beizubringen, wo sie es am wenigsten erwarteten. So machte er es möglich, die ihm sechsfach überlegenen Feinde am Vordringen in die Mark Brandenburg und in Mecklenburg zu hindern, bis auch hier am Schluß der Campagne beide Theile einander fast ebenso wie beim Beginne derselben gegenüber standen.

Dennoch war Alles in Allem das Jahr 1761 für Friedrich den Großen das unheilvollste des ganzen Krieges, obgleich es zu keiner regelmäßigen Schlacht mit dem

Feinde gekommen, und die Preußen also auch nicht förmlich besiegt worden waren. Wohl folgte im Jahre 1759 eine Niederlage der andern, und der Staat schien am Rande des Verderbens fast rettungslos verloren; dennoch war die Lage des Königs jetzt ungleich schwieriger. Nur ein gar kleines Ländergebiet stand ihm noch zur Verfügung, aus welchem er Truppen, Geld und Lebensmittel für einen wieder beginnenden Feldzug entnehmen konnte. Durch den Besitz von Schweidnitz waren die Oesterreicher Herren des fruchtbarsten Theils von Schlesien geworden; Loudon konnte sich für den Winter ungestört in Jauer, Liegnitz, Münsterberg und im Glatzischen einrichten. In der Lausitz hatte General Beck mit seinem österreichischen Corps die Winterquartiere bezogen, Daun lag am Fuße des Erzgebirges und im sächsischen Voigtlande, die Reichstruppen in Thüringen. Prinz Heinrich blieb auf die Gegend von Leipzig bis Meissen eingeschränkt[1]). Preußen, Pommern und die Neumark waren in den Händen der Russen, die durch den Besitz von Colberg jeden Augenblick Küstrin und Stettin bedrohen und einen zweiten Eroberungszug nach Berlin versuchen konnten. Dem gegenüber befand sich die zusammengeschmolzene preußische Armee in dem schlechtesten Zustande. Am 24. December 1761 schrieb Prinz Heinrich[2]), er habe weder Kornvorräthe noch

---

[1]) Stenzel 285. [2]) Schöning III. 242.

ordentliche Pferde; an der etatsmäßigen Stärke seiner Regimenter in Sachsen fehlten 5740 Mann, für die er keinen Ersatz fände, weil die Verbindung mit den Cantons abgeschnitten wäre; bei der Artillerie und dem Train fehlten 798 Knechte. Die 10 Schwadronen der Meyer'schen Dragoner hätten durch Desertion so gelitten, daß bei diesem Regiment allein 768 Mann fehlten; die Freibataillone müßten um 7000 Mann verstärkt werden, wenn sie die vorgeschriebene Zahl haben sollten.

Dergleichen Zustände fanden sich nicht blos bei der in Sachsen stehenden Armee, sondern ähnliche auch in Schlesien und Pommern, wenn gleich darüber so genaue Zahlenangaben nicht vorliegen. Niemand wußte das besser, als der König selbst, der in dieser Beziehung an d'Argens schreibt[1]): „Was aus mir diesen Winter noch werden soll, weiß ich selbst nicht! Verlassen Sie sich nicht auf meine Kräfte; ich bin zuletzt auch nur ein Mensch, und nicht, wie Sie zu denken scheinen, eine Art von Vorsehung. Meine Lage erinnert mich daran, wie es einem Schüler Tartini's erging, der ein tüchtiger Violinspieler war. Man verlangte einst von ihm, er sollte auf einem Instrument mit nur drei Saiten spielen, — er spielte so gut es gehen wollte. Man schnitt ihm noch eine Saite durch, — er spielte weiter, aber schon nicht mehr so gut. Nun riß man auch die beiden

---

[1]) Oeuvres XIX. 262. v. 11. Novbr. 1761.

letzten Saiten entzwei und verlangte, er sollte geigen, — da geigte er aber nicht mehr! — Leben Sie wohl, Marquis. Ich will Ihnen Nichts von meiner Schwermuth erzählen, da diese leicht ansteckend wird."

Wenige Tage später traf den König ein neuer Schlag, welcher beinahe jede Hoffnung auf glückliche Beendigung des Krieges zu vernichten schien. Lord Bute hatte es durchgesetzt, daß der König von England den Subsidienvertrag nicht wieder erneuerte, weil er hoffte, den Frieden zu erzwingen, wenn er Friedrich dem Großen die Mittel zur Fortführung des Krieges entzöge. Diese Gelder blieben also aus. Das Zusammentreffen der verschiedenartigsten Verluste schien jeden längeren Widerstand des Königs gegen seine Feinde unmöglich zu machen; so sicher waren dieselben ihres nahen Sieges, daß Maria Theresia es für ungefährlich hielt, 20,000 Mann aus ihrem Heere zu entlassen, um sich dadurch in ihrer Geldnoth einige Erleichterung zu verschaffen. Sie glaubte dies um so eher thun zu können, weil sie auf die 20,000 Russen rechnen durfte, welche unter Czernitschew zur Unterstützung des Loudon'schen Corps zurückgeblieben waren, als Butturlin sich aus Schlesien zurückzog.

Friedrich der Große hatte nun von keiner Seite mehr Beistand zu hoffen; ausschließlich auf seine eigenen durch fünf Kriegsjahre geschwächten Hilfsmittel angewiesen, blieb ihm nur die höchst unsichere Aussicht auf

die Mitwirkung der Türken und Tartaren, welche noch dazu niemals bestimmt versprochen hatten, die Oesterreicher und Russen wirklich anzugreifen. Trotz dieser trüben Aussichten in eine ungewisse, wahrscheinlich verhängnißvolle Zukunft stand in seiner Seele dennoch unerschütterlich der Entschluß fest, niemals und unter keinen Umständen in einen schimpflichen oder auch nur in einen unvortheilhaften Frieden zu willigen; die Gedanken an den Selbstmord für diesen äußersten Fall traten stets von Neuem vor seine Seele, und mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den Schriften über solche Männer, die, wie Cato, sich den Tod gegeben, um nicht die Schmach ihres Vaterlandes zu überleben. Er machte Gedichte, in welchen er das tragische Ende dieses alten Römers und des Kaisers Otho verherrlichte. „Wenn man die Handlungsweise derselben prüft," schreibt er [1]), „so kann man ihnen nur beistimmen."

Unter solchen Betrachtungen verging der Winter in Breslau traurig genug. „Lust und Freude," fährt er fort, „haben ihren Wohnsitz hier nicht aufgeschlagen; nur die jungen Leute amüsiren sich, weil sie nicht an die Zukunft denken. Wer aber die Verhältnisse übersieht, führt ein Mönchsleben, wie ich selber. Leipzig war im Vergleich mit diesem Winter ein wahrer Carneval.

---

[1]) Oeuvres XIX. 278. 279. 282. 285. aus den Briefen an d'Argens vom 9. und 18. Januar 1762.

Wir leben in traurigen Zeiten und in einer verzweifelten Lage. Ich selbst gleiche dem Helden eines Trauerspiels, stets in Gefahr, stets dem Untergange nahe, und dennoch wollen wir noch auf eine günstige Wendung der Dinge hoffen."

Das war ein prophetisches Wort! Denn in dem Augenblick, wo der König diesen Brief an seinen Freund d'Argens schrieb, war bereits die Nachricht unterwegs, daß das Schicksal die ersehnte Lösung des Knotens vollzogen hatte. Wie in den Tragödien der Griechen oftmals die Götter selbst aus den Wolken sich herablassen, um den Helden des Stückes aus unentwirrbaren Labyrinthen von Gefahren und Widerwärtigkeiten zu befreien, — so trat hier die Gottheit des Todes zwischen Friedrich den Großen und seine erbittertste Feindin. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland war am 5. Januar 1762, im 63. Jahre ihres Alters, gestorben. Am 19. erhielt der König die Nachricht. Tages darauf schrieb er seinem Bruder Heinrich [1]): „Ueber die Folgen dieses Todesfalles läßt sich jetzt noch nichts Bestimmtes sagen, jedenfalls kommt uns aber die Zeit zu Statten, welche man in Petersburg brauchen wird, um einen neuen Operationsplan festzustellen. Wenn die Sachen sich nach unseren Wünschen gestalten, sollst Du zuerst es

[1]) Schöning IV. 272.

wissen; fast hat es den Anschein, als stände ein unverhoffter Glückswechsel in Aussicht."

Nicht lange dauerte diese Ungewißheit.

Elisabeth's Nachfolger war ihr Schwestersohn Peter [1]), ein ziemlich gutmüthiger Mann, schwach und leidenschaftlich zugleich, der mit übereilter Hast nach allen Seiten hin ändern und verbessern wollte und deshalb Nichts erreichte. Für Friedrich den Großen hegte er von Jugend auf eine schwärmerische Verehrung, weshalb ihm natürlich der erbitterte Krieg, den seine Tante gegen den preußischen Helden führte, äußerst zuwider war. Die russischen Generale wußten das sehr gut, und die Furcht, des Thronfolgers Gunst durch allzu großen Eifer gegen den Liebling desselben zu verscherzen, trug, wie gesagt, nicht wenig dazu bei, ihre Unternehmungen zu lähmen, da bei dem kränklichen Zustande der Kaiserin ihr Neffe jeden Augenblick zur Regierung gelangen konnte. Und doch wurde dieser Krieg

---

[1]) Er war der Sohn von Anna, der ältesten Tochter Peter des Großen, aus der Ehe mit Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp. Elisabeth berief ihn nach Petersburg, ernannte ihn zum Großfürsten und zum Erben des Reichs. Zu derselben Zeit wurde ihm von dem Senate in Stockholm die schwedische Krone angeboten, die er ausschlug und durch seine Empfehlung seinem Oheim Adolph Friedrich zuwandte. Daß er durch Friedrich's II. Vermittelung sich mit Katharina von Anhalt-Zerbst vermählte, wurde oben erzählt.

durchaus im wohlverstandenen Interesse des russischen Reiches geführt, wenn auch der persönliche Haß Elisabeth's sowohl auf den Beginn als auf die hartnäckige Fortsetzung desselben einen großen Einfluß übte. Rußland hatte in diesem Kriege nicht nur die Provinz Preußen erobert, sondern auch in Kolberg einen festen Punkt an der Ostsee gewonnen, den zu behaupten für die Seemacht und den Handel des Reiches von höchster Wichtigkeit war. Diese Erwerbungen erstreckten sich außerdem über einen Landstrich, durch den die Republik Polen förmlich umklammert wurde, als drohende Vorbedeutung, daß dieses unglückliche Reich nach nicht zu langer Zeit seinen mächtigen Nachbarn zur Beute werden sollte. Kann man auf diese Weise Elisabeth's Politik vom russischen Standpunkte aus in keiner Art verdammen, so erkannten überdies ihre Unterthanen an, daß sie als Regentin im Vergleich mit ihren Vorgängern milde genannt werden mußte, und man war geneigt, ihre persönlichen Fehler und Laster nachsichtig zu beurtheilen, weil dieselben auf die Leitung des Staates nicht so schädlich wirkten, als man hätte denken sollen [1]).

[1]) Die vortreffliche Auseinandersetzung dieser Verhältnisse in Annual Register von 1762 könnte wohl, wie vielfach vermuthet wird, von Edmund Burke herrühren. Die persönlichen Untugenden der Kaiserin waren übrigens so ausschweifend, daß man ohne die übereinstimmenden Zeugnisse der Zeitgenossen Mühe hätte, an ein solches Gemisch von Eitelkeit, Sinnlichkeit, Trägheit

Es ist sogar leicht zu beweisen, daß Maria Theresia durch die Unbeugsamkeit, mit der sie den Krieg fortsetzte, ihren Ländern weit größeren Schaden zufügte, als die Kaiserin von Rußland den ihrigen, und daß bei einem glücklichen Ausgange Rußland durch den Beuteantheil, welcher ihm nach Preußens Zerstückelung zufallen mußte, ein überaus gefährlicher Nachbar für Oesterreich geworden wäre.

Dergleichen Betrachtungen stellte Peter III. bei seiner Thronbesteigung nicht an; er ließ sich vielmehr gänzlich von dem freudigen Gefühle beherrschen, daß er jetzt die Macht habe, dem angebeteten Könige von Preußen seine unbedingte Verehrung durch die That zu beweisen. Bereits am Todestage seiner Tante schrieb er einen eigenhändigen Brief an Friedrich II., in welchem er den Wunsch ausdrückte, die alten Bande der Freundschaft zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Als er am 7. Januar die Glückwünsche der fremden Diplomaten empfing, sagte er dem englischen

---

und gemeiner Völlerei zu glauben. In ihrem Nachlaß fanden sich über 15,000 theils Ein Mal, theils nie getragene kostbare Anzüge. Wochen und Monate lang entzog sie sich allen Geschäften und gab sich dem Genuß starker Getränke hin. Nur mit Mühe war sie zur Unterschrift ihres Namens unter die Papiere zu bringen, die sie nie las. Erst nach drei Jahren unterzeichnete sie die Antwort auf den Brief, worin ihr Ludwig XV. die Geburt seines Enkels anzeigte. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts II. 406.

Gesandten, er habe bereits in der Nacht einen Eilboten an die verschiedenen Heeresabtheilungen nach Deutschland geschickt, mit dem Befehl, sofort alle Feindseligkeiten gegen Preußen einzustellen. Der Botschafter, welcher den Schwiegerältern des neuen Kaisers die Nachricht von der Thronbesteigung nach Zerbst überbringen sollte, war beauftragt, sich von da ohne Aufenthalt nach Breslau zu begeben und den Frieden anzubieten. Der König erklärte sich auch sogleich bereit, denselben anzunehmen, sofern er unter ehrenvollen Bedingungen zu Stande käme. Als Vorbereitung dazu schlossen beide Theile am 16. Februar einen Waffenstillstand, in Folge dessen alle russischen und preußischen Gefangenen ihre Freiheit erhielten.

Am 23. Februar erließ Peter III. ein Rundschreiben an die kriegführenden Mächte, worin er seinen Willen erklärte, alle gemachten Eroberungen herauszugeben und Frieden zu schließen, in der Hoffnung, daß die Anderen ein Gleiches thun würden. Natürlich waren diese, namentlich Maria Theresia, weit entfernt davon, auf solche Vorschläge einzugehen; dieselbe bot vielmehr alles Mögliche auf, um eine Sinnesänderung des Czaren zu bewirken. Auch die Engländer lehnten das Ansinnen ab, und Lord Bute war thöricht genug, Peter's Erklärung mit dem Anerbieten zu erwidern, derselbe möge, wenn er bei dem Bündniß mit Oesterreich aus-

harre, sich nach Belieben das Stück von Preußen auszusuchen, welches ihm gefiele. Das erbitterte den Kaiser natürlich auf's Höchste; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als den schmachvollen Antrag dem Könige von Preußen mitzutheilen. Die Freundschaft zwischen beiden Potentaten wuchs nun täglich mit Riesenschritten. Der Czar wurde zum Commandeur eines preußischen, der König zum Obristen eines russischen Regiments ernannt. Peter erhielt den schwarzen Adlerorden, dem zu Ehren er nun preußische Uniform anlegte und mit einem langen Zopf in Petersburg umherritt [1]). Auf den geschlossenen Waffenstillstand folgte schon am 5. Mai der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Preußen und Rußland. Peter versprach, ohne auf die Interessen seines Reiches die geringste Rücksicht zu nehmen, binnen zwei Monaten alle Eroberungen ohne Entschädigung an Preußen zurückzugeben, auch den

[1]) Einen Siegelring mit Friedrich's Bildniß hatte er schon längst am Finger getragen und zum Zeichen seiner Verehrung öffentlich geküßt. Büsching, welcher damals in Petersburg war, beschreibt Peter's Erscheinung folgendermaßen (Beiträge VI. 464): Der Kaiser ritt bei der Parade zwei Mal an meinem Hause vorüber. Er saß grade und steif zu Pferde, wie ein Stück Holz; eben so steif hielt er den Säbel und hatte die Augen unbeweglich nach rechts gerichtet. Er machte auf mich den Eindruck eines kleingeistischen Mannes ꝛc.

Frieden mit Schweden zu vermitteln [1]). Sofort erhielt Czernitschew Befehl, sich von den Oesterreichern zu trennen und mit dem preußischen Heere in Schlesien zu vereinigen. Eine solche Bundesgenossenschaft zweier Armeen, welche noch eben im Kampf auf Tod und Leben mit einander begriffen waren, dürfte in der Weltgeschichte ohne Beispiel sein; daher ist es kein Wunder, daß, als der russische Feldherr sich mit seinem Stabe nach Breslau begab, um dem Könige die Aufwartung zu machen, die gefangenen österreichischen Officiere daselbst diesen Aufzug für eine Comödie hielten und behaupteten, man habe preußische Officiere in russische Uniformen gesteckt, um den Glauben an ein Bündniß mit Rußland zu verbreiten [2]).

Loudon hatte den Plan entworfen, durch einen rechtzeitigen Angriff auf die Russen die Verbindung der beiden Armeen zu verhindern; Maria Theresia und ihr Hofkriegsrath ertheilten aber die Genehmigung nicht. So konnte die merkwürdige Vereinigung im Juni 1762 ungestört vor sich gehen.

Der Friede mit Schweden kam unter lebhafter Vermittelung der Königin Ulrike rasch zu Stande. Der

---

[1]) Der Tractat ist in Wenk's Codex Juris Gentium und im 3. Bande von Martens Recueil des Traités abgedruckt. Schlosser l. c. 409.

[2]) So erzählt Archenholz, der damals selbst in Breslau einquartiert war, p. 500.

Reichsrath, oder vielmehr der von Frankreich bestochene Adel war Schuld, daß das Land in diesen Krieg verwickelt worden, der acht Millionen Thaler gekostet und weder Ehre noch Gewinn gebracht hatte. Jetzt war man froh, aus der Sache herauszukommen. Schon am 7. April 1762 ward ein Waffenstillstand geschlossen, am 22. Mai, in demselben Augenblick, wo der Friede mit Rußland in Berlin feierlich verkündet wurde, kam auch der förmliche Friede mit Schweden ganz auf die Bedingungen des Stettiner Friedens zu Stande [1]). Friedrich II., der die Schweden während dieses ganzen Krieges fast verächtlich behandelt und durch verhältnißmäßig unbedeutende Heeresabtheilungen im Zaum gehalten hatte, äußerte sich bei dieser Gelegenheit sehr wegwerfend: „Er wüßte eigentlich gar Nichts von einem Kriege mit Schweden; Belling, der mit ihnen Händel gehabt, würde sich wohl mit ihnen vertragen!"

Das Zusammentreffen dieser plötzlichen, über alles Erwarten günstigen Glücksfälle bewirkte in des Königs Gemüthsstimmung eine eben so plötzliche Umwandlung. Die melancholisch-philosophischen Betrachtungen machten einer stolzen Zuversicht Platz, — alle Todes- und Selbstmordgedanken waren verschwunden; das Mönchsleben hörte auf. Die französischen Köche mußten nach Breslau kommen, auch die Flöte, die lange bei Seite

[1]) Schlosser l. c. 408.

gelegen, wurde wieder hervorgesucht. Gleichzeitig aber schien er denen gegenüber, die ihn niedergedrückt und unglücklich gesehen, mit absichtlicher Schroffheit sich wieder als Herr und Gebieter zeigen zu wollen. Zum ersten Mal während des ganzen Krieges entzog er in diesem Jahre seinen Officieren die sogenannten Wintergeschenke, welche zur Equipirung für den nächsten Feldzug und zur Wiederbeschaffung verlorener Pferde und dergleichen dienten und gar vielen unter den Aermeren ganz unentbehrlich waren; gleichzeitig schärfte er die kleinlichen Einzelnheiten des Dienstes mit besonderer Strenge ein und erließ allerlei Vorschriften, welche mehr für die Parade als für den Ernst des Kampfes berechnet waren [1]). Diese seltsame Erscheinung läßt sich aus Friedrich's stolzem Charakter wohl erklären. Im innersten Herzen mußte er sich gestehen, daß es etwas Demüthigendes habe, die verlorenen Provinzen gleichsam als Geschenk aus der Hand eines halb närrischen Despoten zurück zu erhalten, und zwar zu einer Zeit, wo des Königs eigne Kräfte zu energischer Fortsetzung des Krieges kaum ausgereicht hätten; dies Gefühl mochte er unter der Maske hochfahrenden Herrscherthums verbergen wollen. Einen ganz ähnlichen Grund hat es vielleicht, daß er gerade in dieser Zeit, wo

[1]) Archenholz 503.

er von der Besorgniß vor den Russen und Schweden befreit war, mit verdoppelter Härte die Lieferungen und Leistungen beitreiben ließ, welche er stets von Neuem dem unglücklichen gequälten Sachsenlande und ganz besonders der Stadt Leipzig aufbürdete. Fünfunddreißig Cabinetsordres, seit Januar 1762 bis zum Mai 1763, erließ er wegen dieser Angelegenheit an den, wie es scheint, sehr wider Willen mit der Ausführung der Erpressungsmaßregeln betrauten Major von Dyherrn [1]). Diese Befehle lassen deutlich erkennen, wie wenig des Königs Gemüth durch das unverhoffte Glück der letzten Tage milder gestimmt worden. Die Stadt Leipzig, welche seit 1756 Jahr für Jahr immer stärker ausgesogen war, sollte wiederum 2 Millionen Thaler zahlen, 1400 Pferde stellen und viel tausend Stück Schlachtvieh liefern, während die große Einquartierungslast unvermindert fortdauerte. Nachdem die Summe, die im vollen Betrage unter keinen Umständen beizutreiben war, endlich mit Mühe und Noth auf 1½ Million ermäßigt worden, fand kein ferneres Bitten und Flehen der unglücklichen Bürger Erhörung. Bis in den November zogen sich die Verhandlungen hin. Gotzkowsky, der trotz des Undanks, den er erntete, nicht müde wurde, zu helfen, wo er helfen konnte, trat auch hier wieder, durch

1) Abgedruckt bei Preuß, Urkundenbuch II. 118—129.

dringende Bitten des Magistrats bewogen, als Fürbitter bei dem Könige auf und erlangte einige Milderung der harten Befehle desselben.

Allerdings war auch nach dem Frieden mit Rußland und Schweden noch immer eine starke Vermehrung des Heeres und die Beschaffung reichlicher Geld- und Nahrungsmittel für dasselbe dringend geboten und wurde bei der allgemeinen Erschöpfung und dem Ausbleiben der englischen Subsidien mit jedem Tage schwieriger; dessenungeachtet verletzt uns die unbeugsame Strenge des Verfahrens. Kein Wort des Mitleids vernehmen wir für die unglückliche Bevölkerung, die der König, allerdings durch die Verhältnisse gezwungen, bis zur Verzweiflung trieb, vielmehr klingt ein gewisser rachsüchtiger Hohn aus den Worten seiner Erlasse, und es war voller Ernst, wenn er an d'Argens schrieb [1]), er hoffe seinen Feinden nun alles das Böse zu thun, welches sie ihm zugedacht." Als Dyherrn meldete, es sei unmöglich, die ganze geforderte Summe in Leipzig beizutreiben, erhielt er zur Antwort [2]): „Ihr müßt mit

[1]) Oeuvres XIX. 312.

[2]) Preuß, Urkundenbuch II. 122. Dyherrn war durch den ihm aufgedrungenen Executorendienst so disgustirt, daß er im November 1763 unter dem Vorwande der Kränklichkeit seinen Abschied forderte und auch, obgleich ungern, erhielt. Er war erst 34 Jahre alt und hat nachher noch 22 Jahre auf seinem Gute bei Magdeburg gelebt.

denen Leuten nicht so viel Redens und Perorirens machen!" Eigenhändig schrieb er darunter: „ist das 2 Mohnaht arbeit Mihr So eine Dume proposition zu thun, ich bin den 5. in Leipssic, dan Müßen die 1,500,000 rth. richtig Seindt." Mit gleicher Härte wurden die aus Sachsen, Anhalt und Mecklenburg zu stellenden Rekruten herbeigeschafft, bis es gelungen war, die Armee im Ganzen wieder auf 120,000 Mann zu bringen; ungerechnet die 20,000 Russen unter Czernitschew. Die Oesterreicher hatten dagegen 130—150,000 Mann; schmerzlich bereute jetzt Maria Theresia, daß sie zu voreilig 20,000 Soldaten entlassen hatte.

Der König rief nunmehr den General Belling aus Pommern ab, wo seine Gegenwart nach dem Frieden mit Schweden nicht mehr nöthig war, und sandte denselben zu dem Prinzen Heinrich nach Sachsen, der den ihm sehr widerwärtigen Auftrag hatte, daselbst und in Thüringen Contributionen und Lieferungen einzutreiben. Niemals konnte er seinem Bruder genug thun; dieser drohte sogar den Major Anhalt hinzuschicken, um zum Rechten zu sehen. Einen so rohen und gewaltthätigen Mann sich gewissermaßen als Aufseher an die Seite gesetzt zu sehen, empörte den Prinzen in solchem Grade, daß er entschlossen war, seinen Abschied zu verlangen. Durch Eichel, an den er sich deshalb wandte, kam eine Vermittelung und scheinbare Versöhnung der königlichen Brüder zu Stande. Hein-

rich behielt sein Commando in Sachsen[1]). Werner, den der Czar huldreich aus der russischen Gefangenschaft entlassen und mit Beweisen seines persönlichen Wohlwollens überhäuft hatte[2]), und der Prinz von Württemberg, welcher sich vor den Russen hatte von Colberg zurückziehen müssen, wurden nach Schlesien beordert. Auch der Herzog von Bevern, der gegen einen gefangenen österreichischen General ausgewechselt worden, erhielt wieder ein Commando.

Bis die Vereinigung des Czernitschew'schen Corps mit den Preußen erfolgt war, hatte sich der König in Breslau ruhig verhalten müssen. Er füllte seine Zeit wie gewöhnlich mit Lectüre und Schriftstellerei aus und hatte damals gerade besonders abstruse Gegenstände vor; er studirte unter Anderem das jetzt längst vergessene, damals aber berühmte System des Philosophen Gassendi und dergleichen. Sobald aber die Zeit zum Handeln gekommen war (Juni 1762), richtete er seine Thätigkeit auf die Ausführung zweier Pläne, von denen indessen nur der eine gelang. Er wollte Schweidnitz wieder erobern, und sein Bruder Heinrich, so hoffte

---

[1]) Schöning III. 302. Diese psychologisch sehr interessanten Briefe geben zugleich einen Einblick in die verborgene, aber desto bedeutendere Wirksamkeit des geheimnißvollen Cabinetsraths Eichel.

[2]) Carlyle XII. 259 und folgende.

er, sollte unter der Zeit sich wieder in den Besitz von Dresden setzen.

Während in Sachsen der kleine Krieg, der hauptsächlich die Beitreibung von Lieferungen zum Zwecke hatte, vorläufig seinen Fortgang nahm, rückte der König am 1. Juli mit 80,000 Mann von Breslau gegen Schweidnitz vor. Daun, welcher an Loudon's Stelle das Obercommando übernommen hatte, war auf den Höhen in der Nähe der Festung gelagert. Friedrich beschloß den rechten Flügel desselben zu umgehen, die stark befestigten Höhen von Burkersdorf zu nehmen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Dem linken Flügel der Oesterreicher gegenüber sollte Czernitschew sich aufstellen und verhindern, daß von da aus dem bedrohten rechten Flügel Verstärkungen zugeführt würden. Alles war auf's Genaueste vorbereitet; am 21. Juli sollte der Angriff erfolgen. Da kam plötzlich die Nachricht an, daß am 5. durch eine Verschwörung in Petersburg der Czar vom Throne gestoßen und dessen Gemahlin Katharina zur Kaiserin ausgerufen worden. Das traf den König wie ein Blitz aus heiterm Himmel; denn obgleich er vorausgesehen, Peter III. werde durch unkluges Betragen sich bald in böse Händel stürzen, so war er doch auf ein so schnelles Eintreten der Katastrophe nicht gefaßt gewesen.

Der Jubel, welcher den Czaren begrüßte, als er bei seinem Regierungsantritte verschiedene Mißbräuche ab-

schaffte [1]) und manche Erleichterungen für das Volk eintreten ließ, verstummte bald. Die Soldaten wurden unzufrieden über das preußische Exercitium, dem sie sich unterwerfen, über die engen preußischen Uniformen, die sie anziehen mußten, und noch mehr über den Vorzug, welchen Peter seinem holstein'schen Kürassier-Regiment gab. Die Geistlichkeit war mit dem Verlust eines Theils ihrer Güter bedroht, und, was die schlimmsten Folgen hatte, die schlaue Kaiserin mußte bald gewahr werden, daß sie gar keinen Einfluß auf ihren Gemahl übte, welcher seine Gunst einer unbedeutenden, nicht ein Mal hübschen Person, einer Gräfin Woronzow, zugewendet hatte, während er sich gegen Katharina höchst wunderlich benahm. Bald gestattete er ihr alle Freiheit, schien ihre Liebschaften nicht zu bemerken, unterstützte sogar durch reiche Geschenke ihre Verschwendung, bald drohte er wieder sie in ein Kloster zu stecken, und zeigte mit einem Worte ihr gegenüber die ganze ihn kennzeichnende, an Geistesstörung grenzende Unzuverlässigkeit seines Wesens. Die Kaiserin glaubte, wohl nicht mit Unrecht, daß ihr Leben und ihre Freiheit bedroht wäre, und beschloß sich ihres Gemahls zu ent-

---

[1]) Er hob unter Anderem die Tortur und die unter dem Namen der geheimen Kanzlei bestehende geheime Polizei auf. Schlosser II. 422.

ledigen. Eine von ihr angezettelte Verschwörung [1]) glückte vollständig. Der Kaiser wurde gefangen genommen, die Zerbster Prinzessin Katharina, welche auf die Thronfolge auch nicht den Schatten eines Rechts hatte, ließ sich als Alleinherrscherin aller Reußen ausrufen und blieb bis an ihren Tod im ruhigen Besitz der Früchte ihres Verraths. Dem unglücklichen Peter ließ sie am 17. Juli Gift reichen, und als dies nicht sogleich wirkte, ihn erdrosseln.

Mit dem Bericht von diesen Vorgängen hatte Czernitschew zugleich den Befehl erhalten, den Rückmarsch anzutreten und sein Corps von der preußischen Armee wieder zu trennen. Das deutete auf Wiedereröffnung der Feindschaft von Seite der neuen Kaiserin. Ein so schnelles Verschwinden des eben aufgetauchten Glückssterns versetzte den König fast in Verzweiflung. „Ich bin so bestürzt und bekümmert," schreibt er am 17. Juli, „daß ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll. Für mich giebt es nur kurze Lichtblicke der Hoffnung, — desto dauernder und schwerer ist das Unglück, welches mich verfolgt. Gott weiß, was mir bevorsteht, mein

---

[1]) Die empörenden Einzelnheiten dieser Revolution gehören nicht hierher und können in Hermann's russischer Geschichte, bei Schlosser l. c., der die Vorgänge ausführlich schildert, nachgelesen werden. Sehr interessant ist der Bericht Büsching's (Beiträge VI. 465) über das, was er als Augenzeuge erlebte.

Herz ist so zerrissen, daß ich weiter Nichts sagen kann [1])."
Da bereits alle Vorbereitungen zu dem am 21. zu machenden Angriff getroffen waren, und Czernitschew dabei die Aufgabe hatte, den einen Flügel der Oesterreicher in Schach zu halten, so war es von der allerhöchsten Wichtigkeit, die Kunde von der Auflösung des russischen Bündnisses den Oesterreichern wenigstens so lange zu verbergen, bis der Schlag gefallen war. Sofort schickte Friedrich seinen Flügeladjutanten Grafen Schwerin an Czernitschew und ließ ihn zu sich entbieten [2]). Derselbe erschien, und dem Könige, der bei dieser Gelegenheit seine ganze Liebenswürdigkeit und den Zauber seiner Beredtsamkeit entfaltete, gelang es, den General zu dem gewünschten Zugeständnisse zu bringen. Czernitschew soll das Versprechen, noch drei Tage bei den Preußen stehen zu bleiben, mit folgenden Worten abgegeben haben: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire, ich setze dabei mein Leben auf's Spiel, aber hätte ich zehn Leben zu verlieren, ich gäbe sie hin, um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie verehre und liebe."

---

[1]) An de Catt aus dem Lager von Leitmeritz Oeuvres XXIV. 15. Bezeichnend ist es, daß der König diesen kurzen Brief mit den Worten beginnt: „Hiebei schicke ich Ihnen Verse, die ich gestern während des Regenwetters gemacht habe. Heut erhielt ich die Nachricht ꝛc."

[2]) Schöning III. 381.

Es zeigte sich übrigens zu Friedrich's großer Beruhigung sehr bald, daß die russischen Verhältnisse bei weitem nicht so schlimm für ihn standen, wie er gefürchtet hatte. Zwar sagte Katharina in dem Manifeste, durch welches sie ihren Regierungsantritt bekannt machte [1]), Rußlands Staatsehre sei durch den mit dem ärgsten Feinde des Reichs geschlossenen Frieden mit Füßen getreten worden; — indessen erklärte sie jene Ausdrücke bald nachher für einen Uebersetzungsfehler. Sie habe sagen wollen: der Ruhm Rußlands sei dessen Feinden durch den Frieden geopfert worden.

Die Veranlassung zu dieser milderen Gesinnung gab der Umstand, daß die Kaiserin aus der engen Freundschaft zwischen ihrem Gemahl und dem Könige von Preußen den Schluß gezogen hatte, das Benehmen Peter's gegen sie sei mit Friedrich's Billigung ein so rücksichtslos unangemessenes gewesen; als sie aber sehr bald aus der geheimen Privatcorrespondenz des gemordeten Gatten sich überzeugte, wie der König seinem neuen Verbündeten in Bezug auf dessen eheliches Verhältniß wiederholt ernste Vorhaltungen zu Gunsten seiner Gemahlin gemacht, so änderte sie ihre Meinung über Friedrich den Großen. Dessenungeachtet fand sie es nicht angemessen, das von Peter III. geschlossene russisch-preußische Bündniß fortbestehen zu lassen, durch welches sie sogleich

---

1) Stenzel p. 300.

in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt worden wäre. Noch stand der Thron, zu dem sie über die Leiche des rechtmäßigen Czaren hinaufgestiegen, nicht fest. Sie hatte daheim mit der Sicherung und Ordnung ihrer eigenen Verhältnisse genug zu thun. Deshalb ließ sie durch den Fürsten Repnin, der in das preußische Hauptquartier geschickt wurde, dem Könige erklären, sie wolle zwar den geschlossenen Frieden treulich aufrecht erhalten, auch die Eroberungen in Preußen und Pommern zurückgeben, doch sei sie genöthigt, ihre Truppen aus Deutschland abzuberufen. Czernitschew erhielt nochmals den Befehl zur Heimkehr, dem er nun sogleich gehorchte.

Der König hatte inzwischen die ihm von dem russischen General zugestandene dreitägige Frist trefflich benutzt. Er erklärte seinen Truppen den festen Entschluß, die Burkersdorfer Höhen zu nehmen und Daun von denselben zu verjagen; weder das ungünstige Terrain, noch die starken Befestigungen dürften ein Hinderniß sein. „Heute muß es biegen oder brechen!" In der That stürmten die Preußen mit Todesverachtung die steilen Bergwände hinan; trotz des heftigen Kanonenfeuers, trotz der Wälle und Gruben, die sie zu überschreiten hatten, drängten sie die Oesterreicher unaufhaltsam zurück. Wo auf den Felsen die Pferde nicht Fuß fassen konnten, trugen die Soldaten ihre Kanonen auf den Schultern hinauf. Die Oesterreicher mußten zuletzt mit einem Verlust von fast 3000 Todten und Verwun-

deten und 500 Gefangenen ihre ganze feste Stellung aufgeben und sich an die böhmische Grenze zurückziehen [1]). Der König war über diesen Erfolg sehr glücklich. Den General Czernitschew, dessen bloße Anwesenheit ihm an dem Tage von Burkersdorf so große Dienste geleistet hatte, entließ er nun mit herzlichem Danke und übersandte ihm ein kostbares Geschenk. Czernitschew bat den Officier, welcher ihm dasselbe überbrachte, dem Könige zu sagen, er habe ihn für die ganze Welt unbrauchbar gemacht; denn nie werde er einen Mann finden, den er so lieben und hochschätzen könnte, wie Friedrich den Großen. Dieser konnte nunmehr, von Daun's Gegenwart befreit, zur Belagerung von Schweidnitz schreiten, die unter Oberleitung des braven Tauenzien alsbald in's Werk gesetzt wurde. Es war keine leichte Arbeit. Die Garnison bestand aus 12,000 auserwählten Soldaten unter dem tapferen General Guasco, und die Belagerten hatten den Vortheil, daß der berühmte Gribeauval die Vertheidigungsarbeiten leitete. Allerdings war auch im preußischen Lager ein geschickter französischer Ingenieur, Lefebvre, der, mit Gribeauval von Jugend auf bekannt [2]), hier eine er-

---

[1]) Tempelhoff VI. 100—115.

[2]) Jeder von ihnen hatte ein Werk über die Belagerungs- und Minirkunst geschrieben. Jetzt wollten sie ihre Theorien durch die Praxis bestätigt sehen.

wünschte Gelegenheit fand, sich mit seinem Nebenbuhler zu messen. Beide arbeiteten einander über und unter der Erde mit gleicher Geschicklichkeit und Ausdauer entgegen, minirten und contreminirten, verdarben einander die Arbeit und zogen dadurch die Belagerung scheinbar endlos in die Länge [1]). Die Belagerer gegen einen Angriff der österreichischen Hauptarmee zu decken, war der Herzog von Bevern zwischen Schweidnitz und den von Daun an der Grenze besetzten Posten aufgestellt. Am 16. August versuchte Daun mit großer Uebermacht bei Reichenbach einen Angriff auf das Bevern'sche Corps, um nach Zersprengung desselben Schweidnitz zu entsetzen. Der Herzog aber vertheidigte sich mit großer Tapferkeit und hatte bereits die Oesterreicher zurückgeworfen, als der König, durch den Kanonendonner aufmerksam gemacht, ihm Unterstützung sandte und selbst an der Spitze eines Husarenregiments herbeieilte. Bevern empfing die Glückwünsche des Monarchen und bat denselben, eine Anzahl von Officieren, die sich besonders ausgezeichnet hatten, für ihre treffliche Haltung zu belohnen. Friedrich aber, noch immer in seiner herben Laune, schlug das ab, indem er sagte [2]): „Wann Distinctionen bei jeder Gelegenheit erfolgen sollten, wo

---

[1]) Sehr weitläufig sind die interessanten Einzelnheiten im 6. Bande von Tempelhoff beschrieben.

[2]) Archenholz 527.

ein Officier thut, was sein Devoir an sich erfordert, so müßten sie gar zu gemein werden und würden aufhören, wirklich Distinctionen zu sein."

Alle Hoffnung auf Entsatz war nach der Schlacht bei Reichenbach für den Commandanten von Schweidnitz geschwunden. Derselbe erbot sich daher, wenn ihm freier Abzug mit allem Geschütz und allem kaiserlichen Eigenthum gestattet würde, zur Uebergabe. Der König verwarf dies und forderte unbedingte Ergebung. Die Anstrengungen der Belagerung und Vertheidigung wurden nun mit größter Hartnäckigkeit von beiden Seiten fortgesetzt, hatten aber noch wochenlang keinen Erfolg. Lefebvre war in Verzweiflung und konnte nur durch eifriges Zureden des Königs bewogen werden, die stets vergeblichen Arbeiten, welche jedes Mal an Gribeauval's Gegenmaßregeln scheiterten, wieder aufzunehmen. Was der unermüdlichen Ausdauer Lefebvre's und seinen berühmten Druckkugeln nicht gelang, bewirkte zuletzt der Zufall. Eine Granate entzündete das große Pulvermagazin in Schweidnitz. Bei der Explosion wurden nicht nur viele Menschen getödtet, sondern es entstand auch eine Lücke in den Festungswerken, welche die Erstürmung möglich machte. Jetzt endlich (am 9. October) capitulirte Guasco nach 63tägiger Belagerung. Die Besatzung, noch 9000 Mann stark, mußte sich kriegsgefangen erklären. Ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedarf, darunter mehr als

350 Kanonen, wurde die Beute der Sieger. Die Preußen hatten während der hartnäckigen Belagerung über 3000, die Oesterreicher über 3500 Mann verloren [1]). Friedrich's Geduld hatte während der Dauer dieser Belagerung eine harte Probe zu bestehen, aber die Geduld seiner Umgebungen eine noch härtere, denn Seine Majestät waren äußerst ungnädig und belegten die Leiter der erfolglos scheinenden Belagerung nicht mit Ehrentiteln. Schöning [2]) theilt Auszüge aus einem „Journal von Götzen" mit, dem wir folgende Stellen entlehnen: Als Friedrich am 23. September wohl hundert Schritt vor die Vedetten vorritt, erkannte ihn der Feind und kanonirte nach ihm auf's Heftigste. Heut am 24. früh besah der König zu Pferde die Trancheen und ritt bis über die mittelste Communicationslinie weg; der Feind kanonirte nach uns erschrecklich, dem Pagen von Pirch, der dicht hinter dem Könige ritt, ward das Pferd erschossen.

---

[1]) Die Gefangenen wurden nach Preußen geschickt, zum Theil über Stettin zur See. Durch einen heftigen Sturm kam eine Menge von ihnen unterwegs um.

Die Oesterreicher schäumten vor Wuth bei der Nachricht, daß Schweidnitz übergeben worden. Daun's Unentschlossenheit sollte daran Schuld sein. In Wien wurden an allen Ecken höhnende Bilder angeschlagen, auf welchen der General als Schlafmütze erschien. Wenn seine Gemahlin durch die Straßen fuhr, bewarf das Volk ihren Wagen mit Schlafmützen. Archenholz 533.

[2]) Schöning III. 453.

Bei der Belagerung war auch der Thronfolger, der 17jährige Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, gegenwärtig, den Friedrich hatte nach Breslau kommen lassen, um den Feldzug mitzumachen und praktisch in die Kriegskunst eingeweiht zu werden. Bei dem Vorfalle mit Pirch ritt der Prinz so nahe neben demselben, daß sein Pferd scheute, als der junge Page aus dem Sattel geschleudert wurde. Man glaubte, der Prinz sei erschossen. Es entstand ein großer Tumult, der König aber blieb ganz ruhig und rief dem Pagen, der sich wieder aufgerafft hatte, mit lauter Stimme zu: „Pirch, vergeß Er seinen Sattel nicht!" Der junge Mann mußte nun in dichtem Kugelregen den Sattel abschnallen und mitnehmen. Friedrich II. wußte in solchen Augenblicken nicht, was Furcht heißt. Der Glaube an Prädestination, den er von Jugend auf gehegt, verlieh ihm in der größten Gefahr eine wunderbare Ruhe: „Die Kugel, die mich treffen soll," pflegte er zu sagen, „kommt von oben!"

Mit der Uebergabe von Schweidnitz war der Feldzug in Schlesien im Wesentlichen beendigt. Daun dachte an keinen weiteren Angriff, sondern verschanzte sich in den Bergen mit solcher Eile, daß 12,000 Menschen Tag und Nacht an den Gräben und Wällen arbeiten mußten. Nachdem er seine Stellung fast unangreifbar gemacht, bot er dem Könige Waffenstillstand bis zum Frühjahre an. Friedrich stellte jedoch die Bedingung, daß die Oester-

reicher sich vorher nach Böhmen oder mindestens in's Glatzische zurückziehen müßten, was denn auch nach einigen Wochen geschah, als die Winterkälte ein längeres Verweilen auf den schneebedeckten Berghöhen nicht gestattete.

Nunmehr hielt der König es an der Zeit, sich nach Sachsen zu des Prinzen Heinrich Armee zu begeben, die er durch Absendung der Generale Wied und Belling verstärkt hatte. In Schlesien blieb der Herzog von Bevern mit einer bedeutenden Heeresabtheilung zurück, um zu verhüten, daß nicht wieder, wie im vorigen Jahre, eine wichtige Festung überrumpelt würde. Daun folgte nach seiner gewohnten Art dem Könige wie sein Schatten, ohne jedoch bis zur Beendigung des Krieges noch Etwas von Bedeutung zu unternehmen.

Prinz Heinrich hatte in Sachsen den kleinen Krieg gegen die Reichstruppen und die Oesterreicher unter General Serbelloni lebhaft fortgesetzt und den Feinden theils in Person, theils durch seine Generale Belling und Kleist nicht unerhebliche Verluste beigebracht, auch wohl gelegentlich eine kleine Schlappe erhalten.

Maria Theresia bezeigte sich über die Geringfügigkeit der Erfolge, die ihr aus Sachsen gemeldet wurden, mit Recht sehr erzürnt; ganz besonders warf sie dem General Serbelloni vor, daß er die Landesgrenze gegen das Einbrechen preußischer Corps nicht zu sichern vermocht hatte.

Zu verschiedenen Malen hatten nämlich die Preußen in Böhmen Magazine zerstört und Städte, Dörfer, Kirchen und Klöster unter Verübung von allerlei Ausschweifungen geplündert [1]). Auf besonderen Befehl des Königs von Preußen war kürzlich der Obrist von Kleist über das Erzgebirge gegangen, um im Oesterreichischen die Dörfer anzuzünden und die Einwohner recht empfindlich für die Verheerungen zu strafen, die ihre Landsleute während des Krieges in Preußen verübt hatten. Zum Glück war Kleist ein wohlwollender Mann, der die Härte und Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens einsah und so milde verfuhr, wie es mit dem Buchstaben des ihm gewordenen Auftrages sich vereinigen ließ. Nur ein paar schlechte Hütten steckte er in Brand, nachdem er den Bewohnern Zeit gelassen, ihre Person und ihr Besitzthum in Sicherheit zu bringen. Große Kriegscontributionen zu fordern durfte er dagegen nicht unterlassen.

Die Wiederholung solcher Vorfälle zu verhindern, sandte Maria Theresia an Serbelloni's Stelle, den sie am 7. September abberief, den General Haddik; dieser bewirkte auch bald durch geschickte Manöver, daß Prinz Heinrich sich aus seiner Stellung bei Freiberg, wo er die böhmische Grenze bedrohte, nordwestwärts zurückziehen mußte. Da die Verstärkungen, welche der König

---

[1]) Stuhr 220. Tempelhoff VI. 41.

der sächsischen Armee zuschicken wollte, noch nicht eingetroffen waren, so wünschte der Prinz wo möglich vor Ankunft derselben mit seinen eigenen Truppen den Nachtheil, den er erlitten, durch eine kühne That wieder gut zu machen.

Seidlitz, der bei ihm war, unterstützte diesen Vorsatz auf's Eifrigste [1]). Es wurde beschlossen, das Reichsheer anzugreifen, welches unter Graf Stolberg im Lager bei Freiberg den linken Flügel der feindlichen Stellung bildete. General Hülsen sollte gleichzeitig die Oesterreicher auf dem rechten Flügel bedrohen und in Schach halten.

Am 29. October wurde diese Unternehmung ausgeführt und mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. „Ich habe zwei wirkliche und zwei Scheinangriffe gemacht," meldet Heinrich noch selbigen Tages seinem Bruder [2]). „Der Feind that hartnäckigen Widerstand, aber nach dreistündigem Kampfe mußte er sich auf allen Punkten zurückziehen. Wir haben ungefähr 3000 Mann verloren, kein höherer Officier ist darunter. Wir haben über 4000 Gefangene gemacht und 31 Kanonen erobert. Seidlitz hat die größten Dienste geleistet; als die Cavallerie nicht in Thätigkeit kommen konnte, stellte er sich

---

[1]) Stuhr 221.

[2]) Schöning III. 491. 494.

an die Spitze des Fußvolks und verrichtete glänzende Thaten."

Die Feinde mußten sich hinter Freiberg an das rechte Ufer der Mulde zurückziehen. Diese Schlacht war die letzte des siebenjährigen Krieges. Ein Adjutant des Prinzen, der Hauptmann von Kalkreuth, überbrachte dem Könige die Siegesnachricht[1]). Dieser schrieb seinem Bruder am 2. November[2]): „Dein Brief hat mich um zwanzig Jahre verjüngt! Gestern war ich 60, heut bin ich 18! (sic.) Ich segne den

---

[1]) Es ist derselbe Kalkreuth (geboren 1737), welcher 1807 als General sich bei der Vertheidigung von Danzig auszeichnete. Er starb in hohem Alter als Feldmarschall und Gouverneur von Berlin daselbst 1818. In seinen nachgelassenen Memoiren findet sich in Bezug auf die Sendung, von der hier die Rede ist, folgende charakteristische Erzählung: „Der König erging sich in einer höchst bittern Kritik über das Verfahren seines Bruders und sagte dazwischen mehrmals zu mir: „Sie betrifft das nicht, ich weiß, Sie haben alles Mögliche gethan, um die verkehrten Maßregeln zu hindern." Obgleich der König mir befahl, das Alles seinem Bruder zu sagen, habe ich doch nie ein Wort davon gegen ihn verlauten lassen. Als ich sehr gnädig verabschiedet wurde, führte der König mich bis an die Thür und flüsterte mir in's Ohr (obgleich Niemand im Zimmer war): „Ich habe Sie zum Major ernannt!" Oeuvres XXVI. 258. Note 2. Bran's Minerva von 1839. p. 360.

[2]) Schöning III. 495.

Himmel, daß er Dich gesund erhalten, und daß Alles so glücklich abgelaufen ist. Du hast wohl daran gethan, dem Feinde zuvorzukommen, und durch Deine guten und gründlichen Anordnungen hast Du alle Schwierigkeiten besiegt, welche die günstige Stellung und die Tapferkeit der Feinde Dir entgegenstellte. Der Dienst, den Du dem Staate geleistet, ist so wichtig, daß ich Dir meinen Dank dafür nicht genügend ausdrücken kann und mir vorbehalte, dies persönlich zu thun."

Für den Augenblick war die wichtigste Folge der Schlacht bei Freiberg der Abschluß eines Waffenstillstandes mit Oesterreich (27. November), den man beiderseits im Stillen bereits als die Einleitung zu einem endlichen Frieden betrachtete. Die Reichsarmee war in der Verabredung nicht mit eingeschlossen, und zwar hatten Preußen und Oesterreich beide ein Interesse daran, dieselbe ihren eigenen Kräften zu überlassen. Maria Theresia sah voraus, daß die kleineren Fürsten, nun ohne fremden Beistand, bald von den Preußen so bedrängt werden würden, daß sie auf eigene Hand um jeden Preis Frieden machen müßten. Da sie durch einen solchen Schritt die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich lösten, so fielen denn auch die Entschädigungsansprüche fort, die sie aus dem Allianzvertrage erheben könnten. Friedrich seinerseits mußte, so lange das Ende des Krieges nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen war, sich auf einen achten Feldzug gefaßt machen und die Mittel dazu

herbeischaffen. Dazu boten denn die von den Oesterreichern verlassenen Reichsstände das beste Material, und er säumte nicht, dasselbe zu benutzen. Jener Obrist Kleist, welcher eben so reichliche Contributionen in Böhmen beigetrieben, wurde beauftragt, einen Streifzug in die Gegenden von Deutschland zu unternehmen, welche man vorzugsweise „das Reich" nannte. Mit 10,000 Mann wandte sich derselbe zuerst nach Franken [1]) und besteuerte den Bischofssitz Bamberg mit nicht weniger als einer Million Thaler. Von da ging es nach Nürnberg, woselbst die regierenden Herren weitläufige Unterhandlungen mit dem Führer des gefürchteten Streifcorps eröffneten, und sich ausbaten, daß er ihre Freiheiten in civilibus et militaribus, Saecularibus et Ecclesiasticis gewährleistete, ehe man ihm die Thore öffnete. Kleist, dem dieser lateinische Zopfstyl vollkommen unverständlich war, versprach Alles zu beantworten, sobald er in der Stadt sein würde. Die Antwort bestand schließlich darin, daß den Nürnbergern die Zahlung von 1,500,000 Thaler auferlegt wurde, wozu sie sich wohl oder übel bequemen mußten.

Die Kleist'schen Husaren setzten ihre Streifereien fort, zum Schrecken und Entsetzen der kleinen Reichsstädte. Bis eine Meile von Regensburg kamen sie, was den daselbst tagenden Reichstag so außer Fassung

---

[1]) Archenholz 547—550.

brachte, daß die hohe Versammlung im Begriff war, sich aufzulösen. In ihrer Verzweiflung riefen die Herren den Schutz des einst so bitter angefeindeten preußischen Gesandten Plotho an, der denn auch einschritt und die Husaren zum Abzug bewog.

Ein solcher Angriff auf den Sitz der höchsten Reichsversammlung durfte denn doch in Wien nicht ruhig mit angesehen werden. Es wurde ein Armeecorps aus Böhmen herbeigerufen, Prinz Xaver von Sachsen stieß von Würzburg her zu demselben, so daß Kleist sich nunmehr vor einer solchen Uebermacht schleunigst nach Sachsen zurückziehen mußte. Er lieferte dem Könige große Geldsummen ab und brachte viele Personen mit, welche von der Reichsarmee als Geißeln für die Bezahlung der ihrerseits auferlegten Contributionen aus den Ländern des Königs und seiner Verbündeten fortgeschleppt waren.

Dieser geniale Raubzug hatte außer der Erreichung des unmittelbaren Zweckes alsbald noch die sehr wichtige, vom Könige wohl vorausgesehene Folge, daß die Reichsfürsten, die sich von Oesterreich schmählich im Stich gelassen sahen, schnell nach einander um Frieden baten. Die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zogen ihre Truppen von der Reichsarmee zurück, und bewilligten, um nur endlich zur Ruhe zu kommen, Alles, was der König verlangte. Mecklenburg machte ebenfalls Frie-

den mit Preußen und zahlte zu den großen Summen, die es bereits während des Krieges hatte hergeben müssen, nachträglich noch 120,000 Thaler.

Während dies Alles im Reiche und in Sachsen sich begab, waren auch die Franzosen und die alliirte Armee nicht müßig gewesen. Schon längst hatte der Pariser Hof sich der geringen Erfolge geschämt, die man während aller dieser Jahre in Deutschland errungen. Die Schuld wurde nicht mit Unrecht auf die Uneinigkeit der beiden Heerführer Broglie und Soubise geschoben. Der Schwarm der Höflinge und Intriguanten bemächtigte sich dieser Angelegenheit; Broglie, bei Weitem der tüchtigste von jenen Beiden, wurde entlassen, Soubise zum Oberbefehlshaber ernannt, und ihm der alte erfahrene Marschall d'Estrées als Rathgeber an die Seite gesetzt. Zwei Armeen, unter Soubise und Condé, rückten in's Feld. Ferdinand's kriegerisches Genie vermochte jedoch auch in diesem Jahre (1762) wiederum der großen Ueberzahl der Feinde die Wage zu halten. Es gelang ihm, die bei Wilhelmsthal in Niederhessen sehr vortheilhaft aufgestellte Soubise'sche Armee unbemerkt mittelst geschickter Märsche zu umgehen und dem nichts ahnenden Feinde in den Rücken zu fallen (24. Juni). Die Franzosen erlitten eine empfindliche Niederlage, die leicht mit der Vernichtung des größten Theils ihrer Armee hätte enden können, wenn nicht Graf Stoinville mit eigener Lebensgefahr und unter

Beweisen höchster Tapferkeit noch zu rechter Zeit den Rückzug einigermaßen gedeckt hätte. Soubise ging über die Fulda zurück, vereinigte sich im August mit dem Condé'schen Corps, um nun seinerseits mit verdoppelter Stärke einen Angriff gegen die Alliirten zu versuchen. Nur in dem stark befestigten Kassel hatte er französische Besatzung zurückgelassen. Prinz Friedrich von Braunschweig bekam den Auftrag, diese Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen zu belagern, während Ferdinand sich zu seinem Schutze so aufstellte, daß er zugleich die Bewegungen der Franzosen im Auge behielt. Die Hauptarmeen blieben den ganzen Monat October hindurch in beobachtender Stellung einander gegenüber, während es fortwährend zu kleinen Gefechten zwischen einzelnen Heerestheilen kam. Die Besatzung von Kassel leistete tapferen Widerstand, bis förmliche Hungersnoth ausbrach und den Commandanten zur Uebergabe nöthigte (2. November). Schon fünf Tage nachher traf im französischen Hauptquartier die Nachricht ein, daß am 3. November zu Fontainebleau die Präliminarien des Friedens zwischen England und Frankreich unterzeichnet waren. Damit war der Krieg hier zu Ende und beide Armeen bezogen die Winterquartiere.

Ferdinand von Braunschweig erfreute sich, namentlich in England, der größten Anerkennung seines Feldherrntalents und seines Charakters. Sein Name wurde dort überall in gleichen Ehren neben Friedrich dem

Großen genannt. Das Parlament ließ ihm durch den eigens dazu abgesandten Sprecher des Unterhauses ein feierliches Dankschreiben überreichen, und verlieh ihm einen lebenslänglichen Ehrensold von 3000 Pfund Sterling.

Die Franzosen, welche in Deutschland ihre Kräfte durch den langen Krieg erschöpft hatten[1]), waren auch in Amerika gegen die Engländer nicht glücklich gewesen und bezeigten deshalb allen Ernstes friedliche Gesinnungen. Auch in London erhielt die Friedenspartei immer größeres Uebergewicht, um so mehr, als man sicher sein konnte, unter sehr vortheilhaften Bedingungen aus dem langen Kriegszustande herauszukommen. Die Engländer hatten so gewaltige Eroberungen in Asien, Afrika und Amerika gemacht, daß es ihnen nicht schwer wurde, einen Theil derselben an Frankreich wieder zurückzugeben; dadurch kam man beiderseits in eine Lage, die es möglich machte, sich ehrenvoll aus der Sache zu ziehen. Die Verwickelungen in Deutschland hätten bei dem Friedensschluß noch die meisten Schwierigkeiten geboten; man begriff aber beiderseits, daß das beste Mittel, dem Kriege auch hier ein Ende zu machen, darin bestehen würde, daß Frankreich sowohl wie

[1]) Voltaire bemerkt treffend: Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von 200 Jahren.

England ihren Bundesgenossen fernerweit jede Unterstützung an Geld und Truppen entzöge [1]). Da man in der Hauptsache, dem dringenden Wunsche nach Frieden, auf beiden Seiten zusammentraf, so konnten Nebensachen den Abschluß der Präliminarien nicht lange aufhalten. Schon am 3. November wurden dieselben zu Fontainebleau unterzeichnet [2]).

England ging mit unermeßlichem Gewinn aus dem Kampfe hervor. Canada bis zum Missisippistrome, die einträgliche Küstenfischerei am Cap Breton, mehrere der reichen westindischen Inseln und in Afrika die Landschaft Gambia am Senegal behielt es als Beuteantheil. Mehr als das Alles wog aber der Umstand, daß die brittische Flotte fortan das Weltmeer beherrschte und keinen Nebenbuhler zu dulden brauchte. Spanien, welches seit seinem Bündnisse mit Frankreich an dem Seekriege gegen England Theil genommen hatte, mußte Florida abtreten.

Da konnte es wohl verschmerzt werden, daß die übrigen im Kriege gemachten Eroberungen an Frankreich, und die Havanna, welche am 12. August noch in die Hände der Engländer gefallen war, an Spanien zurückgegeben wurde. Das englische Publikum aber verzieh

---

[1]) Annual Register II. 128.

[2]) Den Text vollständig bei Martens Recueil de Traités etc. I. 92.

dies dem Minister Bute nicht; die Nationalehre schien verletzt, wenn man nicht Alles behielt.

Hannover, Hessen, Braunschweig und die anderen kleinen Fürsten, welche ihre Truppen zur alliirten Armee gestellt hatten, blieben im Besitz ihrer Länder. In Bezug auf Preußen dagegen setzten die Präliminarien nur fest, daß Frankreich so bald wie möglich Cleve, Geldern und Wesel räumen sollte; dagegen war nicht ausdrücklich gesagt, daß die Rückgabe dieser Gebiete an Preußen erfolgen müßte. Das konnte auch nicht füglich ausgesprochen werden, so lange das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich nicht förmlich gelöst war; denn die Franzosen durften aus Rücksicht für den Wiener Hof nicht offen erklären, daß sie einen Theil der gemachten Eroberungen dem Todfeinde ihrer Bundesgenossen ausliefern wollten. Friedrich der Große nahm darauf keine Rücksicht, sondern fühlte sich durch die zweideutigen Worte dieser Friedensbestimmung tief gekränkt. Die Engländer, sagte er, hätten ihn nicht wie einen Bundesgenossen, sondern wie die ärgsten Feinde verrätherisch behandelt [1]). Die Rückgabe der genannten preußischen Gebietstheile erfolgte übrigens nachdem der Friede mit Oesterreich zu Stande gekommen war, ohne große Schwierigkeit im Frühjahr 1763. Aber auch abgesehen von jener einzelnen Bestimmung der Prälimi-

---

[1]) Oeuvres V. 213.

narien berief der König sich darauf, daß England nach dem Wortlaut des Vertrages von 1757 überhaupt nicht das Recht hätte, ohne Preußens Einwilligung Frieden zu schließen. Dabei übersah er, daß die gesammten politischen Verhältnisse, welche das englisch-preußische Bündniß veranlaßt hatten, seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Grund aus andere geworden waren. Als Friedrich der Große, ohne England zu fragen, mit dem Czaren Peter eine Allianz schloß, durch deren geheime Artikel er sich verpflichtete, die Ansprüche des Hauses Holstein gegen Dänemark nöthigenfalls mit Waffengewalt zu unterstützen [1]), hatte er damit eine dem englischen Interesse geradezu widersprechende Stellung eingenommen; denn für die großbrittanische Seemacht konnte nichts nachtheiliger sein, als eine Verstärkung des russischen Einflusses auf die Schifffahrt der Nord- und Ostsee.

Sei dem wie ihm sei, — jedenfalls hatte Friedrich der Große durch den Frieden zwischen Frankreich und England so viel gewonnen, daß er fortan nicht mehr gegen eine übermächtige Völkerverschwörung sich zu vertheidigen brauchte, sondern daß Preußen und Oesterreich nunmehr freies Spiel hatten, ihre Sache untereinander allein auszumachen.

---

[1]) Beweisstellen bei Stenzel p. 294. Note 1. Stuhr 224.

Glücklicher Weise war auch Maria Theresia jetzt endlich des Kampfes müde. Von allen ihren Verbündeten verlassen und von dem Könige von Polen, welcher das geplagte Sachsenland endlich wieder in Besitz zu nehmen wünschte, mit Bitten bestürmt, gab sie unter der Hand zu verstehen, daß sie zum Abschluß des Friedens bereit sei.

Für Friedrich II. konnte nichts erwünschter sein; die Fortführung des Krieges mit seinen eigenen Kräften und aus eigenen Mitteln war fast eine Unmöglichkeit geworden. Russen, Oesterreicher und Franzosen hatten die preußischen Länder seit länger als sechs Jahren jämmerlich verwüstet. Die männliche Bevölkerung war durch die vielen blutigen Schlachten so zusammengeschmolzen, daß an eine vollständige Ergänzung der Armee für den Augenblick kaum zu denken war. Die meisten von den alten tüchtigen Generalen waren todt. Es fehlte an erfahrenen Officieren jeden Ranges; die Knaben, welche man aus den Kadettenhäusern in der Noth herbeigeholt, konnten den Dienst nicht genügend versehen. An die Stelle der alten preußischen Infanterie waren Ueberläufer, Kriegsgefangene und blutjunge Rekruten getreten. In allen Provinzen fehlte es an Händen, den Acker zu bauen, man sah Weiber und Kinder hinter dem Pfluge gehen. Im Falle der Fortsetzung des Krieges mußte man darauf gefaßt sein

Hungersnoth und Pest aller Orten ausbrechen zu sehen [1]).

Bei dieser Lage der Sache begrüßte der König mit Freuden die Ankunft eines Unterhändlers, welcher die Nachricht überbrachte, daß der Kurprinz von Sachsen von Kaunitz mit der Vermittelung des Friedens beauftragt sei. Friedrich hatte sich von Meissen, wo er im November sein Hauptquartier aufgeschlagen, nach Leipzig begeben, und empfing hier den sächsischen Geheimrath von Fritsch, der amtlich den Antrag auf Eröffnung der Friedensunterhandlungen stellte. Sachsen und Oesterreich und Preußen waren allein noch als kriegführende Mächte zu betrachten. Alle Drei wünschten mit gleichem Eifer das Ende des langen Kampfes herbei.

Schon am 30. December 1762 kamen in dem zwischen Leipzig und Dresden gelegenen Schlosse Hubertusburg, demselben, wo Quintus Icilius gehaust hatte, die Friedensbevollmächtigten zusammen. Friedrich II. hatte den Geheimen Legationsrath von Herzberg, Maria Theresia ihren Hofrath von Collenbach und Sachsen den Geheimrath von Fritsch zu Friedenscommissarien ernannt. Die Arbeiten wurden ohne die sonst üblichen Weitläufigkeiten und Ceremonienstreitigkeiten in rein geschäftlicher Weise begonnen und mit dem größten Ernst

---

1) Oeuvres V. 220.

und Eifer zu Ende geführt. Es vereinfachte sich das Geschäft ungemein dadurch, daß Friedrich der Große in richtiger Würdigung der politischen Verhältnisse zwar allen Ansprüchen auf Gebietserweiterung oder Entschädigung entsagte, auf die er hoffen durfte, so lange ihm England als Bundesgenosse zur Seite stand; daß er aber gleichzeitig auch auf das Bestimmteste erklärte, in keinerlei Abtretung von Land und Leuten willigen zu wollen. Oesterreich und Sachsen begriffen bald, daß sie auf diese Forderung eingehen müßten, wenn das ganze ersehnte Friedenswerk nicht scheitern sollte. So mußte im Wesentlichen alles auf eine Bestätigung und Erneuerung der beiden Friedensschlüsse hinauslaufen, wie dieselben nach dem ersten und zweiten schlesischen Kriege zu Stande gekommen. Der einzige Punkt, welcher Schwierigkeiten machte, war die Zurückgabe der Grafschaft und der Festung Glatz, wo die Oesterreicher sich bis zuletzt behauptet hatten. Maria Theresia ließ Entschädigung an Land oder große Geldsummen anbieten, wenn man ihr diese schöne Gebirgslandschaft lassen wollte. Erst als sie sich überzeugt hatte, daß der Entschluß des Königs nicht zu ändern sei, gab sie zögernd und widerwillig nach.

Nun konnte man zur Abfassung der Friedensartikel schreiten. Schon am 5. Januar 1763 wurde der Entwurf derselben von den mit ausgedehntesten Vollmachten versehenen Commissarien vollzogen und am 15. Fe-

bruar das Friedensinstrument selbst unterschrieben und besiegelt [1]).

Beide Theile entsagen in demselben aller öffentlichen und heimlichen Feindseligkeit gegeneinander (Art. 1.), verkünden volle und ewige Verzeihung für alles, was während des Krieges geschehen und verlangen keinerlei Ersatz für die erlittenen Beschädigungen (Art. 2.). Oesterreich entsagt allen Ansprüchen auf die Länder, welche in den Friedensschlüssen von 1742 und 1745 an Preußen abgetreten worden, und giebt dem König alle Plätze und Festungen zurück, die er vor dem Kriege besessen, namentlich auch die Grafschaft und Festung Glatz (Art. 5.). Die Kaiserin-Königin garantirt dem Könige den Besitz seiner gesammten Staaten und dieser übernimmt dieselbe Verpflichtung in Bezug auf die deutschen Länder Maria Theresia's. (Art. 16.) Beide Theile behalten sich vor, in einer besondern Urkunde diejenigen Freunde und Verbündeten zu nennen, welche in dem Frieden mit eingeschlossen sein sollen.

In einem geheimen Artikel verspricht der König dem Erzherzog Joseph bei der Kaiserwahl die Brandenburgische Kurstimme zu geben.

Den Sachsen gegenüber wurden die Bestimmungen des Dresdener Friedens im Wesentlichen unverändert erneuert und bestätigt. Mit dem Könige von Frank-

[1]) Dasselbe u. A. bei Martens, Recueil des Traités etc. I. 136.

reich bedurfte es eines besonderen Friedensabschlusses nicht, weil durch den Vertrag von Fontainebleau jede Einmischung der Franzosen in deutsche Angelegenheiten beseitigt war.

Der König bezeigte seine volle Zufriedenheit über die Schnelligkeit, mit welcher das Friedensgeschäft zu Ende gebracht war. Zu Herzberg, den er bald darauf zum Staatsminister ernannte, sagte er: „Sie haben Frieden gemacht, wie ich Krieg führte, Einer gegen Viele."

Die Preußen räumten nun ganz Sachsen; jedoch nicht eher, als bis die noch rückständigen Kriegssteuern und Lieferungen mit der äußersten Strenge beigetrieben waren. Der König befahl, die säumigen Ortschaften geradezu mit Plünderung zu bedrohen, wenn sie nicht zahlten. Reiche Leute wurden eingekerkert, oder ihnen gedroht ihre Söhne unter die Soldaten zu stecken, — Friedrich wollte das Land, welches so lange bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit für die Bedürfnisse der preußischen Armee hatte sorgen müssen, nicht eher verlassen, als bis der letzte Thaler und der letzte Wispel Korn herausgepreßt wäre [1]).

Aber noch eine ganz andere Art von Steuern erhob Friedrich der Große in dem wegen seiner schönen Mädchen berühmten Sachsenlande. Ganz im Sinne und

[1]) Archenholz p. 557, der hier als Augenzeuge berichtet.

Geiste seines Vaters („Die Depense ist nicht groß, und ich peuplire mein wüst Land") befahl er, die gemeinen Soldaten, bevor sie abzögen, zum Heirathen zu ermuntern, was denn auch schnell und willig befolgt wurde, zu großem Aerger der Regimentscommandeure, die vergebens Alles aufboten, um von dem „Weibertroß" auf dem Marsche nicht belästigt zu werden. Der König nahm die Sache sehr ernst und ließ sich wiederholt die Listen der Neuvermählten vorlegen.

Am 30. März kehrte er nach Berlin zurück. Dem feierlichen Empfange, den man daselbst vorbereitet hatte, wich er aus, indem er erst bei dem Dunkel der späten Abendstunde in das Thor fuhr. Die Einwohner, die den ganzen Tag über vergebens auf den Straßen gewartet hatten, ließen es sich nicht nehmen mit schnell herbeigeschafften Fackeln den Wagen unter lautem Lebehochrufen zu umringen. Der König aber befahl schnell zu fahren und erreichte auf einem absichtlich gewählten Umwege das Schloß.

Die siebenjährige Arbeit des furchtbaren Krieges hatte ein Ende; doch war es keine Zeit der Ruhe und Erholung nach fast übermenschlicher Anstrengung, welche die Friedensglocken einläuteten. Friedrich mußte sofort zu einer neuen, kaum minder schweren Arbeit schreiten, um die Wunden zu heilen, an denen das erschöpfte Königreich darnieder lag.

Ende des vierten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Verbesserungen.

Pag.		Zeile				statt:		lies:	
Pag.	11	Zeile	7	v.	oben	statt:	gelangte	lies:	rückte vor.
"	17	"	15	"	"	"	verweigerte	"	verringerte.
"	46	"	10	"	unten	"	wandte	"	wankte.
"	47	"	13	"	oben	"	Berkendorf	"	Benkendorf.
"	79	"	4	"	"	"	und Halle	"	in Halle.
"	127	"	12	"	unten	"	-angelegenheiten	"	-maßregeln.
"	181	"	1	"	"	"	Wenzlav	"	Wenzler.
"	[illegible]0	Note 1				"	de Gott	"	de Gatt.